Moritz von Kotzebue's,

Russisch-kaiserlichen Hauptmanns im Generalstabe, Ritters des Wladimir-, wie auch des Persischen Sonnen- und Löwen-Ordens,

Reise nach Persien

mit

der Russisch-kaiserlichen Gesandtschaft

im Jahre 1817.

Mit neun ausgemahlten und schwarzen Kupfern.

Wien 1825.
Bey Kaulfuß und Krammer, Buchhändlern.

MUSEUM

DER

NEUESTEN UND INTERESSANTESTEN

REISEBESCHREIBUNGEN

FÜR GEBILDETE LESER.

VOLLSTÄNDIG

NACH DEN ORIGINALAUSGABEN

MIT KARTEN UND KUPFERN

VI. BAND

WIEN 1825.

Bey Kaulfuß und Krammer, Buchhändlern.

Dem

Herrn Gesandten,

General en Chef

Jermoloff,

Haupt-Commandeur in Grusien

und

Ritter vieler hohen Orden,

mit dankbarer Verehrung gewidmet

von

dem Verfasser.

Moritz von Kotzebue's,

Russisch-kaiserlichen Hauptmanns im Generalstabe, Ritters des Wladimir-, wie auch des Persischen Sonnen- und Löwen-Ordens,

Reise nach Persien

mit

der Russisch-kaiserlichen Gesandtschaft

im Jahre 1817.

Mit neun ausgemahlten und schwarzen Kupfern.

Wien 1825.
Bey Kaulfuß und Krammer, Buchhändlern.

MUSEUM

DER

NEUESTEN UND INTERESSANTESTEN

REISEBESCHREIBUNGEN

FÜR GEBILDETE LESER.

VOLLSTÄNDIG

NACH DEN ORIGINALAUSGABEN

MIT KARTEN UND KUPFERN

VI. BAND

WIEN 1825.
Bey Haulfuß und Krammer, Buchhändlern.

Dem

Herrn Gesandten,

General en Chef

Jermoloff,

Haupt-Commandeur in Grusien

und

Ritter vieler hohen Orden,

mit dankbarer Verehrung gewidmet

von

dem Verfasser.

Vorrede.

Der Verfasser dieses Reise-Journals ist derselbe junge Mann, der dem Publikum vor einigen Jahren durch die Beschreibung seiner Kriegsgefangenschaft in Frankreich bekannt geworden ist. Er hält sich jetzt, nach seiner Rückkehr aus Persien, in Grusien auf, wo ihm Messungen der Provinz übertragen worden sind.

Dem Unterzeichneten sandte er vor kurzem seine Handschrift, mit der Bitte, sie zum Drucke zu befördern, jedoch zugleich das Publikum darauf aufmerksam zu machen, daß er keineswegs die Anmaßung habe, nach Vorgängern, wie Chardin und Malcolm, eine Beschreibung von Persien zu liefern, sondern daß er, mit Erlaubniß des Herrn Gesandten, bloß seine Beobachtungen mittheile; auch daß man ihm, der von Jugend auf Seemann und Soldat, bald auf dem Meere bald im Felde gewesen, den ungekünstel-

ten, vielleicht etwas rauhen Styl verzeihen müsse. Hingegen schmeichelt er sich, daß man seine, in der That mit lebhaftem Geiste gemachten Beobachtungen nicht uninteressant finden werde, zumahl da nur die strengste Wahrheitsliebe ihm die Feder geführt habe.

Daß ist Alles, was der Unterzeichnete im Nahmen des Verfassers dem Publikum zu sagen hatte.

Weimar, im April 1818.

August von Kotzebue.

1.

Es gibt Menschen, die vom Schicksale bestimmt zu seyn scheinen, sich ewig in der Welt herum zu tummeln. Wer möchte sie aber glücklich nennen, da sie, immer in neue Verhältnisse versetzt, gern oder ungern in das Böse wie in das Gute sich finden müssen, und endlich unmerklich ein Allerweltsgepräge annehmen, welches zwar ganz gut für die große Welt, aber nicht für den stillen häuslichen Zirkel paßt, — und haben sie dann nicht Alles verloren?

Zu solchen Spielbällen des Glückes mich zu zählen, war bisher mein Los. Schon in meinem sechszehnten Jahre trug mich ein Schiff um die Welt. Im achtzehnten war ich mitten im Kriegsgetümmel, und bey Friedland zerschmetterten Kartätschen mir den Arm. Im vier und zwanzigsten focht ich abermahls unter dem tapfern Grafen Wittgenstein für mein Vaterland, hatte das Unglück gefangen zu werden, wurde nach Frankreich transportirt, durch die Sieger befreyt, und kehrte mit ihnen zurück, um bald auf's neue gegen Frankreich in's Feld zu ziehen. Als auch dieser Kriegssturm ausgetobt hatte, wurde die Division, bey welcher ich stand, in die Gegend von Charkow verlegt, um der Ruhe zu genießen. Hier befand ich mich im May 1816 bey meinem biedern Commandeur, dem General-Adjutanten Baron Korff. Die Güter seines Schwiegervaters lagen in der Nähe. Seine liebenswürdige Gemahlinn hatte Jahre lang den Gatten nicht gesehen; es wurden Feste veranstaltet, man jubelte Wochenlang, bis endlich Alles, der rauschenden Freude überdrüßig, sich in den stillen Zirkel häuslicher Freuden zurückzog. Der kalte Winter entfloh unbemerkt, die Natur lebte wieder auf, als mein General zum Corps-Commandeur ernannt wurde, und ich vom General-Quartiermeister Harting Ordre erhielt, mich schleunigst nach Petersburg zu begeben.

Mit gerührtem Herzen gedenke ich der Trennung von meinem General und von seiner Familie. Außerdem verließ ich noch meinen Jugendfreund, den Obersten Howen, als glücklichen Bräutigam, und konnte dessen Hochzeit nicht einmahl mehr beywohnen. Nicht in der besten Laune, wie man sich denken kann, warf ich mich auf einen Russischen Postwagen und fuhr davon.

Ein kothiger Weg und ewiger Wald nebst groben Postmeistern waren meine treuen Gefährten. In Smolensk, das vom letzten Kriege sehr gelitten hat, gab der Postmeister geradezu ohne doppelte Bezahlung keine Pferde, und im gegenüber liegenden Wirthshause wurde man, so zu sagen, lebendig geschunden. Ein Haufen Podoroschna's (Postpässe auf Pferde), die in der Ecke eines Fensters lagen, bewiesen mir deutlich, daß der Herr Postmeister nicht spaßte, sondern daß weit größere Herren als ich, schon Tage lang warteten. Ich meynte, die Herren hätten mehr Lust und Mittel, als ich, das gegenüber liegende Wirthshaus zu bereichern, — schrie viel, bezahlte doppelt, und wünschte der wackern Gesellschaft viel Vergnügen. Den schmutzigen Weg wurde ich bald los; aber nun erschien eine weit ärgere Qual, die weltberühmte Knüppel-Brücke, die von Weliki-Luki beynahe bis Petersburg führt. Wer seine Knochen noch braucht, dem rathe ich, diesen Weg zu meiden. Bald erblickte ich das schöne Gatschina und stieg noch den nähmlichen Abend im Hôtel de Reval in Petersburg ab. Sehr neugierig, meine eigentliche Bestimmung zu erfahren, warf ich mich den andern Morgen in Galla, und begab mich in's Haus des Generalstabes, um mich bey meinem Chef, dem General-Adjutanten Fürsten Wolkonsky, zu melden.

Der Fürst erscheint gewöhnlich erst um 2 Uhr. Die Zeit bis dahin benutzte ich, um einige alte Kameraden aufzusuchen, von denen ich zu meinem Erstaunen erfuhr, daß ich bestimmt sey, mit einer Gesandtschaft nach Persien zu gehen. Der Fürst bestätigte bald darauf, was ich vernommen hatte, und setzte hinzu, daß er Willens wäre, mich zu dem Herrn wirklichen Staatsrath und Astronomen Schubert zu schicken, um in der Astronomie Unterricht zu erhalten, und mich bis zur Abreise, die erst in zwey Monathen eintreten sollte, so viel als möglich zu diesem Fach vorzubereiten. Den Kopf voller Astronomie und Persien, ging ich in's Gymnasium, um meine Brüder August und Paul aufzusuchen, die ich seit fünf Jahren nicht gesehen. Sie waren während der Feyertage zum Staatsrathe Würst, einem Freunde meines Vaters, eingeladen, und ich fand sie erst einige Tage später in einem häuslichen Zirkel, der während meines Aufenthaltes in Petersburg, meine Lieblings-, und ich kann hinzusetzen, meine einzige Zerstreuung war. Die vielen Berechnungen machten mich oft mürrisch, ich taugte nicht für frohe Zirkel; dort war ich immer willkommen. Bald erfuhr ich, daß auch ein Kamerad von mir, Paul von Rennenkampff, nicht nur zu der Gesandtschaft nach Persien, sondern auch zum Unterrichtnehmen bey Schubert bestimmt sey. Wir beschlossen, zusammen zu wohnen, und ich zog zu ihm nach Wassili-

Ostroff. Der ehrwürdige, berühmte Staatsrath Schubert hatte nicht nur alle mögliche Geduld mit uns im Unterrichte, sondern wußte so gut, lange und langweilige Berechnungen mit einem lehrreichen, angenehmen Gespräche zu verknüpfen, daß wir nie ohne Bewunderung sein Haus verließen, und ganze Nächte wachten, um diesem ehrwürdigen Manne eine Wiederhohlung zu ersparen. Dieser Unterricht verschaffte uns das Glück, auch Montags zu dem lehrreichen Zirkel zu gehören, der sich in seiner braven Familie versammelt.

Im Monathe August hatten wir unsern Unterricht bey Staatsrath Schubert beynahe gänzlich beendiget, und wurden dem Gesandten, General-Lieutenant Jermoloff, vorgestellt, demselben, der im Jahre 1807 Wunder mit der Artillerie that, und an dem Siege bey Culm, der damahls das Schicksal von Europa entschied, einen so wichtigen Antheil hatte. Sein Empfang war wirklich mehr der eines Freundes, als eines Vorgesetzten, und wir müssen alle zu seinem Ruhme sagen, daß er sich nie geändert hat. Ich und mein Freund verließen ihn beyde ganz begeistert, und eilten, unsere Freude unserm ehrwürdigen Lehrer mitzutheilen, der so gütig war, sich für uns zu interessiren. Bald darauf erfuhren wir, daß der Gesandte Petersburg verlasse, und der ganzen Ambassade frey stelle, zu reisen wie sie wolle, wenn sie sich nur im November bestimmt in Tiflis einfände. Oberst von Iwanoff, der als Chef vom Generalstabe nach Grusien bestimmt war, und auch zur Gesandtschaft gehörte, wirkte beym Fürsten Wolkonsky eine Kalesche für die astronomischen Uhren und Instrumente aus; mit diesem war ich auch bestimmt zu reisen, und wir verließen den 17. August die schöne Stadt Petersburg. Rennenkampff fuhr erst zu seinen Ältern nach Liefland, und traf in Moskau wieder mit uns zusammen.

Als wir den Abend im Dunkeln die Stadt verließen, so hatte sich ein Jeder traurig in die Ecke des Wagens gedrückt, und ich dachte über die sonderbare Lage des Schicksals nach, das mich schon so lange herum geworfen, und mich so unvermuthet, mit astronomischen Uhren bepackt, nach Persien sendete; ein Land, welches mir sonst schon heiß machte, wenn ich nur die gelben Figuren seiner Bewohner in Bilderbüchern gemahlt sah. Von Scorpionen und Taranteln wurde schon in Petersburg so viel gesprochen, daß mir's jetzt schon überall krabbelte, wenn ich nur daran dachte. Pest und dergleichen Kleinigkeiten wurden unter die gewöhnlichen Übel gerechnet. Ich muß gestehen, daß ich das liebe Europa doch ungern verließ; denn was hat man am Ende davon, wenn's heißt: ja, der ist auch in Persien gewesen!

Ich quälte mich mit allerley Vorstellungen der Zukunft; mein Reisegefährte war weit klüger; er schlief. Im Schlafe ist man ganz mit der Welt zufrieden, ich ahmte ihm nach. Als wir erwachten, mochten wohl schon einige Stationen hinter uns geblieben seyn; denn es fing an Tag zu werden, und bey der nächsten meldete sich der Plaggeist aller Reisenden, der Hunger. Hier sahen wir wohl, daß wir nicht als Muttersöhnchen Petersburg verlassen hatten, ohne gefüllten Speisekorb und Flaschen! Zwar hatten gute Freunde für etwas Trank gesorgt, Essen aber bekam man nur schlecht und verdammt theuer. Nach manchen überstandenen Beschwerden langten wir den sechsten Tag in Moskau an. Der Kaiser war vor einigen Tagen angekommen; dieses vermehrte das Gewühl dieser großen Stadt um vieles.

Obgleich in Rußland geboren, und in mehreren Provinzen Rußlands gereiset, hatte ich doch bis jetzt keine Gelegenheit gehabt, Moskau zu sehen. Trotz dem furchtbaren Brande steht die Stadt noch ganz in ihrer Größe da, und man sieht nur hin und wieder noch Palläste, welche Spuren des Brandes tragen. Letztere findet man gewiß nirgends so zahlreich und schön. Es ist zwar Alles sehr unordentlich durcheinander geworfen, neben Pallästen stehen Hütten, neben schönen Brücken kommen Fußsteige, wo man den Hals brechen kann; aber ich muß gestehen, es herrscht im Ganzen etwas Großes neben einer liebenswürdigen Unordnung. Der Kaiser hat den Einwohnern versprochen, künftiges Jahr in Moskau zuzubringen, da wird Alles plötzlich in Thätigkeit gerathen, und dann hoffe ich auch, daß die große Säule aus eroberten Kanonen endlich aufgeführt wird, nach der ich mich leider vergebens umsah.

Den 27. verließen wir Moskau, und langten mit dem Kaiser zugleich in dem freundlichen Städtchen Tula an. Diese Stadt, die ihrer schönen Stahl-Fabriken wegen berühmt ist, hat mir auch, ihrer angenehmen Lage und hübschen Häuser wegen recht sehr gefallen. Sehr niedliche in Stahl polirte Sachen kann man dort für ein Spottgeld kaufen. Nach einigen Tagen verließen wir Tula, und reiseten über Woronesch nach der Residenz des Kosakenlandes, Nowotscherkask. Schon hinter Woronesch fängt die Gegend an nackt und öde zu werden. Die Posten sind so erbärmlich, daß man einen ganzen Tag von Station zu Station geschleppt wird. Wenn man sich in Woronesch nicht versorgt, so kann man unterwegs geradezu Hungers sterben. Auf dem ganzen Wege bemerkte ich, daß die Postillione einzig von Wasser-Melonen lebten, die in diesem Lande vortrefflich sind. Die Posthäuser bestehen aus kleinen erbärmlichen Hütten. Die Herren Kosaken treiben keinen Ackerbau, sondern leben weit lieber

und bequemer von Viehzucht, Fischerey und Handel. Das mag wohl der Grund seyn, daß kein grünes Feld, kein Baum, kein einziger Anbau das müde Auge ergetzt. Man blickt in unabsehbare Wüsteneyen, und sieht außer den Windungen des Weges nichts.

Die Stadt Nowotscherkask, Residenz des Kosaken-Hetmann Platoff, fängt an, sich recht stattlich anzubauen; beym kleinsten Regen aber schwimmt man im Kothe. Die Reinlichkeit in den Häusern ist beynahe übertrieben, und eigentlich bloß eine Folge des religiösen Gebrauches einer Secte, Roskolniks genannt, zu der die meisten Kosaken gehören. Hat ein Russe bey ihnen gewohnt, so werden alle Geschirre, das Zimmer, kurz, Alles was man betastet hat, gescheuert, geräuchert und als unsauber vom Priester auf's neue eingeweiht. Hat man gar Tabak geraucht, so muß diese ganze Procedur mehrere Mahl vorgenommen werden, und ein Gottesfürchtiger baut wohl gar sein Haus um. In jedem Hause findet man ein Schränkchen mit einer Glasthür, hinter der silberne Löffel von verschiedenen Größen und Arten, Pokale aus allen Weltgegenden, die noch treulich ihre Familien-Wapen tragen, Messer und Gabeln groß und klein und mehr dergleichen noch; die guten Kosaken haben sich brav geschlagen, und so mag man ihnen diese Liebhaberey zu Antiquitäten schon gönnen. Der Don'sche Wein verdient wahrlich Lob. Er ist leicht, hat einen sehr angenehmen, süßlichen Geschmack und sprudelt wie Champagner. Die Pferde der Residenz-Post schleppten uns nicht schneller aus der Stadt heraus, als wir hineingekommen waren, und auf der ersten Anhöhe hinter der Stadt mußten wir einige Stunden peitschen und ziehen, ehe wir hinauf kamen. In zwey Tagen erreichten wir die Gränze bey der Quarantaine, Wanutschei-Jerlik genannt. Ihr Anblick verspricht einst bey der Rückreise keine erfreuliche Zukunft, indem man sich dort einige Wochen wird müssen beräuchern lassen.

Von hieraus bestehen die Dörfer aus ansäßigen Russen, welches man auch gleich an den guten Pferden merkt. Hier fängt die Gränze des Kaukasischen Gouvernements an. Bald erblickten wir die Stadt Stawrapol. Was uns aber unwillkührlich ein frohes Ha! entriß, waren Bäume, die wir schon lange nicht mehr gesehen hatten. Aus dem Posthause erblickt man den majestätischen Elbarus aus den Wolken hervorragen. Der Astronom, Herr von Wischnefsky, hat ihn gemessen, und ihn 16,700 Pariser Fuß hoch gefunden, also ungefähr $4\frac{1}{2}$ Werst.

Aus Stawrapol darf man schon nicht mehr ohne Bedeckung reisen; man erhält mehrere Kosaken, die von Station zu Station gewechselt werden. Bis Georgefsk fährt man in einer Entfernung von

ungefähr sechszig Werste längs dem Flusse Kuba, der sich an den Kaukasusgebirgen hinzieht. Jenseits dieses Flusses leben die liebenswürdigen Tscherkessen, Kabardins u. s. w., die beständige Räubereyen begehen. Von Pest und Hunger geplagt, suchen sie öfters die Freundschaft der Russen, geben Geißeln als Beweis ihres guten Willens, in Eintracht zu leben; allein Alles das hilft nichts; bey der ersten Gelegenheit stehlen sie Leute und Sachen, und plündern, wo sie können. Sie leben überhaupt von Viehzucht, Fischerey und Jagd im weitesten Sinne des Wortes. Ackerbau treiben sie wenig und nicht gern, überlassen überhaupt alle schweren häuslichen Arbeiten den Weibern; der Mann schämt sich zu arbeiten; je mehr er aber geplündert und todt geschlagen hat, in desto größerm Ansehen steht er unter den Seinigen. Um diese liebeswürdigen Curesten gänzlich lieb zu gewinnen, muß man wissen, daß sie auch unter sich beständig morden. Ihre heiligste Pflicht ist Blutrache, die darf Keiner verabsäumen, und da nun unglücklicher Weise einst bey Entstehung dieses Volkes ein Mord vorgefallen ist, so rächt sich die ganze Nachkommenschaft Eins an dem Andern bis in Ewigkeit. Die Familien kennen sich zwar sehr genau, welche gegen einander Blutrache ausführen, es geschieht aber nie anders, als heimtückisch, im Walde, auf dem Felde, oder sonst irgend wo, wenn keine Zeugen dabey sind. Daher laufen sie oft sehr viele Jahre lang, bis es so einem Rächenden gelingt, sein Opfer fallen zu sehen. Von dem Augenblicke an aber kehrt er mit großem Triumphe in sein Haus zurück, und nun ist die Reihe an der andern Familie, Rache zu suchen. Stirbt der Thäter, so weiß sein nächster Verwandter, daß die Rache jetzt an ihm ausgeübt wird. Dieses erstreckt sich auch auf die Russen. Wenn nähmlich in einem Scharmützel ein Bergbewohner erschossen wird, so ruht sein nächster Verwandter nicht eher, bis er einen Russischen Kopf hat, gelingt es unterdessen Andern seiner Kameraden, gerade den nähmlichen Russen zu fangen, so kauft der Rächer ihn für theures Geld, und mordet ihn dann langsam nach Herzenslust. So ein niedliches Volk ist nun auch unter der Zahl der Menschen! Gedankt sey's der Vorsehung und den Türken, die ihnen öfters Pest zuschicken, wodurch dieses Unkraut doch einiger Maßen ausgerottet wird, sonst wäre gar kein Auskommen mit diesem Volke. Wenn die Russische Regierung so schlecht seyn wollte, wie die Türkische, so könnte sie mit einer Zusendung der Pest der ganzen Otternbrut ein Ende machen; sie bestraft sie aber bloß durch Expeditionen von Truppen, die in's Gebirge dringen, ihre Häuser zerstören, das Vieh wegtreiben und so dergleichen. Dann sind sie zu feig, um ihre Häuser zu vertheidigen, und laufen in die Gebirge, bitten um Gnade, geben Geißeln, versprechen Alles

und halten nichts. Die Muhammedanische Regierung verbiethet ihnen, irgend eine Maßregel zu ergreifen, um sich gegen die Pest zu sichern; denn sie sehen es als eine Sendung vom Himmel an, und sterben mit vieler Resignation. Es existirt noch ein solches sauberes Völkchen, das die Cabardiner, Tscherkessen und überhaupt alle Bergvölker an Tugenden übertrifft; es sind die Tschetschenzen, die einen unzudringlichen Theil der Kaukasusgebirge bewohnen, und gerade unsere Militär-Straße beunruhigen. Sie waren sonst Vasallen der Cabardiner, jetzt ein freyes Volk, das seine ehemahligen Herren weit an Räubertugenden übertrifft.

Der jetzige Befehlshaber an der Kaukasischen Linie, General Delpozo, ein Greis von siebzig Jahren, hatte vor einigen Jahren das Unglück, von den Tschetschenzen gefangen zu werden. Ketten an Hände und Füße und des Nachts auch um den Hals, ist die erste Bewillkommung. Je reicher sie jemand glauben, desto mehr martern sie ihn, geben ihm Mittel, an die Russische Regierung zu schreiben, und glauben dadurch eher und mehr Geld zu bekommen. Gemeine Russen, die in ihre Gefangenschaft gerathen, sind weit glücklicher; denn diese lassen sie frey herum gehen und zwingen sie bloß zu Arbeiten. Trotz der Mißhandlungen, welche sie sich gegen den General Delpozo erlaubten, schätzten sie doch sein Alter und seinen Rang, indem sie bey großen Streitigkeiten ihn zum Schiedsrichter wählten, und seinen Ausspruch ohne Weigern befolgten. Als nach mehrern unglückseligen Monathen der General endlich ausgelöset wurde, so sagten sie ihm: „Papinka (Väterchen), verzeihe uns, daß wir dich gemißhandelt haben;“ — ließen sich aber noch eine hübsche Summe für's Abnehmen der Ketten bezahlen! Sie haben bey dieser Gefangennehmung nicht viel gewonnen, indem ein Ausfall auf ihr Vieh gemacht wurde, das sie unvorsichtiger Weise zu weit in's Thal zur Weide getrieben; die ganze Herde fiel in Russische Hände und wurde öffentlich verkauft, für das nähmliche Geld aber der General losgekauft. Weit unglücklicher war der Major Swezoff; er mußte anderthalb Jahre sitzen, und wurde erst jetzt durch besondere Thätigkeit des Hauptbefehlshabers befreyt. Wirklich gehört es zum unsterblichen Ruhme des Generals Jermoloff, daß er in so kurzer Zeit Maßregeln ergriffen hat, die dieses unbändige Volk, wenn nicht zum Gehorsam, doch so weit brachten, daß es Geißeln stellen wollte, und wenigstens versprach, sich ruhig zu verhalten. Die Militär-Straße ist auch seitdem weit sicherer.

Auf der Station Sewernoe, die ungefähr den halben Weg von Stawrapol bis Georgesk ausmacht, erblickt man zum ersten Mahl die majestätische Kette der Kaukasischen Gebirge. Diese furchtbaren

Massen, die bis in die Wolken in einer unglaublichen Unordnung aufgethürmt sind, und deren Schneespitzen die verschiedensten Farben spielen, geben einen imposanten, schauderhaften Anblick. Der Elborus und Casebeck zeigen sich an beyden Enden dieser Kette wie ein Paar mächtige Beschützer. Ich habe den Pik von Teneriffa gesehen, der seiner gänzlichen Isolirung und seines Zuckerhutes halber einen schönen Anblick gewährt, aber er ist keineswegs mit diesen beyden zu vergleichen. Die Bergbewohner kennen eine Stelle, nach ihrer Muthmaßung auf der Hälfte der Höhe, die man nicht überschreiten darf, indem ein grausamer Wind den Wanderer sogleich tödtet; selbst Vögel fallen herunter, sobald sie sich über diese Sphäre wagen. Die Geister der Verstorbenen soll man ganz deutlich stöhnen hören! In allem Ernste aber mag es auf dieser furchtbaren Höhe, die von Meilen großen Granitschluchten umringt ist, wohl einen Zugwind geben, dem kein Mensch widerstehen kann.

Den 20. September langten wir in Georgefsk an, wo ich die Bekanntschaft des General Delpozo machte. Nach einigen Tagen kam auch der Gesandte an, und überraschte die zu seinem Empfange versammelten Authoritäten plötzlich, indem er auf einem einfachen Postwagen ganz allein vorfuhr, und auf die ungeduldigen Fragen der wartenden Herren, wie weit der General Jermoloff noch wäre, mit einem Sprunge: „hier ist er!“ antwortete.

2.

Nicht selten grassirt die Pest in Georgefsk, besonders im Hospitale, welches der General Delpozo trotz dem täglich besichtiget, indem er erst seine Hände mit Essig wäscht, und sich wohl in Acht nimmt, mit dem Kleide irgendwo anzustoßen. Mit dem Anstecken soll es eine sonderbare Sache seyn. Einige, die Pestkranke angefaßt haben, sollen nicht angesteckt worden seyn, Andere haben dieses Unglück gehabt, ohne sich irgend einer Unvorsichtigkeit bewußt zu seyn. Es soll eine besondere Disposition des Menschen seyn, in der er mehr oder weniger, vielleicht gar nicht empfänglich für das Gift ist. Im Frühjahre und Herbste ist die Ansteckung am gefährlichsten. Ihre Wirkung äußert sich erst durch Schmerzen in den Seiten, dann heftiges Kopfweh, darauf große Geschwüre, gewöhnlich unter den Armen; die Augen werden wild, Schaum kommt aus dem Munde und man stirbt. Gutartig ist die Pest, wenn rothe Flecken sich noch am Lebenden zeigen, gewöhnlich treten sie erst nach dem Tode hervor. Es gibt häufige Beyspiele, daß die Geschwüre platzen, dann ist man gerettet. Die Pest kommt wie sie geht, kein Mensch weiß wohin und

woher. Viel Knoblauch essen, soll auch vor Ansteckung bewahren. Ich hörte von Einigen meiner Kameraden, die das Unglück gehabt haben, in Grusien mehrere Mahl diesem Spectakel beyzuwohnen, davon sprechen, und schauderte. Alle Communicationen werden gesperrt. Ein Jeder ist in seinem Hause ein Gefangener. Auf den Straßen sieht man niemand außer Verbrechern, die, in Pechmäntel gekleidet, mit langen Zangen, diesen und jenen an der Pest Gestorbenen vorbey schleppen, um ihn weit hinter der Stadt in die allgemeine Grube zu werfen. Man fragt ängstlich aus den Fenstern nach seinen Bekannten und Freunden. Der, heißt es, liegt schon in der Grube, der ist gestern krank geworden — u. s. w.. Ein jeder denkt, morgen ist die Reihe an dir. Man stelle sich aber das Fürchterliche vor, wenn in einem und dem nähmlichen Hause Einer aus der Familie Anfälle bekommt, und man darf ihm nicht helfen, sondern muß ganz gelassen den qualvollsten Tod mit ansehen, und dann die Pechmäntel aus dem Fenster rufen, die auch nicht immer Zeit haben, und nicht selten Tage lang den Körper liegen lassen, bis sie sich erbarmen, und mit langen Zangen den Todten zum Fenster hinaus ziehen, so wie auch alle Kleidungsstücke, die der Kranke angehabt oder berührt hat. Darauf folgen nun gewöhnlich Mehrere aus dem Hause, indem es unmöglich ist, sich immer so zu bewahren, daß man nicht irgend etwas berührt. Auch ist der Kranke oft ansteckend, ehe man noch die wahren Symptome der Pest entdeckt, und nun hat der Letzte das Vergnügen, allein zu bleiben und ohne alle Hülfe den Tod kommen zu sehen. Wie es mit den Lebensmitteln diese Zeit über aussieht, kann man sich wohl denken. Ist endlich die größte Gefahr vorbey, sind die Meisten schon todt, und die etwa verdächtigen Kranken im Hospitale in Sicherheit gebracht, so öffnen sich nach und nach die Häuser, und man sieht lebendige Gespenster heraus schleichen, die sich gegenseitig Glück zum Leben wünschen, aber immer noch mit der größen Vorsicht, ohne sich die Hand zu reichen. Auf den Straßen herrscht eine unbegränzte Höflichkeit; denn Keiner mag den Andern im Vorbeygehen auch nur berühren. Väter haben ihre Kinder verloren, Gatten ihre Weiber, Andere sind allein aus einer zahlreichen Familie in dem großen leeren Hause noch geblieben, wo sie Alles an das Verlorne erinnert. Man hört nach hiesiger Sitte in Häusern laut nach Verstorbenen heulen, und Alles läuft in Verzweiflung in die Kirche, bittet und bethet. Während dieser furchtbaren Pestzeit vergraben Viele ihre Sachen, in der Meynung, daß diese noch nicht angesteckt seyen; bleiben sie am Leben, so hohlen sie sie einige Monathe nachher wieder hervor, und ehe man sich's versieht, ist die Pest wieder da. Man behauptet, daß das Pestgift nach vielen Jahren mit vergrabenen Sachen wieder zum

Vorscheine gebracht werde. Das sicherste Mittel, verdächtige Kleider zu reinigen, ist, sie so lange als möglich der Luft und Sonne auszusetzen. Die Stadt Georgefsk soll in einer sehr ungesunden Gegend liegen; ich war froh, daß wir sie am 28. September verließen, und bin ihr ordentlich gram geworden, indem eine Landsmänninn von mir, eine sehr schöne Reval'sche Dame, in kurzer Zeit dort gänzlich ihre Gesundheit einbüßte. — Die warmen Bäder, die sich in der Nachbarschaft befinden, sind die heilendsten, die man bis jetzt in Europa kennt. Der jetzige Hauptbefehlshaber sorgt auch dafür, daß bequeme Häuser für die Reisenden aufgebaut werden, indem sie bis jetzt ziemlich unbequem in Kibitken haben wohnen müssen.

Der Weg von Georgefsk bis Mosdok führt längs dem Fluße Terek, der den ganzen Kaukasus bestreicht, und unweit Kislar in das Kaspische Meer fällt. Diese Strecke wird von Cabardinern unsicher gemacht, die sich zwar unsere Freunde nennen, aber doch der Begierde zu plündern nicht widerstehen können. Der Gesandte langte auch bald in Mosdok an, wo wir einige Tage verweilten, um Vorbereitungen zum Marsche über die Kaukasischen Gebirge zu machen. Den 2. October war alles zur Abreise bereit, wir versammelten uns bey der Uberfahrt am Terek-Fluß, wo ein Frühstück bereit war. Nachdem die Packpferde und Equipagen übergesetzt waren, stiegen wir Alle auf dem Prahm, und wünschten mit gepreßtem Herzen Europa ein Lebewohl! Auf jeder Seite stand eine Compagnie Jäger nebst Kosaken und einer Kanone, die uns convoiren sollten; die Trommel schlug den Feldmarsch und der Zug begann in langsamen Schritten. Unsere Gesellschaft war sehr zahlreich; die Entfernung von Europa, zusammen überstandene Leiden, und noch mehr der Umgang unsers Chefs, knüpfte zwischen uns ein trauliches Band, und ich rufe meine Reisegefährten als Zeugen auf, ob wir nicht auf diesem furchtbaren Wege, von Mosdok nach Tiflis, die frohesten Tage verlebt haben. Von Mosdok bis Wladikaukasus hat man drey Tagmärsche, und es sind die gefährlichsten in Hinsicht der Räubereyen der Tschetschenzen. Man passiert zwey Bergrücken, einen vor der Konstantinoffskoy-Redoute, den andern gleich darauf. Der erste besonders formirt einen bequemen Engpaß für Räubereyen, ungefähr fünfzehn Werste von Mosdok entfernt. Ist man diese vorüber, so kann man sich Glück wünschen, da die Tschetschenzen nie in freyem Felde angreifen. Ein unglücklicher Officier, der eine Stunde nach uns aus Mosdok ausgeritten, in der Hoffnung, uns auf einem guten Pferde bald einzuhohlen, wurde unter Weges ermordet. Ein Beweis, wie die Spitzbuben überall lauern, obgleich man sie nicht sieht.

Andere Bergbewohner, des Herumirrens müde, haben sich un-

ter dem Schutze unserer Redouten angebaut, wie man sie auch jetzt schon in großer Anzahl in Konstantinoffskoy und Elisawetinskaja antrifft.

Die Festung Wladikaukasus ist der Schlüssel der Kaukasischen Gebirge; General Delpozo hat sich besonders um deren Anbauung und Verschönerung verdient gemacht, und es ist ihm wirklich gelungen, einen niedlichen Wohnort daraus zu machen. Der Terek-Fluß, an dem die Festung liegt, ist sehr reißend, dem ungeachtet hat man Mittel gefunden, eine Brücke darüber zu werfen, die freylich bey großem Wasser oft weggespült wird. Bis jetzt hatten wir noch nichts Fürchterliches vom Kaukasischen Gebirge gesehen; der General Delpozo, der uns von Georgefsk aus begleitete, versicherte, daß der Marsch aus Wladikaukasus bis Dariella unsere Erwartung übersteigen würde. Wir verließen Wladikaukasus den 5. October, und es fiel der erste Schnee; die Kälte mag ungefähr 5 Grad Reaumur gewesen seyn. Die ersten sechs Werste gingen noch an; man fuhr längs dem Terek, der mit furchtbarem Brausen uns entgegen rollte. Hier blieben die Equipagen stehen; ich fand es sehr natürlich; denn es stand ein unabsehbarer Granitberg vor uns, in dem man eine Öffnung bemerkte, aus welcher der Terek heraus schäumte. Zu meinem Erstaunen schritt man bald wieder vorwärts, und ich sah den ersten Wagen verschwinden; die andern folgten alle in Gottes Nahmen; jetzt kam auch die Reihe an den meinigen. Ums Himmels Willen! ein ganz enger Weg, linker Hand ein Abgrund in den Terek, vor dessen Geräusch man keine Sylbe hören kann, und rechts eine Granitwand, die öfters über den Kopf herab hängt. Berge thürmen sich auf Berge, bald müssen fünfzig Soldaten den Wagen hinauf ziehen, bald rollt er über Kopf und Hals selbst den Berg hinunter, die Granitfelsen schließen immer näher zusammen, man befindet sich in einem dunkeln Kessel, der nie von der Sonne beschienen worden; die Feuchtigkeit ist unausstehlich; das Wiederhallen der Worte der Fuhrleute tönt grimmig, wie aus dem Grabe; das Rasseln der Wagen brummt schauderhaft in dem Kessel fort. Endlich möchte man fragen: wo wollen die unsinnigen Menschen noch weiter hin? Denn es steht ein großer Granitberg gerade vor uns. Aber der Weg schlängelt sich in eine Schlucht, man gewinnt wieder etwas Raum, und das Auge wird beständig durch scheinbare Unmöglichkeiten getäuscht. Vom Himmel sieht man nur einen schmalen blauen Streif, der die Richtung des Weges andeutet. O Wunder! es öffnet sich eine kleine Aussicht, und man erblickt auf der Spitze eines Felsens die kleine Festung Larey, die unsere müden Leute ablöset. Neben der Festung ist ein unbedeutendes Dörfchen in die Erde gegraben, wo ein Fürst, Dewlet

genannt, resibiret, der sonst die Reisenden öffentlich plünderte, jetzt es im geheimen thut. Er bath um die Ehre, daß der Gesandte sein Maulwurfsloch besehe, und tractirte ihn fürstlich mit — stinkendem Schaffleische. Der Weg schlängelte sich immer wunderbarer längs dem Terek; unbegreiflich, wie Menschenhände ihn haben bahnen können. Trotz der geringen Entfernung zwischen Wladikaukasus und Dariella, langten wir in diesem letzten Orte erst Abends spät ermüdet und hungrig an. Welch ein Anblick am andern Morgen. Mit Mühe konnte man erkennen, wo man eigentlich hergekommen war, und die Verlängerung des Weges nach vornhin schien unmöglich. Die ganze Redoute besteht aus zwey Häusern, die so erbärmlich gegen den umliegenden Granitkessel abstechen, daß sie, in einer geringen Entfernung schon, wie kleine Puncte nur aussehen. Die Brücke ist wundervoll über den Terek gebaut. Die Sonne scheint hier nur 1½ Stunde des Tages, wenn es hoch Mittag ist. Die Garnison wird so oft als möglich gewechselt; denn sie ist wie lebendig begraben. Alle diese schreckenden Gegenstände schwächten weder den Muth noch die frohe Laune unserer Reisegesellschaft, wir nahmen Alles, wie es kam, und verließen zu Pferd das traurige Dariella.

Der Weg krümmt sich wunderbar in die Felsen hinein, und fünf Werste von Dariella sieht man einen furchtbaren Schlund sich gleichsam in die Wolken hinauf winden. Er vereinigt sich mit mehrern ähnlichen, und wird gegen die Spitze des Berges zu dem Auge unsichtbar. Dieser Schlund ist's, der regelmäßig alle sieben Jahre eine große Revolution im Kaukasus hervor bringt *). Man denke sich das Getöse in den Gebirgen, wenn plötzlich von der Spitze des Casebeks, der an Höhe dem Elborus nicht viel nachgibt, sich ein Stück von dem ewigen Eise durch seine Schwere abtrennt, und mehrere Werste steil herunter rollt, Felsenstücke mit sich nimmt, zum ungeheuern Ball sich aufwälzt, der nun in Begleitung alles desjenigen, was ihm nicht hat widerstehen können, endlich in diese Schlucht, vor der ich stehe, hinunter stürzt, und den Terek-Fluß plötzlich hemmt, so daß die Garnison von Dariella ihn Minuten lang ganz trocken sieht, und die Fische auf dem trockenen Boden herum springen. Plötzlich schwellt der Terek hinter der Schlucht zu einem See, oder vielmehr, er füllt einen Granitkessel aus, und bricht dann mit einem furchtbaren Getöse an der schwächsten Stelle durch, nimmt öfters eine ganze andere Richtung, und schleppt Alles mit sich, was ihm im

*) Als wir 1817 aus Persien zurück kamen, geschah diese Revolution im September, gerade nach den sieben Jahren, wie man es uns vorher gesagt hatte.

Wege steht. Dieser Schneeball schmilzt hernach Jahrelang, und die Granitstücke bleiben noch, bewachsen, so wie deren eines schon vorhanden ist, mit Tannen, je nachdem sie groß sind und über das Wasser hervor ragen, und geben dem Flusse ein herrliches Ansehen. Wir bewunderten Alle eine Zeitlang diese bezauberte Stelle, und staunten beynahe noch mehr, als bald darauf sich ein altes Klostergebäude unsern Blicken zeigte, das auf eine ungeheure Felsenhöhe wie ein Wunder hingezaubert ist. Jetzt kann man gar nicht mehr begreifen, wie man dort hinauf gekommen ist. Gegen Mittag langten wir bey dem General Casebek an, einem Bergbewohner, der früher Rußland sehr große Dienste geleistet hat, jetzt noch die Bauern in Zucht hält, und für die Sicherheit des Weges haftet. Er empfing uns mit einem Asiatischen Mittagsmahle, wozu recht viel Reißbrey und Schaffleisch gehört. Gewöhnlich übernachten die Reisenden bey Casebek, wir aber setzten nach Tisch unsere Reise bis Kobi fort, wo wir ziemlich spät anlangten. Unterweges sahen wir mehrere Dörfer, wenn man sie so nennen will, und unter andern abermahls ein Wunder. In einem hohen Granitberge erkennt man kaum eine kleine Öffnung. Dort, hieß es, wohnt ein Eremit! Wir sahen auch wirklich bald darauf eine Figur heraus kriechen, und mit Lebensgefahr eine Reise in die Unterwelt unternehmen. Sie kam glücklich hinunter, und ging bis zu einem Kreuze, das am Wege steht, wo der Eremit sein Almosen abwartet. Es soll ihm in vielen Jahren gelungen seyn, sich ein geräumiges Zimmerchen in dem Granit auszuhauen, wo er sich seiner Andacht, man kann mit Recht sagen, ungestört widmet. Kobi ist auch eine kleine Redoute, wo unlängst erst drey kleine Häuser aufgeführt worden. Wir fanden wohl Feuer, um uns zu wärmen, aber sonst auch gar nichts. Unsere Equipagen, und besonders die Küche, waren noch weit zurück; unterdessen hatten wir vom Mittag an abermahls einige zwanzig Werste zu Pferde gemacht, und der Hunger sich allgemein eingefunden. So froh und einig wir auch immer waren, so wirkte dieser Umstand doch heute gewaltig auf unsere Laune, obgleich unser braver General sich alle mögliche Mühe gab, die Gemüther zu erheitern. Man schlich traurig in verschiedenen Zimmern herum, es war bald Mitternacht, und Keiner wollte schlafen, als plötzlich Stimmen draußen erschallten: die Küche ist angekommen! und unser Koch Nikita! — Obgleich nun erst in der Küche Feuer gemacht werden mußte, und es lange dauern konnte, ehe etwas fertig wurde, so kehrte doch bey Allen die frohe Laune wieder ein, und mit Hülfe des Obersten Wiljamiroff componirte die sämmtliche Gesellschaft ein Danklied, an den Koch gerichtet, das nicht nur sehr witzig gerieth, sondern auch den Um-

ständen nach sehr angemessen war. Ohne dem General ein Wort zu sagen, studierten wir in einem entfernten Zimmer das Lied uns ein, und nach dem Abendessen, zu welchem Nikita, sein Glück nicht ahnend, ganz vortreffliche Kotelets gemacht hatte, ließ man ihn kommen, und sang ihm in Gegenwart des überraschten Generals, der herzlich lachte, das Lied vor. Anfangs schien er nichts zu begreifen, als aber beym Refrain sein Nahme laut wiederhohlt wurde, lächelte er freundlich und bückte sich jedes Mahl. — Die arme Frau des Verfassers der Lettres sur le Caucase et la Georgie, die ich persönlich die Ehre habe zu kennen, hat keinen so frohen Augenblick in Kobi erlebt, wo sie acht Tage dulden mußte. Es wird ihr vielleicht nicht ganz gleichgültig seyn, daß General Delpozo wünscht, sie möchte erfahren, daß jetzt in Kobi drey Häuser aufgebaut sind, und daß sie wenigstens in Zukunft an Quartier keine Noth leiden könne, wie damahls.

3.

Den 7. October verließen wir Kobi, und trennten uns vom General Delpozo, der uns bis hierher begleitet hatte. Es war ein schöner Tag, und wir gingen wohlgemuth dem furchtbaren Raschawo-Berge entgegen. Die Sonne hatte den Schnee etwas weggeschmolzen, der Weg war schlüpfrig geworden, Abgründe hatte man immer zur Seite. Die beständigen Anhöhen machten, daß die Equipagen nur langsam und mit Hülfe der Menschenhände hinauf gezogen werden konnten. Bald zeigten sich unabsehbare Aussichten in die Gebirge, bald wurde der Horizont wieder beschränkt. Zwischen Mosdok und Tiflis ist der gefährlichste und schwerste Marsch; wer ihn glücklich übersteht, dem ist zu gratuliren. Nachdem wir eine lange Zeit gestiegen waren, erblickten wir das Kreuz auf der Krestowaja-Gora, das dem Erlöser und Erretter geweiht ist, aber meiner Meynung nach nicht ganz auf dem rechten Puncte steht; denn gerade bey diesem Kreuze fängt der allerschwerste, steilste Weg an, geht zwey Werste lang herunter, und erhebt sich dann wieder auf den Gud-Gora, der nichts nachgibt. Über diesen schrecklichen Anblick vergißt man die schönen Aussichten, welche sich auf der Krestowaja-Gora darbiethen, und ist wirklich froh, das Kreuz zu finden, um fernern Schutz zu erflehen. Da auf unserer Reise der General allem einen Anstrich des Frohen zu geben wußte, so waren wir auch hier wohlgemuth, und das Schicksal gab uns eine schöne Gelegenheit zur Zerstreuung. Am heutigen Tage ist die berühmte Schlacht bey Leipzig vorgefallen. Wahrlich, sie verdient, besonders gefeyert zu werden, und

das thaten wir auch. Wir krochen, troß dem Schnee, der uns bis an den Unterleib ging, Alle hinauf zum Kreuze auf der Spiße des Berges, schleppten Bouteillen mit Wein hinauf, und tranken mit einem dreymahligen Hurrah! im sausenden Winde, der uns umgeworfen hätte, wenn wir nicht so tief im Schnee gestanden wären, unsers Kaisers Alexanders Gesundheit, — dann den braven Truppen, und darauf unseres geliebten Generals. Die Aussicht da oben fanden wir vortrefflich, mußten aber bald die possierlichsten Stellungen annehmen, um den Berg hinunter zu rutschen, welches nur mit vieler Mühe glücklich gelang. Nachdem wir am Fuße der Gud-Gora etwas ausgeruhet, begann in Gottes Nahmen das Emporklimmen. Der Weg ist nicht breiter als ein zweyspänniger Wagen kaum einnimmt. Am Abhange des Berges ist er eingehauen, und hat zur Rechten einen unabsehbaren Abgrund und zur Linken furchtbare Massen, die beständig sich loszureißen drohen. Der ganze Rücken ist mit Schutt und kleinen Steinen so besäet, daß es aussieht, als hätte der Satan Paar oder Unpaar gespielt. Hier ist eigentlich die Stelle der berühmten Lavinen, die, auf den Weg herab rollend, alles mit sich fortreißen. Sie ereignen sich aber bloß im Winter und Frühjahre, wenn die Sonne zu wirken anfängt, so daß man am Tage nicht wagen darf, diese Stelle zu passieren, sondern die Nächte dazu wählt. Wir haben bloß das Fürchterliche der Möglichkeit kennen gelernt. Als die Spiße der Gud-Gora erreicht war, hätten wir nur noch vier Werste bis zur Station Ruschaour; der Weg ist zwar auch nicht von den angenehmsten, allein im Vergleiche des überstandenen schlägt man hier schon Kreuze, und wünschet sich Glück zum Leben. Nachdem wir in Ruschaour übernachtet, gingen wir getrost dem letzten Hindernisse entgegen; es ist der Berg dieses Nahmens, den man hinunter steigen muß. Er ist sehr steil, übrigens ziemlich sicher, obgleich mehrere unglückliche Opfer in seinen Abgrund gestürzt sind. Anfangs gewährt er dem Auge nichts als ein weites Feld in blauen Nebel gehüllt, je tiefer man aber hinunter kommt, desto deutlicher werden die Gegenstände; der kalte Winter verläßt den Reisenden, statt nackten Felsen sieht man grüne Anhöhen und Bäume, Vögel singen, und dem Auge öffnet sich das schönste Thal der Welt, benetzt von dem herrlichen Aragua-Flusse; man sieht bearbeitete Felder, Dörfer und Ruinen von Schlössern. Arbeitsame Landleute gehen ruhig ihrem Berufe nach, man glaubt plötzlich in ein Paradies hinabgestiegen zu seyn, und bedauert die armen Bewohner der Hölle; die Natur scheint für alles Überstandene entschädigen zu wollen; man braucht keine Bedeckung mehr, kann ganz allein sicher reisen, man ist in Grusien. Sehr passend steht am Fuße dieses Berges, als dem

Puncte, wo alle Widerwärtigkeiten aufhören, ein einfaches Denkmahl für den Obersten Daniloff, der den ungeheuern Kaukasus-Schlund zu einem practikablen Wege umarbeitete. Man muß selbst sehen, um diese Arbeit ganz zu schätzen. — Die Aragua fließt schon in entgegengesetzter Richtung mit dem Terek, wir hatten also den höchsten Punct des Kaukasus verlassen, und fuhren jetzt in diesem wundervollen Thale auf einem ebenen guten Wege, der sich durch grüne Gebüsche wendete, frohlockend nach Passanaour. Der Weg am andern Tage über Ananour nach Duchet war zwar in Hinsicht der immer neuen Ansichten auch höchst interessant, allein mit dem Thale des Aragua-Flusses gar nicht zu vergleichen; dort könnte ein geschickter Mahler herrliche Ideen sammeln. In Duchet wohnten wir Alle im ehemahligen Pallaste des Czaaren Heraklino. Es ist ein ziemlich geräumiges Gebäude, mit einer hohen Mauer umzogen, hat aber nach unseren Europäischen Begriffen auch nicht die geringste Ähnlichkeit von einem Pallaste. Das Haus besteht zwar aus zwey Stockwerken, ist aber sehr niedrig, mit einer hölzernen Gallerie umgeben, und die kleinen erbärmlichen Zimmer sehen ganz wie Nonnenzellen aus. Vielleicht haben sonst noch Gebäude den Hof verziert, jetzt hat auch dieser ein ärmliches Aussehen. Hier stieß ich zum ersten Mahl auf Grusinische Bauart; es ist eben nicht viel Erbauliches daran; die Häuser sind in der Erde ohne Dach, so daß man nicht eher sieht, man befinde sich in einer Stadt oder in einem Dorfe, bis man, so zu sagen, mit der Nase daran stoßt.

Den 10. October gingen wir über Mschèt nach Tiflis. Der Tag war sehr schön, und wir stiegen in Mschet ab, als einem Orte, der ehemahls die Residenz der Czaren gewesen, was aber jetzt kaum glaublich ist. Hier vereiniget sich die Aragua mit der Kura (ehemahls Cyrus genannt) die sich dann, Tiflis vorbey, in's Kaspische Meer ergießt. Weder der Platz noch die Ruinen zeigen Mschets ehemahlige Größe. Wenn das wahr wäre, daß diese Stadt von einem Nachfolger Noah's, der diesen Nahmen trug, erbaut wurde, so ist sie ohne Zweifel die älteste der Welt. Jetzt wohnen nur noch einige hundert arme Familien dort. Eine schöne Kirche erhebt sich in den Mauern, die ehemahls das Schloß der Czaren gebildet haben sollen. Das Merkwürdige dieser Kirche ist, daß sie viele Jahrhunderte schon steht, und doch am ganzen Gebäude kein Stück Eisen sich befindet. Fast alle Kirchen in Grusien sind in der Art gebaut (aus puren grauen Steinen) und selbst die Dächer sind so geschickt mit einer Masse verbunden, daß sie ewigen Zeiten trotzen. Im Hintergrunde der Schloßmauer zeigt sich eine kleine Capelle; hier hatte die heilige Ninon, die im vierten Jahrhunderte die christliche Religion in Grusien ein-

führte, für das Heil ihrer Nation gebethet. Sie soll ein wundervolles Mädchen gewesen seyn, und durch ihr liebevolles Betragen alle Herzen gewonnen zu haben. Den Czar Mirian bewog sie, zuerst die christliche Religion anzunehmen, ihm folgten seine Unterthanen. Ein einfaches hölzernes Kreuz in der Hand, mit ihrem eigenen Haar zusammen gebunden, machte sie Proselyten.

Der Gesandte ritt ganz allein bey Mschet über die Kura, um längs dem linken Ufer unbemerkt nach Tiflis zu kommen, und den damahligen Hauptbefehlshaber, General Rtischtscheff, zu überraschen; wir aber setzten den großen Weg fort, und gingen eine Werst von Mschet über eine Brücke der Kura, die, wie man sagt, noch von Pompejus erbaut seyn soll. Es ist sonderbar, daß der Mensch immer etwas Besonderes zu finden glaubt, wenn von hohem Alterthume die Rede ist. Ich wette, wenn diese Brücke nicht den Ruf vom Pompejus gehabt hätte, wir wären hinüber gelaufen, ohne sie zu bemerken; nun aber glaubte ein Jeder etwas Besonderes zu entdecken. Diese Steine, hieß es, tragen ganz das Gepräge der damahligen Zeit, man fand den Bogen sehr dreist und leicht hinüber geworfen; heut zu Tage, meynte man, verstehe man so etwas nicht mehr. Ein Anderer fand zwey kleine Thürmchen, die viele Ähnlichkeit mit unserm Esthländischen Kappkäse haben, sehr hübsch und zweckmäßig; kurz, Alles war hübsch und besonders sehr interessant. Ich sah mich lange um, damit ich doch auch etwas Merkwürdiges fände, und siehe da, ich fand es, — einen Russischen Grenadier, der an der Pompejus-Brücke Schildwache stand. Wenigstens wäre das gewiß für den Pompejus die größte Merkwürdigkeit gewesen.

Wir fuhren längs dem rechten Ufer der Kura, und langten im Dunkeln schon in Tiflis an. Der Gouverneur, General Stahl, hatte die Aufmerksamkeit gehabt, sein Haus dem Gesandten einzuräumen, und da es groß genug war, so hatte auch ich das Glück, darin zu wohnen. Man kann wohl sagen „Glück;“ denn in Tiflis sieht es mit den Quartieren ziemlich übel aus. Wie groß war aber meine Freude, als auch nachher, wie der Gesandte nach der Abreise des Generals Rtischtscheff das Haus des Haupt-Commandeurs bezog, der General Stahl die Güte hatte, mir ein Zimmer in seinem Hause zu überlassen, welches in diesem Lande wirklich eine Gefälligkeit ist, die ewigen Dank verdient. Ich genoß nun den täglichen Umgang meines biederen Wirthes, und konnte nichts von den Plagen mehrerer meiner Kameraden sagen, bey denen es bald zu kalt war, bald überall durchregnete.

4.

Aufenthalt in Tiflis.

Da ich bloß meine Gefühle bey dem, was mir begegnet und auf mich wirkt, ausdrücken will, so wäre es lächerlich, wenn ich mich auf eine Beschreibung von Grusien einlassen wollte; um so mehr, da ihrer so viele und recht gute vorhanden sind. Einem jeden ist bekannt, daß es unter dem vierzigsten Grad der nördlichen Breite und zwischen dem schwarzen und Kaspischen Meere liegt. Seine mächtigen Nachbarn, die Türken und Perser, haben dieses arme Ländchen mit desto größerer Wuth mehrere Mahl verheert, da ganz Georgien sich zur christlichen Religion bekennt. Dieser Umstand zeigte seinen Beherrschern deutlich, daß sie nie auf Ruhe zu hoffen hätten, sondern daß sie immer ein Spiel der beyden benachbarten Reiche bleiben müßten. Von den Türken wurden sie geplündert, wenn sie es mit den Persern hielten, und von diesen, so lange sie mit jenen verbunden waren; ihre Selbstständigkeit oder eine Neutralität zu behaupten, waren sie zu schwach. Armuth und Verzweiflung nahm mit jedem Tage zu; konnten sie etwas Klügeres thun, als sich der Russischen Bothmäßigkeit unterwerfen? Sie thaten es, und haben es auch nie bereuet. Trotz Krieg, Mißwachs, Pest, innerer Unruhen, die von einigen habsüchtigen Fürsten angezettelt wurden, ist das Land jetzt reicher als je! Das Eigenthum ist geschützt; die Abgaben sind milder und rechtlich vertheilt; der Fürst steht eben so unter den Gesetzen wie sein Bauer; — das Volk segnet Alexandern! — Zu den Zeiten der Czaren war jeder Fürst und Edelmann unbeschränkter Herr, plünderte und mordete seine Bauern, ohne irgend jemand Rechenschaft abzulegen; jetzt ist allen dem ein Ziel gesetzt. Unter den Fürsten des Landes mag es wohl Viele geben, die mit Entzücken der schönen Raubzeiten noch gedenken, und der jetzigen Verfassung nicht hold sind. Sonst durfte man selbst in Tiflis nicht außer der Stadt spazieren gehen, wenn man nicht den Lesginern in die Hände fallen wollte; jetzt sind nur wenige Stellen in ganz Grusien, wo man noch Bedeckung nöthig hat. Da die Wege unsicher waren, so konnte auch kein Handel blühen, um so mehr, da der Czar selbst seine Kaufleute ohne Barmherzigkeit plünderte; jetzt sind hier sehr bedeutende Kaufmannshäuser, die großen Handel mit Persien und Astrakan treiben. Die Wege in ganz Grusien waren ungangbar, und Tiflis selbst lag im Kothe. Dem General Jermoloff dankt es seinen jetzigen verbesserten Zustand. Er hat in dieser kurzen

Zeit Häuser gebaut, Straßen gepflastert und Plätze errichtet, um der Luft mehreren Durchzug durch die engen, stinkenden Straßen zu gewähren; kurz, wer Tiflis vor einem Jahre verlassen hat, kennt es jetzt nicht wieder. Als die Einwohner am Ende selbst einsahen, daß es weit angenehmer ist, in Häusern als in Kothlöchern zu wohnen, als die Fenster nach den Straßen den armen eingekerkerten Weibern manche Zerstreuung verschafften, so ergriff sie plötzlich eine solche Bauwuth, daß man keinen Arbeiter mehr in Tiflis fand. Das ehemahlige Haus des Haupt-Commandeurs, das eine lächerliche Vermischung von Europäischer und Asiatischer Architectur darstellte, ist jetzt herunter gerissen, und auf dessen Stelle steht ein Gebäude im neuesten Geschmacke mit einer schönen Colonade. Erst sperrten die Einwohner über letztere das Maul auf, dann ergriff sie eine wahre Colonaden-Lust. Wenn das einige Jahre so fort geht, so wird Tiflis eine schöne Stadt. Die warmen Bäder sind hier außerordentlich; würden noch Anstalten zu den erforderlichen Bequemlichkeiten gemacht, so könnte man, wie die hiesigen Einwohner den Sonnabend, jeden Tag dort zubringen. Sie nehmen Pfeifen, Käse und Wein nebst Guitarren in die Badstube mit, und sind diesen Tag außerordentlich glücklich. In andern Badstuben, die für Weiber bestimmt sind, geschieht beynahe das nähmliche; nur sind die Frauen noch weit mehr mit sich beschäftiget, indem sie hier ihre Haare und Augenbraunen mit schwarzer Tinctur und die Nägel roth färben. Das Gesicht wird ordentlich mit Weiß und Schwarz ausstaffiert, dann sehen sie gerade aus wie unsere Weihnachts-Puppen. Die Weiber gehen mit schwarzen Schleyern herum und bedecken sich beynahe gänzlich, die gemahlten Augenbraunen sind das Einzige, was sie gern sehen lassen. Wenn sonst ein Weib oder mehrere von weitem einen Russen kommen sahen, und der engen Straßen wegen nicht ausweichen konnten, so stellten sie sich alle mit den Gesichtern nach der Wand gekehrt, und warteten in dieser höflichen Stellung bis der gefährliche Mann vorbey war; lustige Officiere haben ihnen bald diese üble Gewohnheit abgewöhnt, indem sie ihnen zuvorkamen, das Schnupftuch vor das Gesicht hielten, sich eben so an die Wand stellten, und nun beyde Theile oft Minuten lang so standen, lachten, und nicht wußten, wer zuerst gehen sollte, bis am Ende beyde das Ding überdrüßig wurden, und sich gegenseitig eine glückliche Reise wünschten. Jetzt riskirt man im Gegentheile von einer Weiber-Colonne übermannt zu werden. Das einzige Vergnügen, welches die Männer ihren Weibern erlauben, ist, Sonntags und Feyertags auf dem platten Dache frische Luft zu schöpfen; kommen mehrere zusammen, so tanzen sie laut zu einem Tambourette. Die Bewegungen der Hän-

de sind gar nicht übel, die der Füße sieht man vor den langen Kleidern gar nicht; es kann auch nichts rares seyn; denn, Gott verzeihe mir's, sie können ja kaum gehen. Der Gang einer Grusischen Dame ist wirklich eines der häßlichsten Dinge, die man sehen kann. Es gab noch eine Belustigung, an der die Frauen als Zuschauerinnen Theil nehmen durften. An großen Feyertagen zieht beynahe die ganze Stadt vor's Thor, bildet dort zwey Parteyen, welche verschiedene Stellungen einnehmen, und das Ganze besteht darin, sich gegenseitig zu zwingen, die Position zu verlassen. Es ist sehr natürlich, daß so eine Eroberung nicht ohne Prügeley und Steinregen ablaufen kann; außerdem hauen sie sich noch mit hölzernen Säbeln tüchtig herum. Die kleinen Kinder, die sich zwar nicht in's Dicke wagen, schleudern doch von hinten Steine in die Oppositions-Partey, und bekommen auch welche wieder, so daß am Ende Viele lahm geschlagen, Andere mit großen Beulen, Manche gar nicht mehr nach Hause kommen. So weit sich auch die Zärtlichkeit der Mütter erstreckt, so ist es hier ein Ehrenpunct, worin alle Einwohner überein gekommen sind, selbst im Todesfalle nicht zu klagen. Da nun wirklich kein solches Spiel geendet ward, ohne daß Einer auch Zwey dabey das Leben verloren, so fand der General Jermoloff es etwas zu derb, und erlaubte die Fortsetzung dieser Spiele bloß unter der Bedingung, daß Keiner sich unterstehen sollte, Steine zu werfen, sondern einzig und allein mit hölzernen Säbeln agiren dürften, die zwar ganz ordentliche Beulen verursachen, aber doch nie jemand tödten können. Man versprach es, konnte aber nicht Wort halten; denn wenn eine Partie, die sich auf dem Puncte sieht, von ihrer Stelle verdrängt zu werden, so wendet in der Hitze alle Mittel an, um den Platz zu behaupten. Was ist da natürlicher, als nach Steinen zu greifen. Da kein Mittel half, so wurde das ganze Spiel verbothen, und ich bin überzeugt, daß manche Mutter im Stillen den Himmel segnet. Dieses Spiel hieß Tamascha; die vornehmsten Fürsten mischten sich nicht selten hinein.

Da der General ihnen dieses Mordvergnügen raubte, so sann er auf ein anderes edleres, das im Anfange mit vielem Murren verknüpft war. Es befand sich nähmlich in der Mitte der Stadt ein alter Kirchhof, der seiner alten Leichensteine wegen zwar sehr ehrwürdig war, allein viel Platz einnahm, und von allen Seiten von den schmutzigsten Gassen der Stadt umringt war. Der General befahl, die Mauer nieder zu reißen, die Leichensteine den Familien zurück zu geben, um die Stelle zu ebnen. Die umliegenden Häuser bekamen schöne Façaden, und der Platz würde jetzt keiner Europäischen Stadt Schande machen. Die Verschönerung verbindet auch

zugleich den Nutzen der reinern Luft. Der Platz wurde eines Abends mit Musik und Feuerwerk eingeweiht, woran alle Weiber der Stadt in den umliegenden Häusern Theil nahmen. Da der Haupt-Commandeur Willens ist, ähnliche Lustbarkeiten einige Mahl in der Woche zu wiederhohlen, so zweifle ich gar nicht, daß die Einwohner, die ohnehin eine Vorliebe für Musik haben, ihre Tamascha bald vergessen werden. Die Art überhaupt, mit welcher der General Jermoloff sich aller Zweige hier annimmt, läßt gewiß hoffen, daß Grusien in einigen Jahren nicht mehr kenntlich seyn wird. Die Umstände verhinderten bis jetzt freylich Vieles; aber es ist herzlich wenig bisher für das Land gethan worden. Der Kaiser gibt Alles, was man verlangt, und jeder Haupt-Commandeur ist beynahe unumschränkter Herr.

Das Klima ist hier außerordentlich warm, beynahe immerwährender Sonnenschein. Im Sommer soll die Hitze unerträglich seyn, dann braucht man nur auf die Höhen zu ziehen, wo es angenehm kühl ist. Selbst in der Stadt wehen beständige Nordwinde, welche die brennende Luft abkühlen; allein sie sind sehr gefährlich wegen Verkältungen. Den Einwohnern schaden sie nichts, weil diese sich von Jugend auf an den ewigen Zug gewöhnten; denn die Häuser sind von allen Seiten mit Fenstern und Thüren versehen, die immerwährenden Zugwind verursachen. Diesen ganzen Winter lag nur drey Wochen Schnee, und die Kälte stieg nie über 8 Grad Reaumur. Im Februar grünt das Gras von neuem, und die Mandelbäume blühen; im März ist gewöhnlich Regen, nachher fängt die Hitze an, und dann Adieu dem grünen Grase; alles wird gelb und vertrocknet. Mit dem gelben Grase melden sich auch die lieben Scorpionen, Taranteln und Falangen. Zwar sind deren Bisse selten tödtlich, man kann sagen, nie, wenn gleich nach dem Bisse die Stelle mit Öhl eingerieben wird; aber es ist eine äußerst fatale Empfindung, sie auch nur auf der Wand herum kriechen zu sehen, oder wenn gar im Bette so etwas in der Nacht nistelt; kurz, sie gehören zu den Plagen des hiesigen Klima's, und machen das grüne Gras unsicher, in dem man sich bey uns so gern herumwälzt. Die hiesigen Gärten sind ganz irregulär, und bestehen aus Weinstöcken. Der Wein ist leicht und gut, hat viel Ähnliches von einem guten Französischen Vin du pago; nur Schade, daß die Einwohner sich nicht auf's Fässermachen legen wollen, sondern es weit bequemer finden, einem Schweine die Haut über die Ohren zu ziehen, das Inwendige mit Naphta auszuschmieren, und so den Wein zu conserviren und zu transportiren. Diese Naphta gibt dem Weine einen so widerlichen Geschmack, daß man ihn anfangs gar nicht trinken kann, und sich sehr lange gewöhnen muß, ehe der Geschmack für diesen Geruch abgestumpft ist. Nachher fühlt man es gar nicht

mehr. In der Provinz Rachetiem, wo der beste Wein wächst, conserviren ihn die Einwohner in großen Töpfen; wenn man ihn dort an Ort und Stelle trinkt, so soll er prächtig schmecken; sie verschicken ihn aber auch in Schweinshäuten, Burduks genannt. Früchte sind hier sehr häufig und gut; Weintrauben findet man fast von einer Ernte bis zur andern. Einen großen Einfluß auf die hiesige Agricultur, und überhaupt auf die wahre Landwirthschaft wird bestimmt die Würtemberg'sche Colonie haben, die der Haupt-Commandeur verschrieben hat, und die bereits angekommen ist. Es werden ihnen Häuser unweit Tiflis gebaut; sie bekommen Vieh, Aussaat, Hülfe an Geld; kurz, Alles was sie brauchen, und ich werde bald die Freude haben, einen Deutschen Bauer auf dem Tiflischen Markte schöne Butter, Käse, vielleicht auch Bier herum tragen zu sehen. Diese guten Leute sagen, in Deutschland wäre Hungersnoth; in der Offenbarung Johannis stünde: sie müßten auswandern; sie wären doch auch Reichsglieder, und könnten so ein Herzeleid nicht ertragen. Gleichviel, sie sind brave, ehrliche Leute, ihre Aufführung ist wirklich musterhaft, sie erkennen mit dankbarem Herzen, was die Regierung für sie thut, und haben sich fest vorgenommen, durch Fleiß und Gehorsam sich dessen würdig zu machen. Ich bin überzeugt, daß diese Colonie auch auf die Moralität der Grusier einst Einfluß haben wird. Es wäre sehr nöthig.

Das Land ist hier außerordentlich fett; man braucht nur etwas zu eggen und die Saat hineinzuwerfen, so hat man das dreyßigste Korn, wohl auch mehr. Das ist aber auch die Ursache, daß die Landleute hier etwas faul sind. Da die Dörfer nichts anders als Maulwurfslöcher sind, so ist der Soldat mit dem Quartiere übel daran, hat es aber übrigens bey seinem Wirthe recht gut. Niemand dachte bis jetzt daran, in Grusien Casernen zu bauen; der jetzige Haupt-Commandeur hat diesem Mangel mit Ernst abgeholfen, und diese Gebäude so anzulegen gesucht, daß sie an gesunden Stellen stehen, und zugleich einst auch Wassermühlen abgeben können, während früher allein das Mahlen des Kornes für die Truppen der Krone große Summen jährlich kostete. Der General hat freylich damit anfangen müssen, erst Beile, Schaufeln, Hammer u. s. w. aus Astrakan zu verschreiben; denn hier hat er gar nichts vorgefunden. Obgleich dieses Land meistens gute Jahre hat, und also Korn im Überfluß, so mußte dennoch der Proviant sonst meistens mit ungeheuern Schwierigkeiten und Kosten für die Krone aus jener Stadt herbeygeschleppt werden; das hört jetzt auch auf, es wird hier an Ort und Stelle eingekauft, und ein sehr geringer Theil vielleicht nur hertransportirt. Im November bereisete der Haupt-Commandeur die

Gränzen und den Aufenthalt der verschiedenen Chans, welche an Rußland Tribut zahlen. Bey Letzteren ist es Sitte, große Geschenke zu machen, die man, ohne sie schwer zu beleidigen, unmöglich ausschlagen kann. Der General erfand ein herrliches Mittel, diese Gaben auf eine Art anzunehmen, welche keinen Theil beleidigen konnte. Er bath nur, ihm keine andern Geschenke zu machen, als Schafe, worin der Hauptreichthum dieser Chans besteht, und schenkte diese Thiere sogleich den Regimentern. Diese kamen dadurch in den Stand, eigene Viehzucht zu halten; denn die Weiden gehören hier der ganzen Welt, und das ganze Jahr durch findet das Vieh Gras. Die Chans wetteiferten am Ende mit Geschenken an Schafen, so daß die ganze Anzahl sich auf mehr als 6000 belief, die unter die Regimenter vertheilt wurden, und schon dieses Jahr ißt der Soldat fast täglich Fleisch, ohne daß die Anzahl der Herde sich vermindert; denn die Schafe vermehren sich hier sehr stark. Die Felle haben die Soldaten noch in den Kauf.

Die Jagden sind in diesem Lande außerordentlich ergiebig. Man findet sehr viele Hasen, Hirsche, Steinböcke u. s. w., Fasanen in Menge; unter den Raubthieren eine Art Schakals, die man auch hier Tschekalka nennt. Sie hat Ähnlichkeit mit einem Wolfe, ist aber kleiner und sieht weit grimmiger aus; das Geheul des Thieres dringt durch alle Glieder, überdieß ist es sehr dreist, schleicht sich des Nachts sehr geschickt in's Lager und stiehlt den Soldaten die Stiefeln; ist es recht hungrig, so geht es auf die Kirchhöfe und gräbt frische Leichen aus. Hyänen gibt es in Menge; nur sehr selten hört man etwas von Tiegern, obgleich wir kürzlich noch einen sehr sonderbaren Zufall hatten. Die Soldaten gehen hier öfters auf die Jagd, welches die Regiments-Commandeurs um desto lieber erlauben, da sie sich dabey im Schießen üben. Es traf sich, daß zwey unlängst aus Rußland gekommene Rekruten auch von dieser Lust ergriffen wurden. Nachdem sie allerley zusammengeschossen hatten, sahen sie plötzlich ein gewandtes Thier mit großen Sätzen auf sich losspringen, dem ersten Soldaten versagte die Flinte, der andere hatte die Gegenwart des Geistes, das Thier ganz nahe kommen zu lassen, und traf es so glücklich in die Stirn, daß es sich augenblicklich todt hinstreckte. Unbekannt mit der Gefahr, der sie entgangen waren, freuten sich die Soldaten über die schönen Farben des Felles, und schleppten nach Hause einen — Tieger von ungeheurer Größe. Ich selbst sah so ein schönes Fell noch nie; der gute Rekrut aber wunderte sich nicht wenig, eine Heldenthat vollbracht zu haben. Es kann nichts anders als ein hungriger verlaufener Tieger aus der Gegend von Bagdad gewesen seyn.

Vor einiger Zeit sah ich hier eine kleine Caravane durchziehen, die dem Eifer des Muhammetismus Ehre macht. Unter den vielen kleinen Völkerschaften des Kaukasus, die beynahe alle verschiedene Sprachen sprechen, und die Stamm-Ältern der Europäischen Nationen seyn sollen, befindet sich eine, Nagaizen genannt, aus deren Mitte sich fast jährlich bis fünfzig Mann entschließen, eine Reise zum Grabe Muhammeds nach Mekka in die Afrikanischen Wüsteneyen zu machen. In der Geographie gänzlich unbewandert, läßt sich wohl denken, wie viel Umwege sie machen, ehe sie hinkommen; demungeachtet treffen sie gewöhnlich in hundert und fünfzig Tagen dort ein. Solche Leute nehmen ihr ganzes Hab und Gut mit sich, und machen sich ein himmlisches Vergnügen daraus, es den Priestern dort zu lassen; die Belohnung dafür ist ein weißes Tuch, das ein jeder am Grabe Gewesene um den Kopf trägt; dieses wird unter ihnen sehr geschätzt, und er heißt dann Adgi. Ich war neugierig, mit Einem von solchen Leuten zu sprechen; er wußte aber gar nicht, welchen Weg er genommen, noch weniger war ihm, seiner Meynung nach, etwas Merkwürdiges aufgestoßen; Alles, was ich erfahren konnte, war, daß die Hitze dort so groß sey, daß, um ein Stück Fleisch zu braten, man es bloß auf einen Stein zu legen braucht.!

Nach und nach versammelten sich hier in Tiflis alle zu der Persischen Gesandtschaft gehörigen Beamten, und man brachte die Zeit recht angenehm zu. Am neuen Jahre wurde der Gesandte von mehreren Herren der Gesandtschaft durch ein kleines sehr gut dargestelltes Lustspiel angenehm überrascht. Manche Grusier, die so etwas in ihrem Leben nicht gesehen hatten, lachten anfangs sehr viel, gähnten dann und schliefen endlich ein. Um aus Tiflis ganz die große Welt zu machen, wurde einige Tage darauf von den nähmlichen Herren ein schönes Concert gegeben, und man wird sich nicht wenig wundern, zu erfahren, daß sich ein schöner Petersburger Flügel dabey befand, der die Reise über den Kaukasus glücklich überstanden hatte.

Um die Persische Regierung von unserer Ankunft zu benachrichtigen, wurden der Collegien-Rath Masarowitsch und Herr von Ricard voraus nach Teheran abgefertiget. Unsere Reise verzog sich aber noch wegen Unpäßlichkeit des Gesandten bis zum 17. April 1817, an welchem Tage wir Tiflis verließen.

Es wird den Ältern und Verwandten der Herren, die sich in der Russisch kaiserlichen Gesandtschaft nach Persien befunden haben, gewiß nicht unangenehm seyn, hier ein nahmentliches Register derer vorzufinden, die Theil an dieser Ambassade hatten. Sodann bestimmt mich ein zweyter Grund, die Liste dem Drucke zu übergeben. Die Hamburger Zeitungen versicherten nähmlich vor einiger Zeit, daß das Gefolge

des Generals Jermoloff meistens aus Französischen Officieren bestehe, und hatten sogar die Dreistigkeit so weit getrieben, Letztere nahmentlich anzuführen. Ich aber kann im Nahmen der Gesandtschaft versichern, und die Liste belegt es, daß nicht einmahl unser Koch ein Franzose war.

5.

Liste der Gesandtschaft.

General-Lieutenant Jermoloff, bevollmächtigter außerordentlicher Gesandter, Ritter des St. Alexander-Newsky-Ordens erster Classe, St. Annen-Ordens erster Classe; des Badenschen Militär-Verdienst-Ordens erster Classe, rothen Adler-Ordens erster Classe, Sonnen- und Löwen-Ordens erster Classe, St. Georgien- und Wladimir-Ordens zweyter Classe, kais. Österr. Marien-Theresien-Ordens dritter Classe.

Wirklicher Staatsrath Negri, } Conseillers d'ambassade.
Wirkl. Staatsrath Sokoloff, }

Oberst Jermoloff, Marschall der Gesandtschaft.

Collegien-Rath Kudabascheff, Secretär der Gesandtschaft.

Collegien-Rath Richlefsky, Commissär der Gesandtschaft.

Collegien-Rath Masarowitsch, vom diplomatischen Fache.

Major Krause, Gesandtschafts-Cassier.

Hofrath Müller, Arzt der Gesandtschaft.

Herr von Riccard, }
Herr von Borosdna, } vom diplomatischen Fache.
Herr von Jarzoff, }
Baron Korff, }

Stabs-Capitäne: Fürst Bekowitsch, Fürst Bebutuff, und die Lieutenants Popoff und Graf Samoiloff, Adjutanten des Gesandten.

Zur Suite des Gesandten gehörten, vom General-Stabe: Oberst Iwanoff, Stabs-Capitäne Murawieff und Kotzebue, die Lieutenants Rennenkampf, Babarikin und Scherbinin, und die Fähnrichs Wojeikoff und Latschinoff.

Lieutenant der Infanterie Fedoroff, Polizeymeister der Gesandtschaft. Akademist Maschkoff, Mahler der Gesandtschaft. Lieutenants Stabousch und Matwejeff, Feldjäger. Ein Kabardinischer Fürst mit acht Mann Gefolge. Herr Aufmord, Apotheker der Gesandtschaft.

Ein Beichtvater.

Lieutenants Nasaroff, Schemirka, Madatoff, Mescherikoff und

Leonidseff, Dolmetscher der Gesandtschaft; Collegien-Secretär Pa-rischsky, Capellmeister; Titular-Rath Letaschinskoy, ein Beamter des Hof-Cabinetts. Zwölf Gesandtschafts-Bediente, fünf Köche, 24 Grenadiers, 25 reguläre Kosaken und 20 irreguläre; 30 Musikanten und die nöthige Bedienung der Gesandtschafts-Herren. Das Ganze belief sich ungefähr auf 300 Personen.

6.

Abreise nach Persien.

Nachdem die Gesandtschaft ein glänzendes Abschiedsmahl beym General-Major Fürst Kutusoff eingenommen hatte, begab sich Alles nach der Kirche, um den Segen zu einer glücklichen Reise zu empfangen, worauf wir in Begleitung der ganzen Stadt unter Glockengeläute am 17. April Nachmittags Tiflis verließen. Hofrath Müller, der viele Jahre in Grusien ausgeharret, manchen guten Freund in seiner Gegenwart an der Pest verloren hat, und selbst nur durch ein Wunder noch lebt, schlug mir vor, einen kürzern Weg zu nehmen, der zwar über einen sehr schwierigen Berg führt, wo man aber bis Kodi fünfzehn Werste gewinnt. Der brave Doctor Pribel, und der ehrliche, biedere Apotheker Williams begleiteten uns. Wir wurden für die Mühe des Steigens herrlich belohnt; denn wir genossen die herrlichste Aussicht auf die Kette des Kaukasus und das Silberband des Kura-Flusses. Am Abend langten wir in unserm ersten Nachtlager Kodi an, wohin uns die Generale Stahl und Kutosoff nebst mehreren Grusinischen Fürsten begleitet hatten. Der Anfang unserer Reise war eben nicht sehr einladend, die Küche kam spät, und wir schliefen unter freyem Himmel. Man sieht von hieraus die Ruinen von Saganlug, über welche der eigentliche Weg aus Tiflis hierher führt. Sie werden jetzt von Taranteln und Scorpionen bewohnt, und bestehen, gleich unserm heutigen Nachtlager, nur aus einigen ärmlichen Erdhütten, deren Besitzer der Fürst Arbelianoff ist. Die Kaiserinn Katharina hat die Gnade gehabt, einem jeden hiesigen Edelmann den Fürstentitel beyzulegen, so daß es hier beynahe mehr Fürsten als Bauern gibt. Hätte die Kaiserinn das gewußt, und ihnen bloß den Titel gelassen, welchen die National-Sprache ihnen beylegt; so würde Rußland auch einmahl einige tausend Fürsten weniger haben.

Den 18. Aprill 1817. Außer dem Gesandten, der eine kleine Droschke mitgenommen hatte, um seines blessirten Fußes wegen abwechselnd zu reiten und zu fahren, durfte niemand eine Equipage

mitnehmen, denn man wußte nicht genau, ob die Persischen Wege es erlaubten. Als wir uns nachher von der Möglichkeit überzeugten, war es schon zu spät. Der heutige Marsch ging nach Emir-Aivasli, das am Hram-Flusse liegt. Eine drückende Hitze und eine Menge Insecten bewillkommneten uns mit dem Morgen. Auf halbem Wege passierten wir den Fluß Alget, über den eine steinerne Brücke von hohem Alter geworfen ist. Die Einwohner wissen weder wann, noch von wem sie erbaut worden; wahrscheinlich von den Römern, die so ausgebreitete Eroberungen machten. Vor uns liegen die Bartschalinischen Gebirge, hin und wieder mit Schnee bedeckt; rechts ein ziemlich ansehnliches Schloß, Kolagivi genannt, wo im Sommer die Luft so ungesund seyn soll, daß weder Menschen noch Vieh am Leben bleiben. Der Übergang über den Hram ist eben nicht einladend; der reißende Strom geht den Pferden bis an den Bauch, und man mußte eine Menge Leute längs dem Fahrwasser aufstellen, weil ein Schritt seitwärts von diesem Wege leicht das Leben kosten konnte. Wir kamen, Gott sey Dank, Alle glücklich hinüber, und erreichten unser Lager, das aus Tartarischen Kibitken aufgeschlagen war. Dieses sind geflochtene Körbe, welche einen halben Globus bilden, vorn eine kleine Öffnung haben, und von oben gegen die Witterung durch Matten geschützt sind. Obgleich neben uns ein Dorf liegt, so wählt doch jeder tausend Mahl lieber so eine Kibitke zum Nachtlager, als ein schmutziges, abscheuliches, Tartarisches Haus. Zu Mittag aßen wir Alle, ländlich hingelagert, unter dem Schatten eines Baumes, als ein speculativer Tartar mit einem sonderbaren Affen angestiegen kam, der ganz gewöhnliche Kunststücke machte, mir aber seiner langen grauen Haare und seines kahlen rothen Gesäßes wegen, von seltener Art zu seyn schien.

Den 19. Der Civil-Gouverneur von Grusien, General Stahl und General Kutusoff, welche uns nebst mehreren Grusinischen Fürsten bis hierher begleitet hatten, traten ihren Rückweg nach Tiflis an. Mehrere Dörfer und Ruinen alter Schlösser verschönerten die herrlichen Aussichten des heutigen Marsches. Der Weg streift hin und wieder durch angenehmes Gebüsch, und führt uns auf eine Fläche von Wald begränzt, auf der die Grusinische Armee zur Sommerszeit im Lager steht, um der brennenden Hitze in Tiflis zu entgehen. Auch wir lagerten uns an einer rauschenden Quelle im dichten Schatten, um die Mittagshitze abzuwarten; unterdessen wurde die Küche aufgeschlagen, und wir hielten bald ein herrliches Mittagsmahl. Von hieraus wurde der Weg noch romantischer; ein anderer schlängelte sich links in die schattigen Gebirge zu den Kupferminen; wir folgten dem geraden bis zur Brücke Achtörpi, die am

Füße des Berges Achsebejuk liegt, wo unsere Kibitken aufgeschlagen waren. Hohe Bäume, die ein schauderhaftes Dunkel verbreiteten, vermehrten das Echo unserer Stimmen, das in diesem großen Kessel beständig wiederhallte.

Den 20. War ich gestern schon von Aussichten begeistert, so biethet mir heute die Natur das Höchste ihrer Zaubereyen. Gleich vom Lager aus schlängelt sich der Weg allmählich den großen Berg Achsebejuk hinauf; anfangs kann man im dicken Walde nur vor sich sehen, nach und nach wird er lichter, und man befindet sich auf breitem, gutem Wege am Rande eines mahlerischen Abgrundes, der sich weit hinaus in viele Thäler verliert. Eine Zeit lang geht es so fort, man befindet sich in einer schönen, von der Natur geformten Allee, die auf der Spitze einer Anhöhe aufhört, von wo aus wir die Tiflischen Gebirge, den Kaukasus und alle bisher gehabten Nachtlager deutlich sehen konnten. Viele Flüsse krümmen sich in verschiedenen Richtungen und verlieren sich in dem unendlichen Blau. Der Gesandte sagte sehr richtig: wir sehen viel, und doch ist es nichts, im Verhältnisse des Ganzen, das von Einem Menschen beherrscht wird! Die Idee ist wahrlich groß, und die Thatsache wird nach Jahrhunderten vielleicht Manchem unwahrscheinlich vorkommen. Wir nahmen Abschied vom Kaukasus, der Scheidewand unsers Vaterlandes, und verließen mit schweren Herzen diesen göttlichen Ort. Der Weg wendete sich längs einem wunderschönen Bergrücken durch das Gebüsch; endlich hatten wir die höchste Spitze erstiegen, der Wald wurde lichter, verlor sich endlich ganz, und vor uns standen plötzlich zwey Granitberge, die nur einen schmalen Durchgang erlauben, in dem ein furchtbar ewiger Wind herrscht. Nach dieser Satans-Pforte hat der Berg eigentlich seinen Nahmen erhalten; denn Achsebejuk bedeutet in der Tartarischen Sprache: großes Maul. Dieses darf man aber dort ja nicht machen, sonst bekommt man es voll Wind. Menschen und Pferde taumeln durch diese Pforte. Einen stärkern Sturm habe ich bloß auf der Japanischen See erlebt, wo wir einen Orkan hatten, der von oben nach unten hängende Stricke in der Mitte durchriß. — Nachdem wir diese Pforte passiert hatten, führt der Weg sogleich den Berg sehr steil herunter in's Thal. Die Gegend ist nackt, sehr kalt, und wir haben hier ein sehr schlechtes Nachtlager.

Den 21. Der Weg führte in ein schönes ausgebreitetes Thal bis zum Flusse Kamenaja. Welch ein fürchterlicher Anblick! Die Ufer haben vierzig Faden perpendiculäre Höhe und bestehen aus dunkelbraunem Granit. Die Abfahrt zur Brücke ist steil und mit Steinen von ungeheurer Größe besäet, so daß alle Sachen auf den Händen herunter getragen werden mußten; eine Arbeit, die uns über vier

Stunden hier aufhielt. Der Weg ist in Granit durch Pulver gesprengt, und mit vieler Mühe in diesen schlechten Zustand gebracht worden; eine Verbesserung würde mit ungeheuren Kosten verbunden seyn. Ein sehr treffendes Seitenstück zu diesen Ufern, die der Ewigkeit zu trotzen scheinen, ist die unweit entlegene Ruine der ehemahligen Hauptstadt von Klein-Armenien, Lori, die sonst 6000 Häuser zählte, Könige barg, und eine siebenjährige Belagerung ausgehalten haben soll. Jetzt sind noch dreyßig Häuser übrig. Man trifft überhaupt sehr häufig Überbleibsel ehemahliger Größe des Armenischen Reiches an; jetzt ist dieses Volk in der ganzen Welt zerstreut; hier hat es sich mit den Grusiern vereiniget, die es gottlos prellet. Die Lage des Landes und die verschiedenen Richtungen der Berge machen, daß man in Grusien an Einem Tage die vier Jahreszeiten genießen kann. Wir übernachteten heute im Winter, reiseten den Tag über im Sommer, und sind jetzt am Fuße des Berges Besabdal im Frühjahre angelangt.

Den 22. Ein angenehmer Weg führt den Besabdal hinauf, unten ließen wir blühende Bäume, singende Vögel, grünes Gras; so wie man sich der Spitze nähert, sieht man die Natur stufenweise absterben, die Bäume werden nackt, das Gras gelb, man geht stellenweise durch Schnee, und ein kalter Wind sauset durch alle Glieder. Gottlob! die Spitze ist erreicht, man läßt sich fröhlich einen fürchterlichen Steg Werste lang herunter, der durch ein rauschendes Flüßchen sich windet, und wirft nach einer guten Stunde den Pelz wieder weg; denn das Frühjahr ist da, Blumen duften entgegen; der Fluß Bambak mit seiner Brücke zeigt sich, und in der Ferne sieht man die Kirche des Städtchens Karaklissa, das von hohen mit Tannen bewachsenen Bergen umgeben ist. Die Stadt hat den Nahmen von Kara (schwarz) und Klissa (Kirche); diese schwarze Kirche sieht man jetzt noch. Das Klima ist hier ganz das nähmliche des mittelländischen Rußlands, obgleich dieser Ort im vierzigsten Grad der Breite liegt! Der Ort ist bekannt wegen schönen Forellen und Honig, das er liefert. Das Militär hat sich hier so bequem angebaut, daß man gar nicht glaubt in einem Tartarischen Städtchen zu seyn. Noch mehr, als die Müdigkeit von der Reise, bewog dieses den Gesandten, hier zwey Tage auszuruhen; denn weder in Grusien noch in Persien durften wir auf ähnliche Quartiere rechnen.

Den 25. Nachdem wir uns vollkommen in Karaklissa erhohlt hatten, trug unser Weg uns weiter nach dem Armenischen Dorfe Bekanti. Ich muß erwähnen, daß man aus Karaklissa einen geraden Weg über das Gebirge nach Erivan nehmen kann, wo es auch sehr nahe ist; da aber auf den Bergen viel Schnee lag, und man drey Tage

lang kein Dorf antrifft, so wählte der Gesandte den längern, aber guten Weg über Gumri. Letzterer ging von Karaklissa aus längs dem Flusse Bambak; er durchschneidet ihn mehrmahls, und schönes Gebüsch ziert ihn. Auf halbem Wege erblickte man eine große Höhle, die wahrscheinlich vor undenklichen Zeiten entstand, und nicht selten Reisenden, auch wohl ganzen Viehherden, zum Nachtlager dient. Der Fluß spült nahe an dieser Öffnung und macht ein lautes Geräusch, das schauderhaft in der Höhle wiederhallt. Wie sollte es auch an diesem Orte nicht schauderhaft seyn! Wanderer! stehe still, und ziehe ehrerbiethig deinen Hut! Vermisse auf der einfachen Gruft den Marmor nicht; denn den Helden, welchen sie deckt, verewigen seine Thaten, das weiße Kreuz, welches du siehst, zeigt bloß den Ort, wo seine Hülle liegt.

Im Jahre 1805, als Rußland mit Persien im Kriege begriffen war, belagerte der damahlige Haupt-Commandeur von Grusien, Fürst Sizianoff, der durch einen schändlichen Meuchelmord von den Persern aus der Welt geschafft wurde, die Stadt Erivan. Zu der Garnison von Erivan, die ohnehin beynahe an Zahl der Russischen Armee gleich kam, stieß noch eine starke Persische Armee, unter dem Befehle des Thronfolgers, und umringte Erivan dermaßen, daß die Belagerer sich selbst plötzlich von allen Seiten belagert fanden. Diese Lage war wohl noch verzweifelter als die des Prinzen Eugen unter Belgrad. Sizianoff traf Anstalten zur Vertheidigung, die Perser konnten ihm nichts anhaben, und er gab nicht einmahl den Plan auf, die Belagerung fortzusetzen. Am Ende fing es an, ihm an Proviant zu fehlen, es mußte also das nächste Magazin von Karaklissa (160 Werste) dahin geschickt werden. Da seine ganze Armee nur aus einigen Tausenden bestand, so durfte er sich nicht schwächen; er wählte also den braven Oberst Montresor, gab ihm 200 Grenadiere und eine Kanone, nebst Befehl nach Karaklissa sich durchzuschlagen, dort Proviant und Verstärkung zu hohlen, und so zur Armee zurück zu kehren. Montresor schlich sich in der Nacht durch die Persische Linie durch, und gewann bis Tagesanbruch einen hübschen Vorsprung; allein die Perser setzten ihm mit vielen Tausenden nach; Montresor schlug sich diesen ganzen Tag, und machte seinen Rückzug so, daß die Perser ihm nichts anhaben konnten. In der Nacht gewann er eine kleine Anhöhe, die er in der Geschwindigkeit mit aufgeworfenen Steinen und dergleichen, gegen einen Überfall wenigstens, sicherte. Bey Tagesanbruch schlug er sich durch die Perser durch, die ihn schon umringt hatten, und setzte seine Retirade fort, konnte aber wegen dem beständigen Scharmuzieren nicht weiter als gegen Abend bis zu dieser unglücklichen Höhle kommen.

Als er sich hier aufstellte, erfuhr er, daß seine Leute nur noch einen Schuß übrig hatten. Zu seinem noch größern Unglück befand sich unter den Soldaten ein Tartar, der in der Nacht seine Kameraden verließ, und die Perser mit der verzweifelten Lage des Montresors bekannt machte. Die Perser, belehrt, daß sie nur eine Salve auszuhalten hätten, überfielen bey Tagesanbruch von allen Seiten die Hand voll Helden, welche sie natürlich sehr bald zu Boden warfen. In Karaklissa hatte man unterdessen schießen gehört, und ein Trupp war schon unterwegs, Hülfe zu leisten, kam aber zu spät. So mußte, nahe am Ziele, der Held seinen Tod finden! Die Grabhügel seiner Braven umringen auch jetzt den Seinigen, der aus der Mitte bescheiden hervorleuchtet.

Es sind hier in den Kriegen mit den Persern wahrlich Heldenthaten vollbracht worden, die der Russischen Nation Ehre machen; ich weiß nicht, aus welcher Ursache man sie der Welt bis jetzt verschwieg, während in jedem andern Lande alle Zeitungen bis zum Ekel posaunt haben würden. Ich schätze mich glücklich, der Erste zu seyn, der noch zweyer Vorfälle erwähnen kann, die vom ganzen hiesigen Corps bekräftiget wurden, und deren Helden noch am Leben sind.

Gleichfalls im Jahre 1805 commandirte der Major Lisanewitsch (jetzt General-Major) eine Abtheilung von 200 Mann nebst einer Kanone. Von der Persischen 10,000 Mann starken Vorhuth unter dem Befehle von Perculi-Chan überfallen, hielt er sich erst mehrere Stunden am Araxe-Fluß, zog sich dann den ganzen Tag herumschlagend zurück, und langte am Abend glücklich in der Festung Schuscha an. Die Perser nennen ihn jetzt noch Delli Major, den tollen Major.

Ein noch weit verzweifelteres Stück fiel in demselben Jahre vor. Oberst Karegin commandirte eine Abtheilung von 600 Mann nebst einer Kanone, unter ihm Major Kotlerefsky. Da ich die Sachen so erzähle, wie ich sie von sehr glaubwürdigen Männern hörte, so kann ich nicht anders, als das Verdienst dieser That einzig und allein dem Major Kotlerefsky (jetzt General-Major), zuschreiben, obgleich er unter dem Befehle jenes Obersten stand. Die Abtheilung wurde von 30,000 Mann angegriffen, welche der Thronfolger Abas-Mirza selbst befehligte. Sie schlug sich drey Tage auf einem Begräbnißplatze beym Dorfe Askeran herum, wo die hohen Leichensteine etwas Schutz gaben. Das Wasser war aber in den Händen der Feinde, und die Russen mußten sich Nachts das Wasser auch noch erobern. In der dritten Nacht läßt Oberst Karegin einen Trommelschläger und einige Schildwachen zurück, welche die ganze Nacht abrufen und trommeln,

schleicht selbst mit den Übrigen davon, macht einen forcirten Marsch, und überrumpelt die Festung Schachbulach, in deren Besitz er der Persischen Armee trotzt. Der brave Trommelschläger nebst seinen nachgebliebenen Kameraden, wurden bey Tagesanbruch wüthend zerrissen. Um das Werk zu krönen, ging der General Sizianoff selbst mit 1200 Mann und einigen Kanonen auf die Avantgarde von 30,000 Mann los, und schlug sie total; der Schach, der mit einer großen Armee diesseits des Araxas war, setzte aus Furcht in größter Unordnung über den Fluß, und zerstörte sogar die schöne steinerne Hudaperin'sche Brücke, die noch zerstört dasteht. In Persien schreckt man jetzt noch die Kinder mit dem Nahmen Sizianoff! Man muß aber wissen, daß die Persische Artillerie zu der Zeit so zu sagen noch gar nicht existirte, und sie meistens mit kleinen Falkoneten agirten, die auf Kamehlen transportirt wurden.

Nachdem wir bey der Höhle des unglücklichen Montresor eine Zeitlang verweilt hatten, setzten wir unsern Weg über das Dorf Amamli fort, und langten Abends unter Regen im Dorfe Bekanti an. Auch hier sieht man auf der Anhöhe eine erbärmliche Redoute, in der sich 150 Mann nebst einer Kanone gegen 6000 Mann so vertheidigten, daß der Feind nicht nur der Redoute, sondern auch den Einwohnern nebst Viehherden, die unter ihrem Schutze lagen, nichts anhaben konnte. Um nicht in den erbärmlichen Erdlöchern voll Ungeziefer zu übernachten, zogen wir das Lager unter freyem Himmel trotz dem Regen vor.

7.

Den 26. Ein nacktes trauriges Thal führt zu der Festung Gumri, bey der sich die Türkische und Persische Gränze mit der Russischen vereinigen. Seit Karaklissa sieht man kein Bäumchen mehr, das ermüdet das Auge sehr. Ich bemerkte am Wege mehrere Bauernpflüge, von zehn Ochsen mühsam geschleppt; denn die Erde ist hier fest. Die Arbeiter sangen dazu in Ohren zerreißenden Tönen. Statt zu eggen, wie bey uns, wird hier nur ein starker Baumast herum geschleppt, auf dem nicht selten eine ganze Familie gelagert ist, und es reicht hin. Unpäßlichkeit des Gesandten und das schlechte Wetter hielt uns hier drey Tage auf. Es schneyete beständig, wir hatten 2 Grad Kälte und in einigen Tagen 25 Grad Hitze. Die Quartiere sind hier erbärmlich; aus dem Überbleibsel einer alten Kirche hat man ein Heu-Magazin errichtet. Das Klima soll aber das gesündeste in ganz Grusien seyn. Möglich! wir waren indessen sehr froh als wir es verließen.

Den 29. Das Wetter war zu unserer Reise heute sehr günstig. Der Weg ging längs dem Flusse Apartschai. Zur Linken hatten wir den hohen Berg Alages, an dessen Fuß man in der Entfernung einen spitzigen Berg erblickt, hinter dem die Schneespitze des weltberühmten Ararat uns auf eine kurze Zeit bewillkommt, und sogleich wieder verschwindet. Auf halbem Wege wurde Halt gemacht; der Tag war recht warm, man lagerte sich am Ufer des Flusses, wo der Cabardinische Fürst mit der Kugel einen ungeheuer großen Pelikan schoß. Anfangs aus Unvorsichtigkeit, nachher aus Übermuth, steckten wir das Gras auf dem Felde in Brand, das hier nie gemähet wird; bald stand das ganze Feld in Flammen und der Rauch trieb uns weiter. Man thut dieses nicht selten mit Fleiß in diesem Lande; denn das Gras wächst darauf weit schöner wieder. Den Nachmittag erreichten wir bald unser am Karavan-Saray Schirpulu aufgeschlagenes Nachtlager. Karavan-Sarays sind Gebäude, die für reisende Kaufleute aufgebaut wurden, so groß, daß ganze Karavanen mit Pferden und allem Zubehör sich bequem darin verbergen. Manche sind von recht hübscher Architectur, und alle sehr solid aus Quadersteinen aufgeführt. Die, bey der wir jetzt stehen, ist so alt, daß man sich gar nicht der Zeiten erinnert, wann sie gebaut worden, eben so wie die wundervolle Brücke daneben, die über den Apartschai, dessen Ufer hier 20 Faden hoch perpendiculär sind, in einem Bogen geworfen ist. Leider ist gerade durch ein Erdbeben die Mitte der Brücke eingefallen, so daß die beyden Enden nur noch übrig blieben, die aber vollkommen zeigen, welch einen hohen Bogen die Brücke formirt haben muß. Ein naheliegender Kirchhof bewies, daß hier einst Armenier wohnten; die Grabsteine zeigen alle weit über tausend Jahre zurück. In der Nacht wurde ein solcher Stein ausgegraben, auf dem der Nahme Alexander stand. Man fand einen Schedel und einige Knochen von erstaunlicher Größe, die seit 1056 Jahren hier ruheten. Zehn Werste von hier sind die Ruinen der Stadt Anna, ehemahls die Residenz von Groß-Armenien. Sonst war dort ein glänzender Hof. Die Beherrscher Griechenlands hielten sich oft hier auf, und nicht selten wurde das Los ganzer Nationen hier entschieden! Jetzt wohnen nur zehn Familien da, obschon die Stadt im Umfange mehr als acht Werste hat. Hin und wieder existiren Trümmern von den Stadtmauern, auch sieht man eine Menge Kirchen und Überbleibsel ehemahliger Palläste. Was die Perser nicht zerstörten, vollendeten Erdbeben. Gegen Abend besuchte uns ein Türkischer Beamter aus der Stadt, Kars, der vom Bassa Ali abgeschickt war, um den Gesandten zu begrüßen und ihm Glück zur Reise zu wünschen. Da dieser Bassa die angränzende Provinz be-

fehliget, und mehr wie alle seine Vorgänger auf Ordnung hält, so empfing der Gesandte den Beamten sehr auszeichnend und beschenkte ihn beym Abschiede sehr reichlich. Morgen betreten wir das Persische Gebieth, heute schon kam ein Abgeordneter, um sich genau nach der Anzahl Menschen und Pferde zu erkundigen und die gehörigen Anstalten zu treffen.

Den 30. Der Fluß Apartschai blieb weit rechts liegen, der Weg führte durch ein wüstes Land, — es ist die Gränze von Persien. — Auf halbem Wege kam uns Asker-Chan, ehemahliger Gesandter in Paris, mit einigen tausend Reitern entgegen, um den Gesandten im Nahmen des Schachs zu bewillkommnen, und zugleich anzukündigen, daß er als Memandar bey der Gesandtschaft angestellt sey. (Ein Memandar ist ein Beamter, dem die Persische Regierung auferlegt, irgend eine vornehme Person oder Gesandtschaft zu empfangen, und für deren Unterhalt sowohl, als sonstigen Bedürfnisse zu sorgen). Eine größere Höflichkeit konnte die Persische Regierung freylich nicht erweisen, als der Russischen Gesandtschaft einen Memandar zu geben, der selbst einst bevollmächtigter Gesandter war. — Asker-Chan ist ein Mann bey Jahren; Napoleon hatte ihn in Paris sehr gut empfangen; er sprach auch einige Worte Französisch; vor vielen Jahren war er Haupt-Commandeur der Persischen Armee; man muß unserm Gesandten zum Ruhme nachsagen, daß er das Alter und die hohen Posten, die Asker-Chan einst bekleidete, ehrend, ihn während unserm ganzen Aufenthalte in Persien mit sehr vieler Aufmerksamkeit behandelte, und nie zugegeben hat, daß er Alles das thäte, was eigentlich die Schuldigkeit eines Memandars erheischt. Dieses übernahm der Neffe von Asker-Chan, Najar-Alibek, der auch mit seinem Oheim in Paris gewesen und etwas mehr Französisch sprach. Er hat in der Folge durch seine Gefälligkeit, und noch mehr durch sein offenes, biederes Betragen, welches wahrlich in Persien eine Seltenheit ist, die Liebe der ganzen Gesandtschaft gewonnen.

Nachdem von beyden Seiten die Bewillkommungen geschehen, schloß die ganze Reiterey einen Kreis um uns, und so ging es vorwärts. Während dem Marsche manövrirten die Perser nach ihrer Sitte, indem sie sich einander nachsetzten, auf einander schoßen, mit Lanzen auf einander zurannten und so dergleichen. Dieses geschah nicht bloß zur Kurzweile, sondern auch als große Ehrenbezeugung. Unter solchen Manövren langten wir endlich in Taline an, wo sich uns die schönste Aussicht darboth. Hier breitete sich die Fläche der Provinz Erivan aus, begränzt vom Arare-Fluß, und am blauen Horizont erhoben sich, wie ein Paar ungeheure Kolosse, die beyden Berge Ararat. Eindrücke der Jugend wirken doch immer lebhaft auf unsere

Einbildung; mit dem Anblicke des Ararat verband sich auch plötzlich die Idee, wie unser alter Vater Noah einst an dieser Spitze strandete, wie alle Thiere paarweise gerade von diesem Puncte der Erde aus sich wieder vertheilten. Mit welcher Inbrunst er Gott hier muß gedankt haben für die wunderbare Errettung, als er von diesem hohen Berge in die Ebene stieg, um sich wieder anzubauen. Man zeigt noch eine Stelle, von der es heißt, daß Noah hier den ersten Wein pflanzte. Jetzt sind die Zeiten ganz anders; nach vielen vergeblichen Versuchen hat man nicht ein Mahl die Hälfte des Berges ersteigen können, von wo an er auch wirklich schon mit ewigem Schnee bedeckt ist, und gänzlich die Form eines Zuckerhutes annimmt. Oben sieht man wunderbar genug einen schwarzen Fleck, der mit Schnee bedeckt seyn soll; gute Christen behaupten, es wäre der Noahkasten selbst, andere minder Fromme behaupten, es wäre bloß der Platz, an dem er gestrandet. In Taline fanden wir Persische Zelte aufgeschlagen, von denen eines besonders prachtvoll war. In der Mitte desselben, mit Tapeten ausgeziert, wurden dem Gesandten und uns Allen Erfrischungen angebothen. Diese bestanden in einer Menge unschmackhaften Confectes und Scherbet, ein Getränk aus Wasser, Zucker und Säure zusammen gesetzt, das zwar nicht ganz übel schmeckt, besonders wenn an einem heißen Tage noch Eis hinzu gelegt wird, allein sich nie mit unserer Europäischen Limonade vergleichen läßt. Nach vielen Complimenten von beyden Seiten, wünschte unser Memandar uns eine angenehme Ruhe, und wir brachten die erste Nacht auf Persischem Boden zu. Dieses Taline ist ein Tartarisches Dorf mit einem nicht hübschen über 1000 Jahre alten Schlosse, auf dessen Mauer sich die sonderbare Inschrift findet: „Ein unglücklicher Vater vermacht dieses Schloß, als seinen Lieblingsaufenthalt, seinem glücklichen Sohne.“

8.

Den 1. May. Hier war die Nacht schon merklich wärmer als wir sie bis jetzt gehabt. Der heutige Marsch wird uns gänzlich in die Ebene führen. Der Kosaken-General Sisajeff und noch mehrere Officiere, die uns bis hierher begleitet hatten, kehrten von hier nach Gumri zurück, und wir begannen in Gottesnahmen ohne sie unsern weitern Marsch in Persien. Der Tag war sehr heiß, und die ersten Stunden des Marsches sehr beschwerlich in Hinsicht des steinigen Bodens. Hier müssen einst furchtbare Revolutionen vorgefallen seyn; denn Alles, was das Auge Meilen weit sieht, ist so dicht mit großen und kleinen Steinen besäet, daß das Pferd mit Mühe einen

Platz findet, um den Fuß hinzusetzen. Dieser traurige Anblick verschwand nach einigen Stunden, und die Ebenen von Erivan nebst dem Berge Ararat, präsentirten sich immer schöner. Wie angenehm aber werden Auge und Herz plötzlich überrascht, wenn nach einem langen, ermüdenden Marsche sich auf einmahl im Lande der Muselmänner die Thürme und Mauern eines prachtvollen Klosters erheben! Es ist das berühmte Jetschmiasin, Sitz der Armenischen Patriarchen, — ein wehrloses Schaf unter den Wölfen. Dieses Heiligthum trotzt seit 1500 Jahren allen Kriegen und deren Folgen; nichts hat es erschüttern oder dessen fromme Bewohner verhindern können, während dieser langen Zeit auch nur einen Tag das Gebeth zu versäumen. Der ehrwürdige Patriarch Efrem kam selbst, umringt von seiner Geistlichkeit, dem Gesandten entgegen, nahm ihn bey der Hand, und führte ihn unter Glockengeläute und Jauchzen des Armenischen Volkes, das aus der ganzen Nachbarschaft zusammen gelaufen war, in die ihm bestimmte Wohnung.

Wir bekamen Alle so schöne reinliche Wohnungen, wie wir sie schon lange nicht hatten und auf der ganzen Reise nicht mehr haben werden. Beym prächtigen Abendessen wurde uns ein Wein vorgesetzt, der mich vollkommen überzeugt hat, daß der alte Vater Noah den ersten hier muß gepflanzt haben. Mit Freude erfuhren wir Alle, daß hier Ruhetag seyn soll. O warum nicht mehrere! —

Das Kloster Jetschmiasin, welches in der Armenischen Sprache Herabsteigung des Sohnes Gottes bedeutet, ist ein prachtvolles Gebäude. Es besteht aus mehreren, mit Quadersteinen ausgelegten, von schönen Bäumen bekränzten Höfen, von denen einige auch mit Bassins, Blumensträuchen und Springbrunnen versehen sind. Bey der größten Hitze hat man hier immer einen angenehmen, kühlen Spaziergang. Das Gebäude selbst ist halb im Europäischen, halb im Asiatischen Geschmacke gebaut, aber Alles sehr gut und mit Nutzen angebracht. Die alte Kirche, die in der Mitte des Klosters, und seit 1500 Jahren steht, ist wahrlich von seltener, schöner Architectur; es ist so etwas Großes und doch Einfaches in der Bauart. Auf dieser nähmlichen Stelle hat der Stifter dieses Klosters, der heilige Gregorius, den heiligen Geist herabsteigen sehen, und darauf die Kirche erbaut. Er soll mehrere Mahl die Reise auf den Ararat, um ein Stück von Noah's Kasten, unternommen haben, allein vergebens; endlich sendete ihm der liebe Gott eines im Traume, das jetzt noch hier aufbewahrt wird. Es sind hier ungeheure Schätze aus der ganzen Welt gesammelt worden; denn nirgends kann ein Armenier die heilige Salbung kaufen, wie hier, weil bey der Zubereitung der Patriarch selbst, nebst zwölf Episkopen zugegen seyn

muß. — Diese Anzahl kann man bloß im Jetschmiasinischen Kloster beysammen finden, wo allein 300 Geistliche vorhanden sind. Die zum Kloster gehörigen Dörfer zeichnen sich auch durch Wohlstand aus. Es wäre überhaupt schon längst eine blühende Stadt da, wenn die Persische Regierung dem Oberbefehlshaber der Erivan'schen Provinz nicht erlaubte, das Kloster nach Belieben zu plündern! Ich bin überzeugt, daß der Schach, der ein großer, ehrenwerther Fürst ist, davon nichts weiß, sonst hätte er schon längst die armen Bewohner dieser Provinz, die von dem Tyrannen alle Arten Grausamkeiten dulden müssen, von diesem Ungeheuer befreyt. Dieser Satrap hat während seiner Regierung unermeßliche Schätze gesammelt, ist jetzt zu alt um sie zu genießen, plündert aber die Einwohner aus Gewohnheit und das Kloster aus wahrem Herzensvergnügen noch immer fort! Er treibt es so weit, daß das Kloster jedes Mahl eine ungeheure Summe bezahlen muß, wenn er nur erfährt, daß ein reisender Christ dort übernachtet hat! Man denke sich, was die armen Menschen dafür bezahlen werden, daß wir dort gewesen sind. Er schämt sich auch gar nicht, zu sagen: Die Hunde von Christen in Jetschmiasin sind ja froh, wenn sie einen neu angekommenen Mitbruder bey sich bewirthen können; sie haben die Freude, ich will das Geld haben! Wenn er gar keinen Vorwand mehr findet, sie fast täglich zu plündern, so veranstaltet er aus Erivan eine Jagdpartie, und besucht im Vorbeygehen selbst das Kloster. Für diese Ehre muß nun viel gezahlt werden. Mehrere seiner Lieblinge hausen zuweilen manches Mahl Wochen lang im Kloster, um sich darin betrinken zu können, welches nach ihrer Religion verbothen ist; sie würden auch sonst nirgends Wein finden; will man ihnen das Geringste versagen, so drohen sie, dem Oberbefehlshaber falsche Berichte abzustatten, worauf denn natürlich Geldstrafen folgen! — So ist dieses Heiligthum der Armenischen Christenheit ewigen Plünderungen eines nichtswürdigen Menschen ausgesetzt, der dazu noch der erste Trunkenbold in der ganzen Provinz ist! Der arme Patriarch leidet viel, und muß alle Tage die Gaben der frommen Christen auf eine so unwürdige Art wegwerfen sehen. Schon jetzt müssen alte Klosterschätze angegriffen werden, um die Ausgaben zu bestreiten. Die Klosterbewohner sind aber fest entschlossen, zu dulden, und wenn ihnen auch nichts mehr übrig bleibt, doch diesen heiligen Ort nie zu verlassen; wozu Gott ihnen Muth und Kraft verleihen wolle! Diese Plünderungen waren ein Hauptgrund, daß der Gesandte bey der Rückreise einen andern Weg einschlug, und nicht mehr durch Jetschmiasin gehen wollte.

Den zweyten Tag unseres Aufenthaltes war uns zu Ehren großer Gottesdienst, wobey der selbst gegenwärtige Patriarch eine

sehr passende Rede hielt, und die geistliche Gemeinde, erfreut, in ihrer Mitte so viele Glaubensgenossen zu erblicken, laut schluchzte. Wir waren Alle gerührt und der alte ehrwürdige Patriarch konnte selbst vor Rührung kaum seine Rede endigen. Zum Schlusse war ein Gebeth, in welchem die Nahmen Alexander und Fet-Ali-Schach ziemlich sonderbar zusammen klangen. Nach Beendigung des Gottesdienstes küßten wir die Hände des heiligen Gregorius und Jakob, und den Spieß, womit unser Heiland durchbohrt worden ist. Neben diesen Heiligthümern hing an einer goldenen Kette ein Stück vom Noahskasten, wovon man sonst leicht etwas kaufen konnte, was aber jetzt schwer hält. Der heilige Spieß, wovon der Patriarch uns Allen Abdrücke in Wachs zum Andenken an das Kloster gegeben hat, ist zu Zeit der Pest oft nach Grusien getragen worden, wo er Wunder gethan hat. Nach der Kirche wurden wir Alle in den Zimmern des Patriarchen Diesem einzeln vorgestellt und zum Handkuße zugelassen. Nachher war ein großes Mittagsmahl, wozu der Patriarch nicht kam. Unsere Musik spielte, Christen und Heiden hörten mit Begeisterung zu, wir waren sehr vergnügt. Ein Jeder erinnerte sich dankbar des Empfanges in Jetschmiassin.

9.

Den 3. Vom Segen des ehrwürdigen Patriarchen begleitet, verließen wir Nachmittags unter traurigem Glockengeläute das Kloster. Ungefähr auf halbem Wege zwischen Jetschmiassin und Erivan kam der Bruder des Oberbefehlshabers der Erivanschen Provinz, Hassan-Chan an der Spitze von 4000 Mann Reiterey dem Gesandten entgegen. Der größte Theil der Truppen bestand aus Kurdinern, welche ein freyes, bekanntlich sehr braves Volk sind, das in Persischem Solde steht. Der Gesandte sprengte im Galopp die ganze Fronte auf und nieder; es war ein sonderbarer Anblick. Schöne Pferde, fast alle reich geharnischt. Die Reiter, besonders die Kurdiner, sahen von weitem wie alte liederliche Weiber aus; sie sitzen krumm, sind mit einer Menge buntfarbigen seidenen Kleidern behangen, der Kopf ist gleichfalls sehr liederlich mit buntem Zeuge umwickelt, an dessen herausragenden Enden lange Franzen hängen. Unter dieser lächerlichen Mütze guckt nun ein Schnurrbart nebst einem citronengelben Gesichte hervor, wogegen der berühmte Abällino eine Schönheit ist. Die ganze Fronte grunzte fürchterlich, und ein Paar kleine Paukenschläger nebst mehreren verdammten Pfeifern spielten dazu. Ihre Hauptwaffen sind Lanzen aus Rohr gemacht. Sie jagen, wie die Perser, einander nach, und treffen mit vieler Geschicklichkeit im vollen Laufe den Gegner. Die

Flinten, Pistolen und Säbel sind aus außerordentlich schönem Eisen; die ersteren laden sie mit vieler Geschwindigkeit im vollen Laufe, und treffen auch nicht selten. Nachdem der Gesandte dem Hassan-Chan sehr viel Rühmendes über die Truppen gesagt hatte, schloß die ganze Fronte einen Kreis, und unter den gewöhnlichen Persischen Manövren gingen wir langsam vorwärts. Unweit des Sanga-Flusses, an dem die Stadt Erivan liegt, überfiel uns ein fürchterlicher Regen, der um desto unwillkommener war, da wir Alle in Parade-Uniformen ritten und in die Stadt mit unserer Musik in Pomp einziehen wollten. Bey der Überfahrt über die Sanga, die zwar nicht sehr breit, aber tief und reißend ist, und selbst an der Stelle, wo wir durchwadeten, den Pferden bis an den Bauch ging, glaubte ich schon, daß uns ein Unglück begegnen würde; allein außer einem Perser, dessen Pferd wahrscheinlich schwach auf den Füßen war, und der in einem Nu in den Fluthen verschwand, sind wir Alle glücklich hinüber gekommen.

Unweit der Festungsmauer von Erivan standen ungefähr 2000 Sarbasen (so heißt in Persien die reguläre Infanterie) nebst 6 Kanonen reitender Artillerie. Bey Annährung des Gesandten präsentirten die Truppen das Gewehr, die Trommeln wurden gerührt und die Pfeiffer bliesen das bekannte Englische National-Lied: „God save the King! Willkommen in Persien du alter Bekannter!“ In der Mitte der Fronte kam der Sardar (ein Persischer Oberbefehlshaber) von Erivan, Hussein-Kuli-Chan, dessen man sich aus Jetschmiasin noch erinnern wird, uns zu Pferde entgegen. Vor ihm gingen 6 Läufer, ziemlich reich gekleidet, und ein Beamter, der ein silbernes Beil auf der Schulter trug, ein Zeichen, daß er selbst über Leben und Tod entscheiden kann; hinter ihm waren eine Menge reich gekleidete Perser. Er selbst hatte ein Shawl-Kleid an; der Turban bestand gleichfalls aus Shawls, sein Dolch war mit Diamanten besetzt und das Pferd in goldenem Geschirre. Der Gesandte reichte ihm die Hand, Complimente wurden gegenseitig gewechselt, und man erreichte bald das Thor der Festung, wo der Sardar sich empfahl, indem er die weitere Führung seinem Bruder auftrug. Alle Einwohner haben sich gewundert, daß dieser stolze Mann Jemanden außer dem Schach bis vor die Festung entgegen gekommen ist. Der Gesandte hatte aber gerade deßwegen fest darauf bestanden, und das Schicksal wollte, daß er obendrein, vielleicht zum ersten Mahl in seinem Leben, durch und durch naß wurde. Sein Bruder führte uns indessen in das Quartier des Gesandten, wo beym Absteigen Kanonenschüsse der Stadt dessen Ankunft verkündeten. Das ganze Haus bestand aus drey Zimmern;

Spiritus nicht leben. Nach einer guten Stunde empfahl er sich und bath uns Alle zu Mittag. Um 12 Uhr zogen wir mit Pomp in die Festung, die der Sardar allein bewohnt. Zu Clardin's Zeiten sollen dort sehr viele Leute gewohnt haben, der Sardar hat aber Alle davon gejagt, und thront jetzt zwischen Casernen. Wir formirten einen hübschen Zug; voraus gingen Kosaken, dann kam die Musik, dann der Gesandte, wir Alle folgten, endlich kamen wieder Kosaken. Das Volk hatte so etwas nie gesehen und drängte sich von allen Seiten herzu. Die Polizey warf mit großen Steinen, schlug mit Stöcken darein, und besonders Einer von ihnen, der durchaus immer vor dem Gesandten nach der Musik marschiren wollte, war mit einem Knüppel von Metall versehen, der fürchterlich über den Köpfen des Volkes wirthschaftete. Ich glaube, sie hätten welche todt geschlagen, wenn nicht der Gesandte aus Mitleid gebethen hätte, aufzuhören. Bey der Festungspforte mußte uns das Volk verlassen; wir ritten durch enge Straßen und stiegen beym Eingange in's Haus des Sardars von den Pferden, worauf der Hofstaat uns entgegen kam. Nachdem wir mehrere Höfe passierten, die ringsum mit bewaffneten Personen besetzt waren, traten wir in einen Hof, in dessen Mitte ein großes Marmor-Bassin nebst mehreren Springbrunnen sich befanden. Der Sardar kam bis zur Thür entgegen, und führte uns in einen geräumigen Saal, dessen offene Seite auf diesen Hof ging, in dem die vornehmsten Herren Erivans versammelt waren, und niemand, außer dem Bruder des Sardars und unser Memandar die Erlaubniß hatten, herein zu kommen. Es war keine geringe Aufmerksamkeit von Seiten des Sardars, daß er unsertwegen hatte Stühle machen lassen, indem wir unmöglich nach ihrer Art sitzen konnten, auch er selbst auf einem Stuhle saß. Die Wände dieses Saales waren mit kleinen Spiegeln verschiedener Formen besetzt, und die Zwischenräume mit bunten Blumen und kleinen Mahlereyen ausstaffiert. Dem Eingange gegenüber sieht man das Bildniß des Schachs, neben ihm das seines Sohnes Mirza und eine Jagdpartie, die so ohne Pespective gemacht ist, daß eine Figur über die andere wegläuft, und am Ende alles in der Luft schwebt. An den Wänden befanden sich auch einige Bildnisse von Frauen, die aussahen, als hätte man ihnen den Hals umgedreht. Die Mahlereyen sind überhaupt ohne Schatten, die Farben aber außerordentlich lebhaft und von langer Dauer. Der offenen Seite dieses Saales gegenüber bildet das Gebäude eine große Nische, in der gleichfalls ein schönes Bassin aus weißem Marmor nebst Springbrunnen sich befindet. Diese Seite läßt sich auch öffnen, und man hat die schönste Aussicht nach einem neu angelegten Garten. Der Sanga-Fluß rauscht dicht unter dem Fenster vorbey, die Ufer sind

mit stattlichen Bäumen besetzt, eine schöne steinerne Brücke von mehreren Bogen führt auf die andere Seite, deren Horizont von dem Ararat begränzt wird. Für einen Sommeraufenthalt kann wahrlich ein Haus nicht zweckmäßiger angelegt werden; man hat immer das frische Wasser des Springbrunnens, einen gelinden Zugwind und selbst der Anblick des ewigen Schnees auf dem Ararat muß Kühlung hervor bringen. Dem ungeachtet soll es im Sommer in Erivan so heiß seyn, daß nicht nur alle Einwohner die Stadt verlassen, um sich auf die Höhen zu begeben, sondern auch der Sardar selbst gezwungen ist, in's Lager zu ziehen. — Nachdem wir Alle Platz genommen hatten, wurde Kallion gereicht, darauf vor Jeden ein kleiner Tisch gestellt, der mit Scherbet und Confect besetzt wurde. Ich habe schon erwähnt, daß Letzteres mit Schafsfett gemacht wird, man kann sich also denken, mit wie vielem Appetite wir, besonders vor Tisch, davon aßen. Niemand konnte nur ein Stückchen hinunter bringen, und es mußte daher sogleich wieder weggetragen werden. Darauf erschienen eine Menge Bedienten mit Tischtüchern aus Indianischem Zeuge, hin und wieder mit Blumen besetzt, an den Ecken wawaren sehr passende Sprüche in Persischer Sprache schwarz gedruckt, als z. B.: „Alles, was Euch hierauf von Frucht und Speise gereicht wird, ist gut, und kommt von gutem Herzen" u. s. w. Es kam aber auch wahrlich so viel von gutem Herzen, daß tausend Menschen bequem hätten satt werden können. Ich will nur sagen, was auf dem Tische vor mir und dem Docter Müller allein lag; man schließe daraus auf das Übrige. Zuerst ein großer Pfannenkuchen, der nicht nur den ganzen Tisch bedeckte, sondern eine halbe Arschine breit von allen Seiten überhing. Die Perser nennen es Tschurek und bedienen sich dessen statt Brot und Serviette. Dann ein halbes Schaf, ein Ochsenschenkel, zwey Schüsseln mit verschiedenen Braten, 5 Schüsseln verschiedener Ragouts mit Saffran, zwey Schüsseln mit gekochtem Reis, zwey mit gekochten Hühnern, zwey mit gebratenen Hühnern, zwey mit gebratenen Gänsen, zwey mit Fischen, zwey mit saurer Milch, eine große Schüssel mit Scherbet und 4 Krüge mit Wein. Zu allen dem aber kein Messer, keine Gabel, kein Löffel. — Ein Gericht wurde mit der größten Geschwindigkeit über das andere gethürmt, so daß ich und Müller plötzlich hinter einer Braten-Redoute saßen, die uns alle Aussicht nach dem Hofe benahm, und wir unsere gegenüber sitzenden Kameraden nur durch kleine von aufgethürmten Schüsseln formirte Öffnungen sehen konnten. Ich suchte durch ein Loch meiner Schüsselwand zu bemerken, was denn der Sardar mache? Die linke Hand auf den Dolch gestützt, weil die Perser nie die linke Hand beym Essen gebrauchen, langt er gravitätisch mit

der rechten in die Schüssel voll fetten Reis, knetet sich mit drey Finger eine ordentliche Portion zusammen, und schieht diese mit vieler Geschicklichkeit in den Mund, so daß Bart und Schnurrbart selten Spuren davon tragen; nachdem er dieses mehrere Mahl wiederhohlt, reißt er ein Stück von dem gigantischen Pfannenkuchen los, wischt daran seine Finger ab, und schluckt auch dieses glücklich hinunter. Darauf fährt er hin und wieder nach Belieben in verschiedene Schüsseln, die seinen Gaum reitzen, und macht jedes Mahl das nähmliche Manövre. Endlich greift er nach dem Scherbet, trinkt davon, und blinzt freundlich auf seine verblüfften Gäste herab. Da beynahe keiner von seinem Essen was angerührt hatte; denn Vieles konnte man ohne Gefahr, den ganzen Haufen umzuschmeißen, aus der Mitte gar nicht heraus ziehen, wurde das Zeichen zum Abnehmen gegeben, und die Bedienung nebst der draußen stehenden uns hoch beneidenden Herren, müssen uns für sehr vornehm gehalten haben, da es in Persien Sitte ist, bey großen Gastmählern desto weniger zu essen, je vornehmer man ist. Beym Abnehmen der Schüsseln gab es auch Spectakel; denn das Teller mit Ragout wollte sich gar nicht von dem Teller voll sauren Rahm trennen, auf dem er so bequem geruht; die Butter hatte mit dem Pfannenkuchen Freundschaft geschlossen, und die Fische wollten von den gebratenen Hühnern gar nicht scheiden. Unbarmherzige Hände brachten am Ende doch die Trennung zu Stande, und nun fiel man draußen über den unversehrten Rest her. Das ist in Persien so Sitte, daß die Überbleibsel der Bedienung, oder wer sich sonst gerade da befindet, Preis gegeben werden, oft auch dem lauernden Volke. Darum wird in einem vornehmen Hause auch alle Tage drey Mahl mehr gebraten und gekocht, als dessen Bewohner alle miteinander verzehren können, der Rest aber hungrigen Liebhabern hingeschoben. Nachdem unsere Redouten alle glücklich zerstört waren, konnte man frische Luft schöpfen. Die Bedienung präsentirte Wasser zum Waschen; allein ohne Handtücher; die Perser lassen ihre Hände in der Luft trocknen, wir mußten sie an unsern Schnupftüchern abwischen. Kaum war diese Arbeit vollendet, als abermahls furchtbare Schüsseln zu unserm Schauder hereingetragen wurden; dieses Mahl kamen wir aber besser ab; denn es waren Früchte und Confect, und vor Jedem stand glücklicher Weise nur eine Schüssel, sonst hätten wir auch nichts von den Tänzern sehen können, die eben herein gekommen waren und sich an der Thür aufgestellt hatten. Zur Musik gehörten eine Guitarre, eine Art Violine mit drey Saiten und zwey Tambours nebst einem Sänger, der unter fürchterlichen Grimassen und wahren Convulsionen aus vollem Halse schrie, doch zum Glücke nach Landessitte öfters

das Gesicht mit einem Papiere bedeckte, um dem Publikum nicht seinen aufgesperrten Rachen zu präsentiren. Die Musik hatte zwar Tact, allein das Ganze klang wie Katzengeheul. Drey hübsche Knaben, die in langen Röcken wären, an denen seidene Bänder von verschiedenen Farben hingen, wurden von dieser kreischenden Musik und dem Geschrey des Sängers so begeistert, daß sie anfangs tanzten und am Ende Burzelbäume schlugen. An den Händen hatten sie kleine metallene Kastagnetten, mit denen sie zu den Bewegungen des Tanzes den Tact schlugen. Ich glaube, daß zwey von ihnen Frauenzimmer vorstellten, indem ihre Bewegungen weit langsamer und bescheidener waren, aber der in der Mitte warf sich rasend herum und wand sich wechselsweise bald zu dem Einen bald zu dem Andern. Die lächerlichste Tour war die: wenn die Musik plötzlich sehr laut wurde, der Sänger ohne Barmherzigkeit zu schreyen anfing, die drey Tänzer längs dem ganzen Saale in Burzelbäumen wegrollten und am Ende die zwey zu beyden Seiten in einer graziösen Stellung stehen blieben, während der mittelste, auf dem Kopfe stehend, sein mit langen Beinkleidern bedecktes Gesäß nebst ein Paar bloßen Füßen präsentirte. Eines machten die Tänzer mit vieler Geschicklichkeit; sie konnten sich nähmlich mehrere Mahle in der Luft umdrehen, ohne mit den Händen oder mit dem Kopfe die Erde zu berühren. — Mit vollen Ohren und leerem Magen brachen wir endlich auf; der Gesandte empfahl sich dem freygebigen Wirthe, und wir zogen in der nähmlichen Parade wieder nach Hause, um zu Mittag zu essen.

11.

Da das Lokal im Hause des Gesandten nicht erlaubte, die Höflichkeit des Sardar zu erwiedern, so bath der Gesandte um dessen eigenen Garten, der sogleich mit Freuden bewilliget wurde. Wir schickten die Musikanten nebst Küche voraus, und um 10 Uhr Vormittags begab sich die Gesandtschaft selbst in den Garten, wo sich im Pavillon der Sardar schon vorfand. Der Weg dahin führte dicht an der Festung über den Sanga-Fluß, dessen Brücke und Ufer, nebst der umliegenden Gegend, einen herrlichen Anblick gewährten. Jenseits befanden wir uns sogleich in einem neu angelegten Garten, dessen Haupt-Allee auf den Pavillon führt, von dort aus präsentirt sich diese Seite der Festung nebst dem Hause des Sartar sehr schön. Die Allee führt weiter auf eine Anhöhe, auf der die Russen einst ihre Batterie aufgepflanzt hatten, und so höflich gewesen sind, das Haus des Sartars gänzlich zu verschonen. Der Pavillon ist in Asiatischem Geschmacke sehr schön und zweckmäßig aufgebaut. Von außen

umringen ihn Springbrunnen und auch inwendig befindet sich ein Marmor-Bassin, dessen Springbrunnen zugleich kleine Glocken berührt, welches Geräusch dem Sardar sehr angenehm ist. Das Gebäude ist hoch, besteht aus mehreren Stockwerken, die aber in der Mitte durchgebrochen sind, so daß alle Zimmer mit dem Hauptsaale zusammenhängen. Inwendig sind die Abtheilungen mit vielem Geschmacke gemahlt, von außen mit bunten Gallerien umgeben. Es ist jetzt schon ein himmlischer Aufenthalt im Sommer, was wird es erst nach mehreren Jahren werden, da dieser Garten unverkennbar von Europäischen Händen gepflegt wird. — Unsere Musik spielte, und die sämmtlichen Perser tranken Chocolate, Liqueur und aßen mit vielem Appetit Gefrornes, das bey ihnen sehr schlecht gemacht wird. Die Tänzer von gestern waren wieder da, und bathen um Erlaubniß, nach der Russischen Musik tanzen zu dürfen, die ihnen sehr gefiel. Beym Mittagsessen wurde guter Wein gegeben; von ihm sowohl, als von dem Liqueur, nahmen die Perser ungeheuer viel zu sich. Überhaupt sahen wir Beyspiele, daß Einer eine Flasche Rhum, ohne die geringsten Folgen zu spüren, austrank. In einer Nische des Pavillons saßen ein Paar wackere Zecher, der Leibarzt des Sardars und der Oberste, in dessen Hause der Gesandte abgestiegen war. Sehr lustig war es, den Leibarzt räsoniren zu hören, der ganz laut versicherte, Muhammed wäre ein Narr gewesen, den Wein zu verbiethen; sein Herr wäre auch der Meynung, und er als Arzt könnte sich rühmen, eine Universal-Medicin gefunden zu haben, das sey Spiritus, welchen er auch allen seinen Patienten anriethe. Der Oberste bekräftigte alles mit freundlichem oft unwillkührlichem Kopfnicken, und sagte, dieses Universal-Mittel habe dermaßen allgemeinen Beyfall gefunden, daß ein hier befindlicher Europäischer Arzt, la Fose, seine ganze Praxis verloren hätte. Der Doctor Sangrado, der seine Patienten mit warmem Wasser curirte, würde hier kein Glück machen. Der Sardar selbst schaute ganz freundlich aus dem Fenster, sein Herz thaute auf, und er bath den Gesandten, ihm doch einige Flaschen Liqueur und Rhum zu hinterlassen. Er hat 60 Weiber.

Die Gäste gingen alle sehr froh aus, einander und unsere Abreise wurde auf den morgenden Tag bestimmt. Was ich sonst von dieser Stadt habe erfahren können, ist Folgendes: Erivan bedeutet in der Armenischen Sprache der Erschienene oder Erblickte; denn es soll der erste Ort seyn, den Noah beym Herabsteigen vom Ararat erblickt; der Berg ist zehn Werste von hier. Die Stadt hat schöne Partien im Allgemeinen, die Gebäude aber sind meistens hinter den Gärten und unsichtbar. Zwey Flüsse befinden sich unweit der Stadt: die Sanga, welche dicht an den Festungsmauern vorbey fließt, und

der Kwerbulak, ein Nahme, der vierzig Arme bedeutet. Der erste entspringt in dem Erivan'schen See *), durchläuft den größten Theil von Armenien und vereinigt sich unweit des Kaspischen Meeres mit dem Araxe-Fluß. Die Persische Geschichte sagt gar nichts vom Entstehen dieser Stadt, daher behaupten auch die Einwohner, daß es die älteste Stadt der Welt ist, und daß Noah sich nach der Sündfluth hier häuslich niedergelassen. Die Festung Erivan befindet sich einen Kanonenschuß weit von der Stadt. Die Türken eroberten Erivan im Jahre 1582 und erbauten die Festung, welche heute noch existiret, während der Regierung Murats oder Amurats III. Die Perser eroberten sie im Jahre 1604 unter Schach Abas wieder, und vermehrten die Befestigungen. Im Jahre 1615 hat sie eine viermonathliche Belagerung überstanden, der Erdwall trotzte den Batterien der Türken, und diese waren genöthigt, sie zu verlassen. Nach dem Tode Abas, des Großen, belagerten die Türken abermahls Erivan und behielten es auch, aber nicht lange; denn Soff eroberte es 1635 während der Regierung des Sultans Amurat IV. Die Perser brachten damahls die ganze Garnison um. Es fiel 1721 wieder in Türkische Hände, während der Unruhen, die der Stamm der Soffs erregte, aber der berühmte Schach-Nadir eroberte es 1734 wieder. Der Grusinische Czar Herakli benutzte die Unruhen in Persien nach dem Tode Tamassa's, und nahm Erivan, verlor es aber bald wieder und sein ganzes Reich dazu; — die Russischen Truppen stürmten unter Graf Gudowitsch Erivan; allein sie wurden zurück geschlagen.

Der Nahme Ararat erweckt die Bilder der Kindheit lebhaft in mir, und es ist, als sehe ich jetzt noch in meinem kleinen Katechismus, wie die armen Menschen sich aus der Sündfluth retten wollen, wie der fatale Regen gar nicht aufhört und eine Stelle nach der andern überschwemmt; ich höre noch, wie meine Amme zu mir sagte: so straft Gott die bösen Menschen, die ungehorsam sind! Siehst du, wie sie alle schreyen, aber zu spät! Hingegen schwimmt der gute Vater Noah ganz trocken im Meere. So belohnt und bestraft Gott!

*) Der Erivan'sche See liegt drey Tagemärsche von der Stadt. Die Perser nennen ihn Deria-Schevin, d. h.: der süße See, weil das Wasser wirklich einen süßen Geschmack haben soll. Sein Umfang ist 150 Werste. Er enthält eine Menge Forellen und Karpfen, die sehr schmackhaft seyn sollen. Chardin sagt, daß er während seines Aufenthaltes in Persien auf keiner Karte diesen See hat finden können.

Damahls konnte man das Kind wohl damit zwingen, Rhabarbar einzunehmen, jetzt verlangt es mehr zu wissen. — O liebe Amme! wäre ich doch ein Kind geblieben!

Dieser Berg, der in meinem Katechismus sehr schlecht gezeichnet war, und auf dessen Spitze ein Noah's-Kasten saß, der noch ein Mahl so groß war, als der Berg selbst, liegt jetzt prachtvoll vor meinen Augen. An seinem Fuße schlängelt sich der Arare-Fluß, hinter dem er sich in zwey Spitzen erhebt, von welchen die eine kleiner ist, und daher von den Einwohnern Ararat-Sadach, Sohn Ararats, genannt wird. Eigentlich befindet er sich in Armenien, neben den Salzgebirgen, wo die Kurden ihre Wohnungen aufschlagen. Von der Hälfte an ist er ganz mit Schnee bedeckt; auch lagen hier meistens die Wolken auf. Man erzählt viel Fabelhaftes von dem Berge, gewiß ist aber das, daß niemand seine Spitze ersteigen kann, aus der sehr natürlichen Ursache, weil die Abdachung schon von der Mitte an ganz steil wird und mit Eis bedeckt ist. Ein sehr reicher und neugieriger Türkischer Bassa, der das Reisen liebte, versuchte ihn zu erklimmen; allein auf der Hälfte schon waren Kälte und Wind so stark, daß er seinen Vorsatz aufgeben mußte. Vor drey Jahren ist ein ungeheuer großer Schneeklumpen von oben herunter gefallen. Im nahe liegenden Dorfe erzählte man, daß ein Bret aus der Arche Noah's sich in dem Schnee befunden habe. Es wäre gut, wenn Holz vom Berge käme; denn im Thale ist es sehr theuer geworden. Bekanntlich dient dieser Berg einer Menge wilder Thiere und Schlangen von ungeheurer Größe zum Aufenthalte. Am Fuße des Ararats ist ein Kloster, Arekilvank genannt, welches in der Armenischen Sprache Kloster der Apostel bedeutet. Die Armenier halten diesen Ort für heilig, und behaupten: Noah habe an dieser Stelle seine erste Wohnung aufgeschlagen, und sein erstes Dankgebeth verrichtet.

12.

Den 7. May. Wir bemerkten oben, daß die Perser, vom Tage des Eintrittes der Gesandtschaft in ihre Gränzen, die tägliche Verpflegung und Transportirung auf Befehl des Schachs unentgeldlich übernommen hatten. Auch bekamen wir alle Tage Reitpferde, und unsere Sachen wurden auf Mauleseln und Kamehlen fortgeschafft; diese waren alle mit Glocken versehen und machten einen fürchterlichen Lärm. Es ist unglaublich, was so ein Maulesel tragen kann, und mit welchem gleich schnellen Schritte er vorwärts geht. Die Kamehle hingegen haben einen wahren Philosophengang, aus dem

nichts in der Welt im Stande ist, sie heraus zu bringen. Beym Aufladen und Abladen der Sachen lassen sie sich auf den ersten Ruf des Führers auf die Knie nieder, zwar mit fürchterlichem Geschrey, aber nie ungehorsam. Sonderbar ist es, daß sie selbst die Last fühlen, welche sie im Stande sind zu tragen, und dann auch ohne Befehl aufstehen. Es gibt wohl kein Thier, das wohlfeiler und leichter zu ernähren wäre, wie das Kamehl; sie weiden auf Steppen, wo man kaum Gras erblickt, und befinden sich immer wohl dabey. Aber zu reiten auf diesen Thieren, ist eine wahre Marter; denn ihr Rücken schiebt sich immer hin und her. Da bey den Persern alle Transporte auf Pferden, Eseln oder Kamehlen geschehen, und viele in ihrem Leben kein Rad gesehen haben, so kann man sich denken, daß Persische Wege eigentlich gar nicht vorhanden sind; man erkennt sie auch wirklich bloß daran, daß das Gras in breiten Streifen ausgetreten ist; in steinigen Gegenden aber sieht man fast gar nichts und kann ohne Führer sich leicht verirren. Überhaupt reisen die Perser immer zu Pferde, und bloß für Damen gibt es eine Art Fuhrwerk, das eben nicht sehr bequem ist. Es besteht aus hölzernen Rahmen, die eine Art Vogelbauer bilden, der auf zwey langen Stangen ruhet; letztere ragen vorn und hinten dermaßen hervor, daß ein Paar Maulesel hinein geschoben werden können, die einen guten Schritt damit fortgehen. Das Ganze wird gewöhnlich mit einem rothen Tuche überzogen, das an den Stellen, wo die Thüren sind, aufgeschnitten ist. Die Maschine ist so niedrig, daß man nur auf Persische Manier darin sitzen kann. Die Perser nennen sie Trachtarawan. Es befanden sich bey der Gesandtschaft auch mehrere solche für die Kranken, die darin ausgestreckt liegen mußten. Wir waren nicht wenig besorgt um die Persischen Hengste, die ein wildes Ansehen haben, aber wahre Lämmer sind und alle einen herrlichen Paß gehen, welches das Reisen zu Pferde um vieles erleichtert. Ein Pferd, das keinen Paß geht, wird in Persien um den halben Preis verkauft.

Der heutige Marsch ging nach dem Dorfe Dugin, bey dessen Annäherung sich das herrliche Thal der Erivan'schen Provinz darstellte, durch das man hin und wieder den Araxe schlängeln sah. Eine Menge Dörfer lagen zerstreut herum. Diese haben fast alle in Persien das Ansehen einer kleinen Festung; denn sie sind gänzlich mit einer hohen Mauer umgeben, deren Ecken Thürme mit Schießscharten bilden. Diese freywillige Einkerkerung mag wohl auch theils in öfteren Kriegen und Revolutionen ihren Grund haben; meistens rührt sie aber von der furchtbaren Eifersucht der Perser her. — Nachdem wir das kleine Flüßchen Garnitschai passiert hatten, ohne die schwarzen Marmorsäulen zu sehen, die Chardin (freylich vor hun-

—rn Jahren) bemerkt haben will, langten wir in unserm Lager an, das dicht neben dem Dorfe aufgeschlagen war. Heute sind wir dem Ararat am nächsten. Wir nahmen das Abendbrot unter freyem Himmel ein, und noch lange schimmerte die untergehende Sonne von der Schneeküppe des Berges.

Den 8. Links haben wir eine Gebirgskette, die den Weg in der Richtung nicht verläßt und weiterhin unsere Gränze bildet; rechts bleibt immer der Arare treu, an dessen Ufer man die Ruinen eines Klosters bemerkt, wo der heilige Gregorius, der Stifter des Klosters von Jetschmiasin, Jahre lang in einer Grube gesessen hat, um gänzlich sündenfrey aus der Welt zu gehen. Die Armenier wallfahrteten aus fernen Gegenden hierher, und werden bey Annäherung an dieser Grube von schweren Krankheiten befreyet. — Die Gegend überhaupt ist von einer unzähligen Menge Canälen durchkreuzt, die zur Bewässerung der Reis- und Baumwollenfelder dienlich sind, aber durch ihren unangenehmen Geruch Kopfschmerzen verursachen. Beym Eintritt in das Dorf Dawalu, wo unser heutiges Nachtlager bestimmt ist, kamen uns viele neugierige Einwohner entgegen, unter andern zeigten sich auch Bauernweiber, die so schmutzig, geschmacklos gekleidet und häßlich waren, daß man wahrlich ein Weiberfeind werden kann. Zu uns in's Lager kām ein sonderbarer Kerl, den wir anfangs für verrückt hielten; es fand sich aber, daß es ein Derwisch war, der seltsam gekleidet ging. Ein Schafsfell bedeckte nothdürftig den Leib, die Hände und Füße waren bloß, auf dem Kopfe saß ein Blumenkranz, in der rechten Hand hielt er eine Pike, in der linken einen Kessel, dabey schrie er fürchterlich, und der Nahme Ali kam beständig vor; man sagte uns, er bethe für unser Glück. Obgleich er nicht bettelte, was ich in Persien sehr lobenswürdig finde, warf man ihm einige Geldstücke in den Kessel, die er ohne Dank annahm. Es gibt mehrere Orden der Derwische, dieser gehörte zu einem, dessen Mitglieder ihr ganzes Leben unter freyem Himmel zubringen müssen.

Den 9. Die Gegend ist nicht mehr so anmuthig; man kommt zwischen zwey Anhöhen durch, welche eine vollkommene Pforte bilden und sogar den Rückblick in das schöne Thal rauben. Der Weg ist lehmig, es mußte hier geregnet haben; denn die Pferde glitschten alle Augenblicke aus. Mehrere unbedeutende Dörfer lagen unweit dem Wege, die Hitze war sehr erträglich; demungeachtet waren wir froh, unser Lager in dem Dorfe Nuraschin, unter schattigen Aprikosen-Bäumen aufgeschlagen zu finden. Man träumt sich in Europa Persien als ein Paradies, und die Perser selbst sind auch überzeugt, daß es ein Eden ist; allein wir sind jetzt im Frühjahre,

und finden weder die Menge Blumen, noch das schöne Gras, noch die himmlisch auflebende Natur, wie in nördlichen Ländern. Die Berge sind hier kahl, die Felder gelb, und Bäume eine Seltenheit.

Den 10. Gleich bey der Ausfahrt aus dem Nachtlager passiert man wohl zehn Mahl die verschiedenen Arme des Flusses Arpatschai, der die Gränze zwischen der Provinz Erivan und den Besitzungen von Nakatschewan bildet. Wenn das Wasser größer wäre, so würde diese Überfahrt äußerst gefährlich seyn. Der Weg geht längs Anhöhen, die nach dem Araxe zu eine schöne Gegend bilden. Hier liegt die Stadt Hoye, die im Sommer der Lieblingsaufenthalt von Abas-Mirza, dem Thronfolger, seyn soll. Vor uns ragt in der Ferne ein Felsen von sonderbarer Figur hervor; er wird der Schlangenberg genannt, weil es dort von Schlangen wimmeln soll. Unweit dieses Berges geht der Weg nach unserer Gränze in die Carabach'sche Provinz. Auf halbem Wege fand sich eine schöne Quelle von klarem Wasser, wie wir deren keine mehr angetroffen haben. Überhaupt fehlt uns in diesen Gegenden gutes Wasser, es ist überall sehr trübe und hat einen fatalen Lehmgeschmack. In Hohik hatten wir das Unglück, in dieser Nacht einen unserer Gesandtschaftsbedienten zu verlieren, der am Schlage starb. Er wurde ziemlich tief in die Erde gesenkt und mit großen Steinen bedeckt; bey unserer Rückkunft fanden wir dennoch Alles zerstört; denn die Muselmänner lassen nicht einmahl einen todten Christen in Ruhe. Dieser Todesfall machte einen traurigen Eindruck auf uns Alle; denn fern vom Vaterlande sieht man mit bangem Herzen einen Gefährten aus der Mitte schwinden.

13.

Den 11. Bis zur letzten Anhöhe, von der man sich gleichsam in die Stadt Nakatschewan hinunter läßt, finde ich keine Worte, diese traurige Gegend zu beschreiben. Kein Haus, kein Grashalm, nur kahle Lehmberge, die in verschiedenen Richtungen sich durchkreuzen und meistens von der Sonnenhitze geborsten sind, ermüden das Auge und machen ganz melancholisch. Die Stadt selbst liegt gleichfalls in solcher traurigen Gegend, und erfreut bloß das Herz, weil man wieder Bäume sieht! Der Chan von Nakatschewan, ein blinder Greis, kam uns mit mehreren tausend Reitern entgegen; die Straßen und Häuser, welche der Gesandte passieren mußte, waren alle mit bewaffneten Leuten besetzt, welches eine große Ehrenbezeigung ist. Der arme alte Kambarei-Chan, der vielleicht der tugendhafteste seines Volkes ist, und vorher Eigenthümer der Stadt Na-

katschewan war, deren Verwaltung ihm jetzt nur aus Barmherzigkeit überlassen worden, hatte das Unglück, der Regierung zu mißfallen, und die Augen wurden ihm ausgestochen; eine Strafe, die hier häufig ist. Da er mit den Augen auch seines Vermögens beraubt wurde, so lebte er mit seiner Familie zwanzig Jahre in der drückendsten Armuth, und ist erst jetzt vor zwey Monathen auf lautes Flehen des ganzen Volkes, das unterdessen schlimm gedrückt worden, als Verwalter seines Eigenthumes wieder angestellt. Der Gesandte machte ihm Vorwürfe, seinetwegen heraus gekommen zu seyn, und behandelte ihn überhaupt, wie sein hohes Alter und sein Unglück es verdienten. Wir wurden Alle in ein großes neues Haus einquartiert, das unsertwegen geräumt wurde. Ich wohne in einem Zimmer des Serails. — Diese Stadt ist einst von dem Russischen General Nebolsin erobert worden; weiter ist die Eroberung der Russischen Truppen in Persien nie gegangen. — Sowohl die bequeme Wohnung, als die Ruhe, die wir Alle seit Erivan nicht genossen hatten, bestimmten den Gesandten, hier einen Rasttag zu machen. Das Haus, in dem wir wohnen, so wie alle Häuser der Magnaten, bestehen aus einer unzähligen Menge kleiner Höfe und Zimmer, die durch schmale dunkle Gänge in Verbindung stehen. Jedes Zimmer hat nur einen Eingang, und dient im Theile des Serails von den vornehmeren Weibern nur Einer zur Wohnung, in andern werden auch wohl mehrere zusammen gesellt. Von der Straße ist immer nur Ein Eingang in ein solches Haus, und der erste Hof wird vom Herrn selbst bewohnt. Die Mauern sind sehr hoch, und so breit, daß Menschen und Hunde bequem auf ihnen herum spazieren können, um die Kleinodien zu bewachen.

Die Armenische Geschichte, welche in dem Kloster Jetschmiasin vorhanden ist, behauptet, daß Nakatschewan das ehemahlige berühmte Artaksat ist, und eine der ältesten Städte Armeniens; damahls sollen dreyßig tausend Häuser hier gestanden haben, jetzt sind deren kaum ein tausend! Da überhaupt der alte Vater Noah hier in der ganzen Gegend herhalten muß, so behaupten die Armenier, daß auch diese Stadt von ihm gestiftet worden. — Die Stadt wird durch das Flüßchen Nakatschewan, das auch einen kleinen Wasserfall bildet, in zwey Theile getheilt. Der westliche Theil machte früher eine Festung aus, die in mehreren Kriegen auch von den Russen zerstört worden ist. Ein sehr hoher, nicht eckiger Thurm, mit Hieroglyphen beschrieben, und nebenbey eine halb zerstörte Pforte, von der noch zwey große Säulen, in besonderem Geschmacke gearbeitet, zu sehen sind, ist das Einzige, was hier die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Es sollen Denkmähler des berühmten Tamerlan seyn. Der Gesandte

machte einen Besuch bey Komborei-Chan, dem er für seine gute Aufnahme dankte.

Den 13. In Begleitung mehrerer vornehmer Perser verließen wir heute die Stadt. Die Gegend ist rund herum sehr öde, lehmige Berge, die eine unangenehme gelbe Farbe spielen, ermüden das Auge; nur in der Ferne sieht man die dunkle Spitze des Schlangenberges. Einige Werste von der Stadt durchwateten wir den Nakatschewan-Fluß, der sonst ein weit größeres Bett gehabt haben muß; denn man sieht die Ruinen einer prachtvollen Brücke, die sonderbar genug einen Winkel gegen den Strom bildet, und auf 12 großen Bogen geruht hat; jetzt sind deren nur noch 6 sichtbar. Nachmittags langten wir beym Araxe-Fluß *) an, der uns von Erivan an in der Entfernung von einer Meile treu begleitet hatte, jetzt aber einen Bogen macht, den wir passieren mußten. Da der Fluß sehr reißend ist, so war es eben keine angenehme Expedition, auf zusammen gebundenen, aufgeblasenen Schweinshäuten über den berühmten Araxe zu setzen. Außer vier neuen Rädern, die durch Unvorsichtigkeit in's Wasser fielen, ist, Gott sey Dank, alles glücklich hinüber gekommen. Dieser Fluß hat wahrscheinlich den Nahmen vom Ararat erhalten, wo er entspringt; sonst existirten mehrere Brücken über ihn, jetzt sind keine mehr da. Zwey Sachen schienen mir hier bemerkenswerth. Man wird es in Europa kaum glauben, daß dieser Fluß, der an dieser Stelle im 39. Grad der Breite liegt, einige Mahl im Winter so zugefroren ist, daß Truppen und Artillerie ohne alle Gefahr hinüber gegangen sind? Die zweyte Sonderbarkeit ist die, daß die Pest, welche in den Türkischen Nachbar-Besitzungen fürchterlich wüthet, nie die Gränzen des Araxes übertreten hat. Hierzu muß man wissen, daß die Persische Regierung überhaupt nie die geringsten Maßregeln gegen die Pest nimmt. Dennoch erscheint diese jetzt nie, trotz dem unaufhörlichen Handel mit der Türkey, und ist vor sehr langer Zeit nur einige Mahl bis zu dem Araxes gekommen.

Einige Werste von hier sieht man die Ruinen einer sehr berühmten alten Stadt, Julfa, die besonders der Hauptsitz des Handels in Armenien war. Schach-Abas, der die Stadt Ispahan plötzlich in einem blühenden Zustande sehen wollte, transportirte alle Einwohner dahin, wo sie jetzt einen Theil der Stadt bewohnen, der nach ihnen Julfa genannt worden ist. In Julfa selbst sind nur noch zwanzig arme Familien Armenier.

---

*) Strabo sagt, daß der Araxe sich gerade in's Kaspische Meer ergießt, jetzt vereiniget er sich erst mit der Kura sehr weit vom Meere; das alte Bett soll aber noch sehr deutlich zu sehen seyn.

Den 14. Heute hatten wir einen großen Marsch von sechs Agatschen *), der uns aber dadurch sehr erleichtert wurde, daß wir endlich den traurigen Anblick der kahlen Lehmberge los geworden sind, und einige Werste vom Araxe unweit der Dörfer Alambar und Gerger in ein enges Thal hineinkamen, das von ungeheuern Granitmassen umgeben war. Der Weg krümmt sich sehr angenehm in den verschiedenen Schluchten, die beständig neue Ansichten darbiethen, und geht eine Meile weit merklich immer bergauf, so daß wir uns am Ende wieder im Frühjahre befanden; das Gras war kaum hervorgekeimt, und die Kälte ziemlich empfindlich. Unweit unsers Nachtlagers, das neben einem alten Karawan-Saray aufgeschlagen war, sahen wir auf einer steilen unzugänglichen Anhöhe ein großes Dorf, dessen Einwohner oft mit der Regierung im Handel stehen, diese muß ihnen bezahlen oder sie plündern die Vorüberziehenden. Die Pforte des Karawan-Saray ist mit blauen Basreliefs geziert.

Den 15. Heute erst haben wir den Ararat gänzlich aus dem Gesichte verloren. So viel wir gestern zu steigen hatten, so viel mußten wir uns heute, nur unmerklich, wieder herunterlassen. Die Aussicht bis zum Flüßchen Gulus bey einer Mühle ist sehr beschränkt, von wo aus sich plötzlich eine himmlische Aussicht verbreitet. Hier sieht man mehr als 40 Dörfer, und am Ende die Stadt Maranda, die sowohl, als die Dörfer, mit schönen Bäumen umgeben sind. Der Beherrscher von Maranda, Nasar-Ali-Chan, kam dem Gesandten, wie gewöhnlich, mit einer Menge Reiterey entgegen, und both ihm sein eigenes Haus zur Wohnung an. Es ist noch nicht ganz fertig; allein einige Zimmer des Gesandten bewiesen viel Geschmack und Reichthum; überhaupt zeichnet sich Maranda vor allen übrigen Städten und Dörfern, die wir bis jetzt gesehen, sehr aus. Die Mauern nach den Straßen zu sind gleich und reinlich, in einigen Straßen findet man sogar Alleen, die dem sonst so traurigen Anblicke Persischer Städte doch einen Anstrich der Freude und des Lebens geben. Durch die Stadt fließt ein unbedeutendes Flüßchen, Selu-lu genannt. Die Perser sind so geschickt in den Wasser-Communicationen, daß jeder Einwohner nach Belieben seinen Garten aus diesem Flüßchen befeuchtet, und es auch wieder ablaufen läßt, so bald er will. Die große Hitze, welche Alles austrocknet, und die wenigen Regen und Flüsse, die es überhaupt in Persien gibt, müssen schon vor Alters dieses Volk zu guten Hydraulikern gebildet haben. Ein jeder Bauer, er mag ansässig werden, wo er will, weiß so geschickt oft Meilen weit eine Quelle zu entdecken, auf die einfachste Art von der Welt aus solcher das Wasser zu seiner Besitzung

*) Eine Agatsche macht ungefähr sechs Werste.

zu leiten und dessen immer Herr zu bleiben, indem er nur gerade so viel davon nimmt, als seine Felder bedürfen! — In Maranda soll es acht Tage in der heißesten Sommerzeit geben, während welcher man, freylich in sehr kleiner Menge, Cochenille sammelt. Vor der Zeit soll sie noch nicht reif seyn, und nach der Zeit frißt der Wurm sich durch das Blatt, seine Wiege durch, und dann geht er verloren. Die Perser nennen die Cochenille: Kermis. Auch von Maranda behaupten die Armenier, daß Noah's erste Nachkommenschaft sich hier niedergelassen habe, und daß sogar Noah's Frau hier begraben liege. Wie soll man so etwas Seltenes nicht sehen. Die neugierigen Herren liefen zusammen, und sahen — „ein Metschet, Gebethhaus der Muselmänner." Die Muselmänner, nähmlich an den Platz, wo Frau Noah begraben liegen sollte, bauten ein Gebethhaus hin, dessen Wände kahl und nackt sind, auch nicht so reinlich, als es die Religion Muhammeds befiehlt. Als nun die Moschee erbaut war, konnte niemand bestimmt angeben, an welchem Orte eigentlich die Frau liege. Da ließ Gott vor 38 Jahren ein Wunder geschehen, es entstand ein Erdbeben, die Erde öffnete sich, und zwey Mollah's (Muhammedanische Geistliche), von denen Einer jetzt eben vor uns steht, nebst mehreren Einwohnern, waren Augenzeugen, daß ein großes steinernes Grab zum Vorscheine kam, welches jedoch bald wieder in der Erde verschwand. Seit der Zeit ist man überzeugt, daß die Frau hier liegt; nur ein Umstand scheint darauf zu deuten, daß die Mutter Noah's ihrer Schwiegertochter diesen Platz streitig macht, indem Maranda in Armenischer Sprache bedeutet: Die Mutter liegt hier. Dieses Grab trug wohl dazu bey, daß der Gesandte hier einen Rasttag machte.

14.

Den 17. Nachdem man eine kleine Befestigung, die beynahe in Maranda selbst liegt, vorbey ist, führt der Weg einen hohen Berg hinauf, von wo aus man abermahls die schöne Aussicht rückwärts in's Thal hat, und selbst das letzte Nachtlager jenseits Maranda am Horizont erblickt. Dieses Gebirge heißt Meschau, und leitet nach einigen Stunden in ein vom Sagra-Flusse benetztes, schönes Thal. Es sollen hier außerordentlich heilende Kräuter wachsen. Wenn man die Dörfer: Kirsa, Disa und Mirsasat passiert hat, führt das Thal an einer alten Karawan-Saray vorbey. Einige Werste vor dem Dorfe Sasian, unsere heutige Bestimmung, wird es immer enger, man sieht einen Berg, aus dem die reinste Salzquelle fließt, die ihn fast ganz weiß gepudert hat; darauf öffnet sich ein unabsehbares Thal, an dessen

Ende ein schwarzer Streif die Stadt Tauris bezeichnet; man befindet sich in Saßan. Da Noah nicht so weit gegangen, so glauben Viele, daß dieses Dorf seine Benennung von den Saßis erhalten, die ihre Wohnung hier aufschlugen, als Ismael I. seinen Hof Ardevil nach Tauris versetzte. Das Dorf ist übrigens so unbedeutend, daß es nicht der Mühe werth ist, nach der Entstehung seines Nahmens weiter zu forschen. Heute Abends kamen ein Paar Abgesandte aus Tauris, um im Nahmen von Abas-Mirza und seines ersten Ministers den Gesandten zu begrüßen. Sie brachten große Fische und Apfelsinen zum Geschenke. Ich kann nichts dafür, daß erstere verfault und letztere sauer waren.

Den 18. Da der Marsch von hier nach Tauris zu weit gewesen wäre, und die Perser auch einen feyerlichen Empfang bereiteten, so schlugen sie das Lager 20 Werste vor der Stadt, bey dem Dorfe Segilan auf. Heute Abends sah man viele Feuer der Persischen Armee.

Den 19. Einige Werste vor der Stadt Tauris ist ein Flüßchen, Adgasu, über welches eine antike Brücke von zehn Bogen erbauet ist. Fast von unserm Nachtlager an bis zu dieser Brücke erstreckten sich die Persischen Truppen, also etwas über zehn Werste, ihr linker Flügel war an die Brücke gelehnt. Zu dieser hatte man auch Tages zuvor die Musikanten, Grenadiere und Kosaken der Gesandtschaft hin geschickt, um von dort aus in Parade in Tauris einzuziehen. Als die Gesandtschaft sich dem rechten Flügel näherte, so salutirte der Befehlshaber der Truppen, die Kanonen wurden gelöset, und die ganze Fronte präsentirte das Gewehr. Am rechten Flügel standen 48 Kanonen reitender Artillerie; darauf kamen 8 Geschwader geregelte Reiterey und 8000 Mann reguläre Infanterie, der Rest davon bestand aus Kurdinern und Land-Militz. Als wir an der Brücke anlangten, kam der Militär-Gouverneur von Tauris, Tat-Ali-Chan, dem Gesandten entgegen, und überreichte im Nahmen des Thronfolgers einen schönen Hengst in goldenem Geschirre mit Edelsteinen besetzt. Der Gesandte lehnte dieses Geschenk ab, indem er versicherte, daß vor der öffentlichen Audienz bey dem Schach selbst und der Annahme der Geschenke seines Kaisers, er unmöglich etwas empfangen könnte. Von der Brücke an ging unsere Musik voraus, und die ganze Gesandtschaft folgte in Ordnung.

Die Hitze war unausstehlich, und noch mehr wurden wir vom Staube geplagt, vor welchem man gar nichts sehen konnte, und der uns in einer Viertelstunde Alle grau puderte. Der Zulauf des Volkes war so groß, daß die Truppen mit Bayonnetten und Kolbenstößen vorn und an den Seiten beständig einen Weg bahnen mußten.

Man konnte weder Stadt noch Vorstadt unterscheiden; und nach einer langen qualvollen Stunde langten wir vor dem Hause an, das zu unserer Wohnung bestimmt war.

Im Vorhofe stand eine Persiche Ehrenwache, im Zimmer des Gesandten fanden wir Erfrischungen aller Art. Der Eigenthümer dieses Hauses ist der erste Minister in Tauris, Mirza-Bejurk, der auch den Titel Kaimakan hat, welches so viel als Vice-Kanzler des Reichs bedeutet. Er ist dem Thronfolger des Schachs selbst als Gehülfe zugegeben worden, sein Sohn hat eine Tochter des Schachs zur Frau, die sehr schön seyn soll. Er ist ein sehr verschmitzter Kopf, und spielt dabey den Gottesfürchtigen, läßt sich auch sehr gern Derwisch nennen. Sein Geitz und seine Geldgier gehen über Alles, das Volk ist eben so unzufrieden mit ihm, als es die Regierung des Thronfolgers segnet. Sein Haus, welches wir bewohnen, ist, wie ich schon von allen Persischen Prachtgebäuden erwähnt habe, ein endloses Labyrinth von Höfen und Zimmerchen. Den Tag nach unserer Ankunft stattete Mirza-Bejurk einen Besuch beym Gesandten ab, welcher nach Tische erwiedert wurde. Diese Art Visiten vergehen in unaufhörlichen Complimenten und Versicherungen gegenseitiger Achtung und Liebe. Wir bewunderten die Geduld des Gesandten, und die Perser seine Beredsamkeit; denn er übertraf sie bald im Complimentenmachen. Den dritten Tag nach unserer Ankunft war der Nahmenstag des Großfürsten Constantin, und Abas-Mirza hatte auch die Audienz auf diesen Tag festgesetzt. Nachdem wir sämmtlich ein öffentliches Gebeth verrichtet hatten, kamen vornehme Abgesandte von Abas-Mirza, uns zur Audienz abzuhohlen. Die Straßen waren von unserm Quartiere bis zum Pallaste des Thronfolgers mit zwey Reihen von Truppen besetzt. Vor unserer Thür standen eine Menge schöner Hengste in goldenen Geschirren, und Läufer, die voran gingen. Auf der Straße, die wir passierten, durfte kein Volk sich zeigen. In einem großen schönen Hofe stiegen wir ab, und gingen durch mehrere kleine, die ringsum mit Zimmerchen versehen waren, in denen die vornehmsten Personen der Stadt saßen, welche jedoch bey Annäherung des Gesandten sich erhoben und ehrerbiethig grüßten. Zuletzt traten wir in eine Art Garten, an dessen Ende man die offene Seite des Pallastes vom Thronfolger sieht; vor dieser Öffnung spielte eine Fontäne, und ein sehr langer Vorhang aus rothem Zeuge war so ausgespannt, daß er einen lieblichen Schatten verbreitete. Zwischen der Fontäne und dem Fenster stand, an letzteres gelehnt, Abas-Mirza ganz allein. Rechter Hand, weit von ihm an der Wand, der Minister Mirza-Bejurk, links standen drey reich in Gold und Edelstein gekleidete Knaben, von denen einer sein Bruder, der an-

dere sein Sohn und der dritte sein Neffe war. Außer diesen benannten Personen, und uns, war niemand zugegen. Abas-Mirza selbst, der ein Feind von Pracht ist, war sehr einfach gekleidet, in rothes Tuch mit silbernen Schnüren besetzt, die Mütze von Schafsfell, wie alle Perser sie tragen, nur der Dolch war reich mit Steinen garnirt. Bey Annäherung des Gesandten ging Abas-Mirza ihm einige Schritte entgegen und reichte ihm freundlich die Hand, worauf der Gesandte ihm ein Schreiben vom Kaiser überreichte, welches er nach Asiatischer Sitte ehrerbiethig gegen den Kopf hob, und dann neben sich auf's Fenster legte. Er ist ein Mann von 35 Jahren, verbindet ein schönes Äußere mit sehr vielem Anstande in seinen Geberden; spricht klug und lächelt nicht zu unrechter Zeit. Sein Auge ist voll Güte, auch ist er gerecht, und die Grausamkeiten der Persischen Gesetze übt er nie aus, sondern lindert sie, wo er nur kann. Nach den ersten Höflichkeiten bezeigte er den Wunsch, uns Alle kennen zu lernen. Er sagte fast Jedem etwas Verbindliches oder wenigstens Passendes, dem Stande eines Jeden angemessen. Dem Gesandten sagte er: daß die Zeichen der Tapferkeit, die er an ihm sähe, ihn überzeugten, daß er seinem Kaiser brav gedient hätte, und fragte mit vieler Theilnahme, ob er in diesem langen Kriege nicht verwundet worden wäre. Der Gesandte erwiederte: daß seine Wunde am Fuße keine Folgen mehr hätte, überdieß wäre der gute Empfang in Persien hinlänglich, jeden unangenehmen Gedanken an das Vergangene zu vertilgen. Darauf versicherte Abas-Mirza, daß er alles anwenden würde, was in seinen Kräften stehe, um uns den Aufenthalt in Tauris so angenehm als möglich zu machen. Der Gesandte dankte für diese Aufmerksamkeit, und empfahl sich. Nachdem wir uns fast am Ausgange befanden, bemerkte der Gesandte, daß der Thronfolger aus Höflichkeit noch immer unbeweglich an seiner Stelle stand, worauf wir uns Alle zu ihm wendeten, und ihn zum letzten Mahl ehrerbiethig grüßten.

Abas-Mirza, trotz seinem langen Barte und furchtbarem Schnurrbart, hatte unser Aller Herzen gewonnen. Sein Adjutant, der uns nach Hause begleitete, ergoß sich auch in Lobeserhebungen über seinen Herrn, den er vergöttert. Die hier befindlichen Englischen Officiere der Ostindischen Compagnie machten dem Gesandten die Visite, und wurden zu Mittag eingeladen. Unter ihnen waren: Major Lindsay, Major Mac-Intosh, Capitän Hard, Capitän Moutis, der mit Malcolm nach Persien gekommen war, Doctor Cormik und Lieutenant Willok. Capitän Willok, der Geschäftsträger ist, und Dr. Campbell befanden sich beym Schach in Teheran. Alle diese Herren, unter denen Viele sehr lange schon in Persien sind, waren sehr froh,

eine Mahlzeit unter Europäern einzunehmen, und ergetzten sich an der Musik, die sie lange nicht gehört hatten. Sie haben sich Alle auch in Indien aufgehalten, an dessen Klima sie nur mit Schrecken denken. Nach Tische schickte der Kronprinz eine Menge Pferde zu unserer Bedienung, und lud den Gesandten zu einem Spazierritte ein. Da wir an seinem Hause vorbey reiten mußten, kam er uns selbst bey der Pforte entgegen, und der Weg ging weiter zur Stadt hinaus. In der Vorstadt standen eine Menge Kurdiner, die nach ihrer Art Musik machten. Zwanzig Musikanten waren auf's bunteste gekleidet, auf den Köpfen hatten sie hohe rothe Mützen, die nach oben wie Zuckerhüte zugespitzt waren, die Instrumente bestanden aus kleinen Trommeln, am Sattel befestiget, und eine Art Klarinetten, die grimmig pfiffen. Gleich hinter der Stadt fanden wir eine Menge Kurdiner und 18 Kanonen reitende Artillerie, die der Schach Sada in unserer Gegenwart mustern wollte. Nachdem wir die Fronte der Kurdiner sowohl als der Artillerie hinunter geritten waren, stellte sich Abas-Mirza ungefähr vor die Mitte (neben ihm der Gesandte, wir Alle hinter ihnen), und befahl den Kurdinern zu manövriren. Etwas Lächerliches war hierbey: der Adjutant nähmlich, der in der Ferne stand und jedes Mahl die Befehle vom Schach Sada dem Commandeur überbrachte, war zu Fuß und in Pantoffeln! Sein Eifer bey'm Hin- und Herlaufen machte, daß er viele Ähnlichkeit von einem bösen Weibe hatte, die hinter ihrem Manne herläuft. Die Kurdiner theilten sich in mehrere Abtheilungen und griffen sich gegenseitig an. Die Schnelligkeit im Laden, und die außerordentliche Gewandtheit mit den Pferden, ist wirklich zu bewundern. Ihr Lieblingsangriff geschieht aber immer mit der Lanze, die sie, sehr stark in die Höhe gehoben, schwenken, um sie dann mit desto größerer Gewalt dem Gegner nachzuwerfen. Vom Pferdeschonen verstehen sie gar nichts, sie halten sie im schnellsten Laufe plötzlich an, so daß man glaubt, das Pferd werde die Hinterbeine brechen, wenden es es schnell um, und lassen es eben so schnell wieder zurücklaufen. Daher findet man auch leider, daß fast alle Pferde in Persien auf den Beinen schwach sind. Man rühmt so sehr die Persische Raçe, ich bin freylich kein Kenner, aber ich muß gestehen, daß mir die Englischen, und die man in Rußland, z. B. bey der Gräfinn Orloff, dem Grafen Sawadaffsky u. s. w., findet, weit besser gefallen. Die Persischen Pferde haben lange Hälse, tragen den Kopf nach vorne ausgestreckt, haben eine schmale Brust, darum aber hohe Beine, und dabey sehr wenig Feuer; denn e i n Mensch kommt mit mehreren Hengsten zurecht, statt daß bey uns viele Menschen mit vieler Noth nur einen Hengst bändigen. Die Perser selbst geben der Arabischen Raçe den Vorzug. Abas-Mirza

belohnte, nach beendigtem Manövre, den Commandeur dieser Kurdiner mit einer Lanze, die ihm vom Adjutanten übergeben wurde, und die er, drey Mahl gegen den Kopf sie erhebend, küßte. Darauf ritten wir Alle zu der Artillerie, die unterdessen, ohne eine Bewegung zu machen, gewartet hatte. Abas-Mirza bath den Gesandten, am rechten Flügel stehen zu bleiben, gab selbst dem Pferde die Sporen, und blieb in der Mitte hinter der Fronte stehen, um in Person zu commandiren. Den Englichen Major, der die Persische Artillerie formiret, sah man auch mit einer Persischen Ordonanz längs der Fronte äußerst beschäftigt herum laufen. Sie schossen mit außerordentlicher Geschicklichkeit nach einem entfernten Ziele, welches aus einer kleinen Scheibe bestand, die sie zwar nicht trafen, aber jede Kugel legte sich dicht daneben. Abas-Mirza schien sehr unzufrieden, daß das Ziel nicht umgeworfen wurde; allein der Gesandte machte ihm mit Recht ein verdientes Compliment, und meynte, wenn statt dem Ziele, das doch immer nur durch Zufall getroffen wird, dort eine feindliche Batterie gestanden hätte, so wäre sie schon längs demontirt. Abas-Mirza war dieses um desto lieber, weil der Gesandte selbst Artillerist ist. Bey dieser Gelegenheit muß ich erwähnen, daß die Einführung der regulären Truppen und Artillerie seit einigen Jahren erst von Abas-Mirza unternommen worden, und man muß gestehen, daß es für diese kurze Zeit, freylich mit Hülfe guter Englischer Officiere, sehr viel geleistet hat! Nur wer die Halsstarrigkeit und die Furcht vor allem Neuen bey den Persern ganz kennt, kann begreifen, welche Mühe es dem Thronfolger gekostet haben muß, es so weit zu bringen. Es mußte wirklich ein so aufgeklärter Prinz geboren werden, man kann sagen, ein Phänomen seines Volkes, um zu begreifen, daß in Tauris jetzt wohl disciplinirte Soldaten herumgehen. Er hat sein Hauptaugenmerk auf die Infanterie und Artillerie gerichtet, gleichfalls ein Beweis seines Scharfsinnes, da die Persische Cavallerie an sich schon gut, obgleich nie mit einer regulären zu vergleichen ist. Allein sie macht einen Theil des National-Stolzes der Perser aus, und so durfte sie der Prinz schon aus diesem Grunde nicht antasten. Er wird in seinen Unternehmungen kräftig vom Schach unterstützt, der ihn, seines milden Charakters und Verstandes wegen, aber noch mehr, weil er von einem Weibe aus der Familie Kadjor, aus der der regierende Schach selbst ist, geboren wurde, — zum Thronfolger ernannt hat.

Der älteste Bruder, der einige Provinzen im Süden beherrscht, ist mit dieser Wahl eben nicht sehr zufrieden. Ein gänzlich roher und grausamer Mann, findet dieser viel Vergnügen an Hinrichtungen in seiner Gegenwart, am Ausstechen der Augen, Herausreißen des Herzens u. s. w. Es ist ihm gelungen, seinen Bruder in den

vornehmsten Familien Persiens, deren Söhne fast alle in seine Dienste laufen, anzuschwärzen, und besonders die Einführung der regulären Truppen nicht nur lächerlich, sondern sogar sträflich in den Augen dieser Faulenzer zu machen, indem der Umgang mit Europäern nothwendig ist, und dieses nicht ganz mit der Religion der Perser übereinstimmt. Er erzählt ihnen, daß durch Einführung der regulären Truppen die National-Ehre beleidigt wäre, daß sein Bruder durch den Umgang mit Europäern bald auch die Sitten, Kleidung, vielleicht gar die christliche Religion annehmen könnte, und erhält durch ein ähnliches, sinnloses Plappern die Gewogenheit vieler Perser, die freylich dort weit lieber ein faules Leben führen, statt bey Abas-Mirza täglich zu exercieren und einen disciplinirten Dienst zu verrichten. — Demungeachtet geht der Thronfolger seinen geraden Weg, schickt zwey seiner Söhne zum Studieren nach England, und kann einst für Persien werden, was Peter I. für Rußland war. Die Infanterie sowohl als Artillerie ist leicht und zweckmäßig gekleidet. Erstere hat blaue, auch rothe Jacken von Englischem Tuche, die letztere blaue mit Verzierungen von Schnüren, die beym Gemeinen von Baumwolle, bey den Officieren von Silber oder Gold sind; letztere tragen überdieß noch rothseidene Schärpen, wie das Englische Militär. Alle haben breite Pantalons aus weißem Zeuge, und die Persische National-Mütze aus Schafsfell, welches übel aussieht. Statt den Persischen Pantoffeln haben sie Stiefeln, welche sie lange nicht anziehen wollten, am Ende aber dem Beyspiele des Thronerben folgten. Die Flinten sind aus England, die Kanonen werden in Tauris selbst gegossen, auch gutes Pulver machen sie selbst. Ihre Manövres sind einfach und zwecken bloß darauf ab, die Massen bey Bewegungen zusammen zu halten und gut zu schießen. Die reitende Artillerie und Cavallerie trägt Englische Säbel, die Infanterie hat nichts, außer zuweilen das Bayonnett, an der Seite.

15.

Als der Thronfolger seine Artillerie sehr vortheilhaft producirt hatte, bath er den Gesandten und uns Alle, ihn in seinen neu angelegten Garten zu begleiten, der nicht weit vom Manövre-Platze lag. Wir stiegen bey der Pforte ab, und außer Abas-Mirza selbst, trat kein einziger Perser in den Garten. Ungezwungener durch die Abwesenheit der Seinigen, die jedes Lächeln einer hohen Person für ein Verbrechen halten, überließ er sich seiner natürlichen Laune, und war voller Verstand und äußerst liebenswürdig. Die Haupt-Allee, in der wir gingen, führte gerade auf ein Lusthaus in Asiatischem Ge-

schmacke, sehr hoch mit mehreren Stockwerken gebaut, um, wie wir nachher gesehen, die Aussicht auf die ganze Stadt zu haben. Der Garten ist neu, in Europäischem Geschmacke angelegt, mit Alleen und Rotonden, die sich regelmäßig durchkreuzen; die Bäume und überhaupt Alles ist noch im Entstehen, mit der Zeit wird es aber ein herrlicher Aufenthalt. Auch hierin sucht Abas-Mirza einen bessern Geschmack einzuführen und geht mit gutem Beyspiele voran. Vor dem Lusthause ist ein Bassin von ungeheurer Größe, wohin das Wasser sehr weit hergeleitet ist. Bey Annäherung an dieses Lusthaus überreichte der Gärtner zwey Blumensträuße, von denen Abas-Mirza den schönsten dem Gesandten anboth. Wir stiegen eine schmale Treppe recht hoch hinauf und traten in ein freundliches Zimmerchen, das die ausgebreitetste Aussicht über die ganze Stadt darboth. Der Fußboden war mit gewöhnlichen Teppichen belegt und die Wände mit vielen kleinen Mahlereyen geziert. Sehr überraschend war es, in zwey hoch angebrachten Nischen des Obertheiles die Bildnisse vom Kaiser Alexander und Bonaparte zu erblicken, letzteres besonders sehr ähnlich. Die Aussicht nach der Stadt war eben nicht sehr angenehm, man erblickte außer Bäumen und Mauern nichts: denn die Häuser sind alle versteckt. Die Berge nach Norden deuten in ihrer hellrothen Farbe ganz auf ihre Natur; denn von dort aus vernimmt man das Höllengepolter in den unterirdischen Regionen, das unter der Stadt wegrollt und starkes Erdbeben verursacht. Obgleich wir während unseres Aufenthaltes keines erlebt haben, so sind sie doch hier sehr häufig, und alle 40 Jahre, nach Bemerkung der Einwohner, so stark, daß der größte Theil der Stadt in die Erde sinkt. Sie erwarten dieses Schicksal in 4 Jahren wieder, und doch bleibt Alles ruhig. Was doch Gewohnheit, Hoffnung und Liebe zum Geburtsorte thun. Wir haben selbst einen alten Perser gesehen, der 5 Tage beym letzten Einsturze unter der Erde in Schutt gelegen hat, und durch ein Ungefähr unversehrt wieder gefunden wurde. Übrigens ist das Clima in Tauris himmlisch, und besonders versichert man, daß es Fieber heilt. Da keine Stühle im Sommerhause sich befanden, so war Abas-Mirza selbst auch so höflich, zu stehen. Er fragte anfangs dem Gesandten, ob er nicht wünschte, daß die Herren der Gesandtschaft in ein anderes Zimmer gingen, weil es in dem neuen wirklich ziemlich eng war, man würde alsdann Erfrischungen reichen. Der Gesandte erklärte aber, wo er wäre, müßten auch seine Officiere seyn. Abas-Mirza zeigte nicht den geringsten Unwillen darüber, im Gegentheile unterhielt er sich mit Mehreren aus der Gesandtschaft. Einige unserer Herren wollten ihm seine Bemerkung als Zeichen von Rohheit und Unhöflichkeit anrechnen; aber gesetzt, er hätte wirklich

den Umstand des engen Zimmers benutzt, um auf eine höfliche Art uns los zu werden, kann man ihm das verdenken? Er, der von Jugend auf gewohnt ist, die vornehmsten Personen des Staates entweder in seinem Hofe oder im Zimmer hundert Schritte von sich zu sehen. Wer an seiner Stelle hätte zum ersten Mahl in seinem Leben in einem vollgepfropften Zimmer nicht eine Beklemmung gefühlt? Überdieß war er so delikat, daß er dessen kaum erwähnte, da doch selbst die Engländer auf seinen Teppichen nie anders als in rothen Strümpfen erscheinen, während wir Alle in Stiefeln herum trampelten. Dieses war eine besondere Auszeichnung für die Person des Gesandten sowohl als für die Russische Gesandtschaft; und man muß ja nicht vergessen, daß gerade auf dem Ausziehen der Stiefeln der Stolz und das Auge der ganzen Nation ruht; ja, diese scheinbar unbedeutende Sache schon in Japan und China die Ursache eines gänzlichen Bruches wurde. Abas-Mirza sprach mit seiner gewöhnlichen Liebenswürdigkeit, während man uns Thee und Erfrischungen reichte, und zufällig entdeckte sich ein ehrenwerther Zug seines Charakters, der uns wirklich in Persien staunen machte. Der Gesandte bemerkte im Garten eine hervorragende Ecke einer alten Mauer, die sehr schlecht mit dem Übrigen harmonirte und die Aussicht verunstaltete. Er fragte den Abas-Mirza, warum er diese nicht herunter zu reißen befähle? „Stellen sie sich vor," erwiederte der Thronfolger, „ich habe diesen Garten von mehreren Eigenthümern zusammen gekauft, um etwas Großes zu bilden, der Eigenthümer des Platzes, wo die Mauer hervor ragt, ist ein alter Bauer, der Einzige, der mir den Verkauf seines Stück Landes geradezu absagt, indem er es als ein uraltes Familienstück für keinen Preis weggeben will. Ich muß gestehen, es ist mir sehr fatal, doch ehre ich in ihm seine Anhänglichkeit für seine Voraltern, und noch mehr seine Dreistigkeit, es mir abzuschlagen. Ich will schon abwarten, bis ein Erbe von ihm vielleicht billiger seyn wird."

In dem sclavischen Asien hätte gewiß Niemand solches Gefühl gesucht. Der Prinz sprach mit viel Verstand über die Organisirung der Türkischen Armee, und hielt ihre Cavallerie für nichts Großes, besonders aber tadelte er das viele unnütze Gepäck, das sie in den Kriegen mit sich schleppe. Bey der Gelegenheit schonte er sich selbst auch nicht, und meynte, auch die Persische Armee hätte diesen Fehler, und vielleicht noch in einem höheren Grade, indem Alle, an das Kallionrauchen gewohnt, eine Menge Kohlenträger *) mit sich schleppten,

*) Ein jeder Perser, der auch nur ein mittelmäßiges Auskommen hat, ist beständig von einem Kerl begleitet, dessen ganzes Geschäft darin

schmacke, sehr hoch mit me
nachher gesehen, die A
Garten ist neu, in
und Rotonden, die
überhaupt Alles ist n
herrlicher Aufenthal
schmack einzuführe
Lusthause ist ein ... Geschäft.
sehr weit he ... Unternehmung
überreichte d ... gegeben, und hat
den schönst ... schat; allein es sche
recht hoch ... Müßiggange so sehr v
ausgebr ... vom Beyspiele folgen sollten."
den n ... Wahrlich, ein Beherrscher,
len ... nicht weit bringen, und nicht nur un
ihr ... sondern auch von ihr angebethet werd
haupten Viele, das Abas-Mirza seine C
Vice-Kanzler Mirza-Bejurk zu verdanken
als erster Gehülfe vom Schach zugegeben, u
ein ungebildeter, alter, verschmitzter Kopf ist. I
aus ganz andern Quellen; er ist mit der Geschi
Europa's bekannt, kennt die Tactik, Mathematik
Sprache. — Nachdem wir eine gute Stunde sehr a
Gesellschaft des Thronfolgers zugebracht, verließen wir d
Garten, und passierten eine alte, sehr schöne Metschet
zur Zeit des Erdbebens zerstört worden war, und auf dere
jetzt ein alter Derwisch, äußerst lächerlich gekleidet, aus volle
Ali! schrie. Bey der Pforte des Pallastes von Abas-Mirza ve
uns, und wir kehrten nach Hause. Den andern Tag gegen Abend w
wir zu einem Feuerwerke eingeladen, das Abas-Mirza dem Gesan
ten zu Ehren angeordnet hatte. Wir traten in einen großen Hof,
der mit einer Menge verschiedener Feuerwerks-Anstalten angefüllt
war. In der Mitte stand ein fertiger Luftballon, den man wohl
nicht zu füllen verstand; denn er blieb ruhig stehen und flog nicht.
Ein großes Haus, in dem uns Mirza-Bejurk empfing, lag am Ende
des Platzes, und eine ungeheure Menge Volkes saß auf den Mauern
und Dächern mit Ungeduld auf den Anfang wartend. Was sie noch
mehr anlockte, war unsere Musik, die der Gesandte mit Bewilligung

---

besteht, in einem eisernen Kesselchen ununterbrochen glühende Kohlen
zu erhalten und den Kallion zu füllen und anzurauchen.

den Umstand des engen Zimmers benutzt, um auf eine höfliche Art uns los zu werden, kann man ihm das verdenken? Er, der von Jugend auf gewohnt ist, die vornehmsten Personen des Staates entweder in seinem Hofe oder im Zimmer hundert Schritte von sich zu sehen. Wer an seiner Stelle hätte zum ersten Mahl in seinem Leben in einem vollgepfropften Zimmer nicht eine Beklemmung gefühlt? Überdieß war er so delikat, daß er dessen kaum erwähnte, da doch selbst die Engländer auf seinen Teppichen nie anders als in rothen Strümpfen erscheinen, während wir Alle in Stiefeln herum trampelten. Dieses war eine besondere Auszeichnung für die Person des Gesandten sowohl als für die Russische Gesandtschaft; und man muß ja nicht vergessen, daß gerade auf dem Ausziehen der Stiefeln der Stolz und das Auge der ganzen Nation ruht; ja, diese scheinbar unbedeutende Sache schon in Japan und China die Ursache eines gänzlichen Bruches wurde. Abas-Mirza sprach mit seiner gewöhnlichen Liebenswürdigkeit, während man uns Thee und Erfrischungen reichte, und zufällig entdeckte sich ein ehrenwerther Zug seines Charakters, der uns wirklich in Persien staunen machte. Der Gesandte bemerkte im Garten eine hervorragende Ecke einer alten Mauer, die sehr schlecht mit dem Übrigen harmonirte und die Aussicht verunstaltete. Er fragte den Abas-Mirza, warum er diese nicht herunter zu reißen befähle? „Stellen sie sich vor," erwiederte der Thronfolger, „ich habe diesen Garten von mehreren Eigenthümern zusammen gekauft, um etwas Großes zu bilden, der Eigenthümer des Platzes, wo die Mauer hervor ragt, ist ein alter Bauer, der Einzige, der mir den Verkauf seines Stück Landes geradezu absagt, indem er es als ein uraltes Familienstück für keinen Preis weggeben will. Ich muß gestehen, es ist mir sehr fatal, doch ehre ich in ihm seine Anhänglichkeit für seine Voraltern, und noch mehr seine Dreistigkeit, es mir abzuschlagen. Ich will schon abwarten, bis ein Erbe von ihm vielleicht billiger seyn wird."

In dem sclavischen Asien hätte gewiß Niemand solches Gefühl gesucht. Der Prinz sprach mit viel Verstand über die Organisirung der Türkischen Armee, und hielt ihre Cavallerie für nichts Großes, besonders aber tadelte er das viele unnütze Gepäck, das sie in den Kriegen mit sich schleppe. Bey der Gelegenheit schonte er sich selbst auch nicht, und meynte, auch die Persische Armee hätte diesen Fehler, und vielleicht noch in einem höheren Grade, indem Alle, an das Kallionrauchen gewohnt, eine Menge Kohlenträger *) mit sich schleppten,

*) Ein jeder Perser, der auch nur ein mittelmäßiges Auskommen hat, ist beständig von einem Kerl begleitet, dessen ganzes Geschäft darin

aus denen man beynahe allein einen Heerhaufen bilden könnte, und die Alle nicht nur unnütze Brotfresser bey der Armee, sondern auch in den Bewegungen hinderlich wären, ja nicht selten Feuerschaden verursachten.

„Das Rauchen," setzte Abas-Mirza hinzu, „wäre an sich selbst keine üble Sache, aber ich finde, daß es in unserm Lande übertrieben wird, da man fast den ganzen Tag dabey zubringt, und nicht selten nützliche Geschäfte darüber versäumt. Ich habe auch in dieser schwierigen Unternehmung mich verpflichtet geglaubt, mit gutem Beyspiele vorzugehen, und habe mir meine ehemahlige Liebhaberey gänzlich abgewöhnt; allein es scheint den Herren zu schwer zu fallen, und mit dem Müßiggange so sehr verschwistert zu seyn, als daß sie meinem Beyspiele folgen sollten."

Wahrlich, ein Beherrscher, der so denkt und handelt, muß es einst weit bringen, und nicht nur unter seiner Nation Gehör finden, sondern auch von ihr angebethet werden. — Sonderbar genug behaupten Viele, das Abas-Mirza seine Erziehung und Bildung dem Vice-Kanzler Mirza-Bejurk zu verdanken habe, der ihm noch jetzt als erster Gehülfe vom Schach zugegeben, und der weiter nichts als ein ungebildeter, alter, verschmitzter Kopf ist. Der Thronfolger schöpft aus ganz andern Quellen; er ist mit der Geschichte und den Sitten Europa's bekannt, kennt die Tactik, Mathematik und die Englische Sprache. — Nachdem wir eine gute Stunde sehr angenehm in der Gesellschaft des Thronfolgers zugebracht, verließen wir zusammen den Garten, und passierten eine alte, sehr schöne Metschet (Kirche) die zur Zeit des Erdbebens zerstört worden war, und auf deren Ruinen jetzt ein alter Derwisch, äußerst lächerlich gekleidet, aus vollem Halse Ali! schrie. Bey der Pforte des Pallastes von Abas-Mirza verließ er uns, und wir kehrten nach Hause. Den andern Tag gegen Abend waren wir zu einem Feuerwerke eingeladen, das Abas-Mirza dem Gesandten zu Ehren angeordnet hatte. Wir traten in einen großen Hof, der mit einer Menge verschiedener Feuerwerks-Anstalten angefüllt war. In der Mitte stand ein fertiger Luftballon, den man wohl nicht zu füllen verstand; denn er blieb ruhig stehen und flog nicht. Ein großes Haus, in dem uns Mirza-Bejurk empfing, lag am Ende des Platzes, und eine ungeheure Menge Volkes saß auf den Mauern und Dächern mit Ungeduld auf den Anfang wartend. Was sie noch mehr anlockte, war unsere Musik, die der Gesandte mit Bewilligung

---

besteht, in einem eisernen Kesselchen ununterbrochen glühende Kohlen zu erhalten und den Kallion zu füllen und anzurauchen.

des Abas-Mirza mitgebracht hatte, um die Neugierde des Volkes zu befriedigen, und dem Ganzen mehr Lebhaftigkeit zu geben. Der Thronfolger selbst war nicht zugegen, und das abermahls aus einer sehr weisen Ursache; — dann hätten nähmlich der erste Minister, der Militär-Gouverneur und andere vornehme Personen draußen vor dem Fenster stehen müssen, während wir Alle im Zimmer gewesen wären. Diese Delicatesse ist er seinen Untergebenen und Unterthanen schuldig, und ich ehre sie an ihm. Er ließ sich entschuldigen und übertrug die Honeurs den ersten Ministern. Während es noch nicht ganz dunkel geworden war, wurden Erfrischungen gereicht, und wir waren nicht wenig bestürzt, plötzlich im Hofe Französische Uniformen zu sehen. Einige von uns gingen hinunter, um mit ihnen ein Gespräch anzuknüpfen, und es fand sich, daß es Italiäner waren, die eben in ihrem Vaterlande das Pulver nicht erfunden hatten. Obgleich Officiere, schienen sie sehr gemeiner Herkunft, und Einer unter andern versicherte, daß er aus Sicilien nach Persien gekommen wäre, weil es dort zu heiß sey. Wir verließen die Herren, die wahrscheinlich für Bezahlung ihre Haut zu Markte tragen, und bald darauf wurde das Zeichen zum Anfange gegeben. Eine Menge Raketen von großem Kaliber machten den Anfang, darauf wurde die letzte Reihe zuerst angezündet, wodurch schon ein fürchterlicher Lärm durch die Räder und Feuer-Fontainen entstand. Des engen Lokales wegen steckte die angezündete Reihe vor der Zeit die nebenstehende Reihe an, und diese in der Folge die übrigen, so daß eine fürchterliche Unordnung und Geprassel entstand, welches, durch beständige Kanonenschüsse begleitet, einen wahren Höllenschlund darstellte. Alles flog in der größten Unordnung in verschiedenen Richtungen durch einander, das Volk burzelte von den Mauern und Dächern, und unser Apotheker, der in seinem Leben nichts Ähnliches gesehen hatte, schrie voll Verwunderung, die Schlacht von Leipzig wäre ein Plunder dagegen. So brannte in zehn Minuten Alles ab, was wenigstens auf eine Stunde berechnet war. Mirza-Bejurk, der anfangs selbst bestürzt war, behauptete nach seiner angebornen Pfiffigkeit sogleich, man habe mit Fleiß das Ganze auf ein Mahl angesteckt, um dem Gesandten nicht durch solche Kleinigkeiten die theure Zeit zu rauben. Es pfiff uns noch in den Ohren, als wir schon zu Hause angekommen waren, wo die Engländer bey uns zu Abend aßen und recht wacker auf die Gesundheit ihres Königs zechten, dessen Geburtstag durch Zufall gerade heute war.

16.

Am andern Morgen früh bekam der Gesandte einen Brief aus Teheran vom ersten Minister Mirza Jeffi, der ihm meldete, daß der Schach, der unausstehlichen Hitze in Teheran wegen, gesonnen wäre, die Gesandtschaft in seinem Lustschlosse Sultanie zu empfangen, und Abas-Mirza both unterdessen sein eigenes Lustschloß Udgani uns zum Aufenthalte an, wenn wir die Hitze in Tauris vielleicht unerträglich fänden. Mehr um im Freyen zu seyn, und die tägliche Etikette in Tauris los zu werden, mit welcher der Gesandte um so viele Tage gebracht wurde, nahm man diesen gütigen Vorschlag an, und die Abreise wurde auf den zweyten Tag festgesetzt. Unterdessen bath Abas-Mirza, man sollte ihm doch unsere Musikanten und die Tscherkessen zuschicken, wahrscheinlich auch, mehr um seinen Weibern Gelegenheit zu geben, die Europäische Musik zu hören. Hierbey muß ich eines lächerlichen Vorfalles erwähnen. Unter den Tscherkessen, die wir mit hatten, und die gleichfalls Muhammedanischer Religion waren, wurde Einer schon vor mehreren Tagen krank und von unserm Doctor Müller fleißig behandelt. Dieses schien ihm schon nicht ganz recht, und als er keine plötzliche Genesung gewahr wurde, so wollte er von Müller nichts mehr einnehmen und bath um einen Persischen Arzt. Man muß wissen, daß die Persischen Ärzte ihre ganze Theorie der Arzeneykunde auf folgende zwey Sätze gründen: Hitze wird mit Kälte vertrieben, und Kälte wieder mit Hitze. Der Arzt erschien, machte eine wichtige Miene, und verschrieb dem Patienten, der am hitzigen Fieber lag, eine gute Portion Gefrornes, die Jener mit der größten Wonne schluckte, und — den dritten Tag starb.

Die Musikanten also und die gesunden Kameraden des seligen Tscherkessen gingen zum Abas-Mirza. Anfangs mußten sie alle Stücke spielen, die sie nur konnten, darauf ließ Abas-Mirza sich ein jedes Instrument einzeln zeigen, bewunderte sehr die Geschicklichkeit, durch welche man aus so vielen verschiedenen Tönen doch eine angenehme Harmonie hervor brächte, ließ Jeden einzeln etwas spielen; Alle mit Musik maschiren, äußerte den Wunsch, auch in seiner Armee so etwas einzuführen, und entließ sie mit reichen Geschenken. Darauf mußten die Tscherkessen mit dem Pfeil in's Ziel schießen und trafen sehr gut; Abas-Mirza nahm selbst einen Bogen, schoß sechs Mahl fehl, und traf das siebente Mahl! — „ich hielt die Sache für schwerer als sie wirklich ist," sagte er, den Bogen zurück gebend; und entließ sie mit Geschenken.

Tauris wird mit Ispahan und Schiras in eine Linie gesetzt, das that mir wahrlich leid, ich hätte so sehr gewünscht, von irgend einer Persischen Stadt etwas Löbliches sagen zu können. Man kann in Persien nicht sagen, die Straßen, sondern die engen Fußgänge zwischen kleinen krummen Mauern; sie sind in Tauris eben so schmutzig wie überall. Der Basar, den man hier für den ersten in Persien hält, ist weiter nichts als ein enger Gang, der oben mit Schilf bedeckt und an den Seiten mit allerley kleinen Buden versehen ist. Hin und wieder haben diese Öffnungen, welche in geräumige Höfe führen, in denen man die Carawan-Sarays erblickt, die auch weiter nichts sind, als Waarenlager aus Stein aufgebaut, in denen der Kaufmann seine Waaren im Großen aufbewahrt, um sie in den kleinen schmutzigen Buden im Einzelnen zu verkaufen. Dieser berühmte Basar schlängelt sich in tausend Krümmungen in der Stadt herum, und ist ewig von Müßiggängern und Speculanten aller Art angefüllt, die sich im Durchdrängen gar feine Rippenstöße geben, bis sie am Ende von einem Reiter oder Esel an die Wand gequetscht werden. Hier sieht man Kohlköpfe und Knoblauch neben seidenen Zeugen, und gebratenes Schaffleisch neben Shawls liegen. Die Kaufleute sind unverschämt und fordern mehr als den doppelten Werth; dabey außerordentlich ärmlich. Von jedem Zeuge hat der Verkäufer nur kleine Stücke, will man mehr haben, so läuft er im Basar herum und sucht bey seinen Freunden. Shawls haben nur sehr Wenige, und auch immer nur einige. In Hinsicht der Shawls ist man überhaupt in ganz Europa im Irrthume. Persien hat die allerschlechtesten, die ich je gesehen; denn die besten werden aus Caschemir über Bagdad nach Constantinopel gebracht, wo sie nicht nur sehr gut bezahlt, sondern auch nach ganz Europa verschickt werden. Wir haben hier Shawls rühmen sehen, die keine Dame bey uns tragen möchte, darum wundert es mich gar nicht mehr, daß der Persische Gesandte, der sich's einfallen ließ, der Gräfinn Orloff einen Shawl zu schenken, ihn bald an ihrem Kammermädchen erblickte, an der Gräfinn hingegen einen so kostbaren als er in seinem Leben nicht geträumt hatte. Die Preise, die man in Constantinopel und Rußland für Shawls gibt, können die Perser nie zahlen. Da einmahl von Shawls die Rede ist, will ich doch des Persischen Costums erwähnen. Ein jeder Perser, vom Schach angefangen, trägt eine schwarze Schafsmütze, ein enges Unterkleid, das an der Brust offen ist und bis auf die Fersen hinunter hängt; dieses ist bey Armen von grobem Zeuge, bey Reichern aus Europäischem Zitz und bey ganz Vornehmen aus Goldstoff. Über diesem Unterkleide tragen sie einen Gürtel, der gleichfalls aus Zeug oder aus einem Shawl besteht, je nachdem man reich ist.

In diesem Gürtel trägt ein Jeder einen mehr oder weniger kostbaren Dolch. Beamte haben auch einen Säbel an der Seite. An den Füßen tragen sie kleine Socken von verschiedenen Farben, und Pantoffeln gewöhnlich von grüner Farbe. Das Oberkleid ist kurz bis an's Knie, und unter den Armen aufgeschnitten, so daß man die Ärmel nach Belieben einziehen oder hinter dem Rücken hängen lassen kann. Die Nägel und Hände sind roth gefärbt, die Haare schwarz. Der ganze Unterschied zwischen dem vornehmsten Chan und dem Bauer, ist, außer der Güte der Kleidungsstücke, noch ein Shawl, den der Chan um seine Mütze wickeln darf. In den Oberkleidern besteht nun eigentlich der ganze Luxus; diese werden von feinen Englischem Tuche, von Goldstoff, auch von Shawls gemacht. Die Weiber, deren wir mehrere unter Weges trotz der furchtbaren Asiatischen Eifersucht, gesehen, haben ein sehr häßliches Costum. Ungeheuer breite Pantalons hängen bis über die Fersen, ein kurzes Kleid geht bis an die Knie, und das Ganze ist in einen Schleyer gewickelt. Die Gesichter sind faustdick angemahlt. Die Vornehmern sind natürlich in Stoff und Shawls eingewickelt, die Armen in Baumwollenzeug. Ihr ganzes Dichten und Trachten geht dahin, dem Manne zu gefallen; da nun 50 auch 60 Weiber sich diese Ehre streitig machen, so kann man sich wohl denken, was in so einem Serail vorfällt. Obgleich man die Serails eine unbekannte Welt nennen kann, denn kein Mensch erfährt, was dort vorgeht, und das Weib, das den ersten Schritt hinein thut, hat auf ewig der Welt entsagt, so hat man doch Gelegenheit, hin und wieder etwas von diesen unglücklichen Geschöpfen zu erfahren. Die Bauart des Serails ist schon von der Art, daß man von keiner Höhe auch nur von Ferne hinein sehen kann. Die Hauptthür wird von Verschnittenen bewacht; die übrige Bedienung besteht aus Weibern. Die armen Frauen, die sich unter einander wie den Tod hassen, wohnen so nahe an einander, daß die Eine nicht ein Wort sprechen kann, ohne daß die Andere es hört; es können also auch nicht einmahl Confidenzen unter ihnen vorfallen, so gern sie auch gegenseitig vielleicht ihren Kummer ausschütten möchten; denn die Nachbarinnen geben beständig Acht und hinterbringen es nachher dem Manne. Singt die Eine, um sich die lange Weile zu vertreiben, so lachen die Andern sie aus, und sie macht es wieder eben so. Diejenige, welche einen Sohn zur Welt bringt, bekommt schon den Ehrennahmen Frau, bildet sich nicht wenig darauf ein, will eine Rolle unter den Übrigen spielen; aber die Andern schreyen: Wir sind eben so gut, und bekommen beym Manne Recht; denn sie sind gewöhnlich noch jünger und hübscher. Kurz, die armen Weiber sind gezwungen, den ganzen Tag mit Putzen und Seufzen zuzubringen, in der fro-

hen Hoffnung, daß sie vielleicht den Abend die glücklich Erwählte seyn werde. Aus sichern Händen habe ich Folgendes erfahren: Durch Religion und Gebrauch ist der Mann nicht nur verpflichtet, seine Weiber auf's beste zu unterhalten und zu kleiden, sondern ihnen auch ein ansehnliches Taschengeld zu geben; es gibt Weiber, die dieses Taschengeld sammeln, sich manchen kleinen Luxus versagen, und dann das Gesammelte heimlich durch den Verschnittenen ihrem Manne überschicken. — Eine solche ist dann sicher, gewählt zu werden. So verkauft sich der Mann an seine eigenen Weiber. Man denke sich, welch eine Moralität in solchen Harems herrschen kann. Zum Unglück bleiben die Kinder noch bis acht, auch zehn Jahre bey ihren Müttern! Was sehen sie, was hören sie da? Nicht selten werden sie auch gebraucht, um durch unschuldiges Flehen den Papa zu bewegen, sich der Mama zu erinnern. Ob es möglich ist, Intriguen in einem Serail anzuspinnen, will ich gerade zu nicht behaupten, ich hörte aber, daß es Beyspiele gibt; auch sah ich schon einige Mahlereyen, die so etwas vorstellen. Wenn die Männer durch Kriege oder sonst lange abwesend sind, so kann man sich denken, was im Harem vorgeht, es ist dann nicht unmöglich, den Verschnittenen zu bestechen, besonders sollen solche Intriguen mit blinden Leuten vorgenommen werden, die selbst nicht wissen, wohin sie gerathen sind, und in einem Keller gepflegt werden, bis man Gelegenheit findet, sie wieder heraus zu lassen. Mit Einwilligung des Verschnittenen muß das sehr leicht seyn. Die Weiber sind sehr um die Gesundheit ihrer Männer besorgt; denn stirbt der Mann, so werden sie alle auf Lebenszeit eingesperrt. Ein Kind, das bis zum zehnten Jahre die Wirthschaft im Harem und täglich nur das Putzen und das Streben seiner Mutter nach sinnlichen Freuden sieht, kann durch nichts an seine Ältern gefesselt seyn. Der Knabe tritt aus dem Harem in die große Welt, und einige Jahre darauf sucht er alle mögliche Gelegenheit, seinem Vater die Weiber im Harem zu verführen, wozu ihm die Mutter selbst nicht selten behülflich ist. Man hat Beyspiele davon, und den Kindern ist es darum verbothen, ihre Mütter wieder zu sehen. Jetzt genug von diesen Abscheulichkeiten, ich hätte vielleicht besser gethan, in diese sogenannte unbekannte Welt gar nicht hinein zu schauen, da es aber einmahl geschehen ist, so möge nun jeder Leser mit mir Gott danken, daß er in einem Lande geboren ist, wo das Weib hoch geachtet wird. — Der im Alterthume so berühmte Fluß Orontes soll durch Tauris geflossen seyn, jetzt ist es nur ein kleines, schmutziges Flüßchen, Spingtscha genannt. Tauris liegt im 38. Grad der nördlichen Breite. Die Hitze war im Durchschnitte 22 Grad Reaumur.

17.

Den 26. May. Heute verließen wir Tauris; der Militär-Gouverneur nebst mehreren vornehmen Personen begleiteten den Gesandten zur Stadt hinaus. Der Weg war ziemlich sandig und gebirgig, zur linken Seite verließ uns das Flüßchen Bavineu nicht. Auf halbem Wege erblickten wir rechts ein Gebirge, das ganz isolirt da stand und noch mit Schnee bedeckt war. Gegen Mittag langten wir in dem Dorfe Wasmitsch an, das mit sehr niedlichem Gebüsche umgeben, an einem Flüßchen desselben Nahmens liegt. Abas-Mirza hat den Einwohnern befohlen, Bäume zu setzen. Man muß die Asiaten zu ihrem eigenen Vortheile und Vergnügen zwingen. Das Holz wird in Persien pfundweise und sehr theuer verkauft. Heute Abend überfiel uns ein starker Südwest-Sturm, der einen Platzregen mit sich führte. — Die Einwohner dankten Gott; denn Regen ist eine Seltenheit in Persien. Selbst im Winter friert es und schneyt es zwar, aber Regen ist selten. Heute Abend kam ein Abgesandter von Abas-Mirza mit einem Briefe an den Gesandten, in dem er in den schmeichelhaftesten Ausdrücken ihn seiner Freundschaft und Achtung versicherte, und die Höflichkeit so weit getrieben hatte, das Siegel *) auf die linke Seite des Briefes zu setzen, welches nicht nur eine besondere Hochachtung beweiset, sondern in Persien nur geschieht, wenn Untergebene an ihre Vorgesetzten schreiben.

Den 27. Wir verließen unser schönes Lager, um lange keinen Baum zu erblicken. Wo sind die geträumten Pomeranzenwälder? Die Lilienfelder? Nicht einmahl grünes Gras sahen wir! Kahle Gebirge besäet mit Steinen, die dem Ganzen ein graues Ansehen geben, ermüden das Auge. Ein jeder erklimmte Berg erregt von neuem die Hoffnung, hinter ihm die freundliche Natur wieder zu finden, vergebens; Berge thürmen sich auf Berge, Steine auf Steine, und an den traurigen Anfang knüpft sich ein noch traurigeres Ende. Das heutige Lager steht in einem Moraste unweit des Dorfes Seidabad, das Wasser ist kaum trinkbar. Links vertieft sich ein Weg zwischen hohen Felsen und verliert sich in ein schauderhaftes Dunkel. Alexander von Macedonien, nach welchem dieser Weg noch jetzt diesen Nahmen hat, soll mit bewaffneter Hand ihn zuerst forcirt haben. Sehr merkwürdig für Liebhaber des Alterthumes, die

*) Die Perser unterschreiben sich nie, sondern setzen blos ihr Siegel bey.

gern in der Vergangenheit leben; ich aber lobe mir die grünen Wiesen meines Vaterlandes.

Den 28. Der Weg fängt mit Ersteigung eines hohen Berges an, in dessen Mitte ein Caravan-Saray steht. Unter dem monotonen Glockengeläute unserer Kamehle und Maulesel erreichten wir endlich die Spitze; ein steiler gefährlicher Weg führt wieder hinunter, und eine unabsehbare todte Fläche, bedeckt mit gelbem Grase, harmonirt sehr gut mit den Bergen, von denen sie umgeben ist. In der Mitte präsentirt sich ein kleiner Punct, der sich in diesem Reiche des Traurigen fast gänzlich verliert, — es ist das Lustschloß Udgani. Anfangs glaubten wir unsern Führern nicht; allein je näher man kam, desto mehr bekam es wenigstens das Ansehen einer Orangerie; nicht als ob Bäume und Blumen ihm dieses Ansehen verliehen, nein, der Bauart wegen. Man wird sich erinnern, daß Abas-Mirza die Gefälligkeit hatte, uns dieses Lustschloß zum Aufenthalte anzubiethen, bis der Schach nach Sultanie käme. Die innere Eintheilung des Hauses ist wirklich gar nicht übel, und das ganze Gebäude entspricht dem Äußern sehr. Durch einen Koridor sind zwey Höfe getrennt, in denen sich eine Menge niedlicher Zimmer, in zwey Etagen gereihet, befinden. Die Fenster sind aus buntem Glase mit vielem Geschmacke zusammen gesetzt. Das ganze Gebäude steht auf einer schönen steinernen Terrasse, die in Stufen nach einem leider neu angelegten Garten führt, in dem kleine Bäumchen noch gar keinen Schatten geben. Das Haus ist nach dieser Seite zu offen, wie gewöhnlich in Persien, und bildet einen ziemlich geräumigen Saal, in dem der Thronfolger gewöhnlich allein sitzt, und den Herren auf der Terrasse Audienz gibt. In diesem Saale befinden sich vier Gemählde: Das Bildniß unsers Kaisers; das von Bonapate; eine Schlacht, die von den Persern gegen die Russen gewonnen worden, wobey Abas-Mirza und eine Englische Uniform sich im Vordergrunde darstellen. Nur schade, es ist nicht benannt, welche Schlacht das gewesen seyn soll, — und ein Gemählde, auf welchem Abas-Mirza zum ersten Mahl in der Ebene von Udgani seinem Vater die regulären Truppen vorstellt. Der Schach ist zu Pferd und Abas-Mirza liegt ausgestreckt zu seinen Füßen. Mehrere Herren unserer Gesandtschaft behaupteten, das wäre erniedrigend! Schade, daß sie durchaus Sitte mit Charakter verwechseln wollen. In diesem Falle war die Bemerkung am wenigsten passend; denn der Sohn liegt vor seinem Vater. Der Charakter der Japaner ist noch weit erniedrigender, nach der Art dieser Herren zu urtheilen; denn ihre Sitte bringt es mit sich, daß sie Alle auf den Knien nicht nur vor ihrem Kaiser, sondern in Gegenwart eines Ältern, liegen, — und doch gibt es wenig Völker,

die einen so ehrenwerthen Charakter besitzen. — Ein lieblicher Platz in dem Schlosse Udgani ist ein breiter, viereckiger Thurm, der sich über das ganze Gebäude erhebt, und mit einem schönen Saale geschmückt ist, wo es in der größten Hitze kühl seyn muß. Die Höfe sind mit Bassin's versehen, es befindet sich auch da eine Badstube, die aus Marmor gebaut und außerordentlich bequem zum Baden eingerichtet ist. Die traurige Gegend umher konnte Abas-Mirza nicht bewegen, an dieser Stelle ein Lustschloß zu erbauen; es müssen also wohl die fürchterlichen Winde seyn, die hier regelmäßig des Morgens von 8 Uhr an bis 6 Uhr des Abends blasen, so daß man nicht nur nichts von der Hitze spürt, sondern sehr gern einen Überrock anzieht. Man sieht auch weit und breit kein lebendiges Geschöpf, außer einer furchtbaren Menge Stahre, die auf dem Dache sitzen, eine Menge verschiedener Vögelstimmen, welche auch sogar das Gebell der Hunde auf die komischeste Art nachmachten, und uns des Morgens früh besonders keine Ruhe ließen. Wir waren schon mehrere Tage in Udgani, als die Nachricht kam, daß der Schach die Gesandtschaft schwerlich vor dem Augustmonath empfangen könnte, da jetzt bey den Persern der Bairam gefeyert wird (die heiligsten Fasten), während dem man nicht nur kein Geschäft unternehmen, sondern von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang auch nichts genießen, nicht einmahl Wasser trinken noch rauchen darf. Da dieser Bairam zwey Monathe dauert, so hatten wir die schöne Aussicht, in diesem widrigen Lustschlosse die Zeit zuzubringen. Die Idee allein machte schon, daß zwey Herren der Gesandtschaft das Fieber bekamen. Der Gesandte, der auch bald melancholisch geworden wäre, bath den Memandar, einen andern Aufenthaltsort ausfindig zu machen, wo man wenigstens Bäume sähe. Dieses that er, und meldete einige Tage darauf dem Gesandten, daß er ein erwünschtes Dorf zwey Märsche von hier ausfindig gemacht hätte. Wir waren Alle sehr erfreut, obgleich überzeugt, nirgends mehr so einen bequemen Wohnort zu finden. Der Befehl zum Aufbruche wurde sogleich gegeben.

18.

Den 5. Juny verließen wir Udgani, unweit dessen man Ruinen sieht, die nach der Sage der Einwohner früher eine große Stadt gebildet haben sollen, welche in den Kriegen von Abas dem Großen gänzlich zerstört worden ist. In dieser Stadt sollen Riesen, Kausi *)

*) Die Kausen waren Persische Riesen, die ihren Nahmen von Kausa, einem Persischen Könige haben, einem Sohne von Robada Kau-

genannt, gelebt haben, von denen Einer, Nahmens Rustan, sich in Persien sehr berühmt gemacht hat. In den orientalischen Mährchen und Gesängen kommt noch immer der Nahme dieses Helden vor.

Der Weg ist steinig und führt über kleine Anhöhen. Links sieht man eine Menge großer runder Steine, von denen die Perser behaupten, daß sie die nähmlichen sind, auf denen die Riesen Kaus, als sie mit Midien im Kriege standen, gesessen und sich berathschlagt haben. Zu so einer Berathschlagung hat ein Jeder sich seine Steine selbst hohlen müssen. Auf halbem Wege ungefähr gingen wir längs einem kleinen Strome, der eine Menge Fische nährt. Man hielt an, und versorgte in weniger als einer Stunde die ganze Gesandtschaft damit. Es ist sonderbar genug, daß die Perser gar keine Fische essen. Unser Nachtlager war bey dem Dorfe Tikmedasch aufgeschlagen, das in der Persischen Sprache bunter Stein bedeutet.

Den 6. Der Weg war einförmig, ein Paar alte Caravan-Sarays waren so ziemlich Alles, was anders aussah als nackte Gebirge. Am Ende verließen wir den großen Weg, der nach Teheran führt, und gingen links, als plötzlich nach einer guten Stunde unserm überraschten Blicke sich ein schönes Thal zeigte, in dem ein rauschender Strom sich durch ein schönes Gebüsch schlängelte. Hinter ihm schien hin und wieder das Dorf Sengilabat hervor, welches zu unserm längern Aufenthalte statt dem Schlosse Udgani erwählt war. Unser Lager war hier einzig schön vertheilt; die Zelte standen alle dicht am Strom unter dem Schatten alter Pappeln und Aprikosen-Bäume, die durch Rosensträuche verbunden schienen. Das Ganze war von hohen Gebirgen umschlossen, die vor jedem Winde schützen, und seit länger Zeit die ersten sind, welche hin und wieder mit hohem Grase prangen, wobey die darauf grasenden Herden dem Ganzen noch mehr die herrliche Ansicht des Ländlichen geben. Ein alter Thurm steht sehr passend in dieser Landschaft voll Leben.

Die tägliche Hitze war hier gewöhnlich 24 Grad Reaumur im Schatten. Des Abends wurden öfters die Bäume in unserm Lager herum illuminirt, die Musik spielte, und Russische Lieder wiederhallten in den Gebirgen Persiens. Die Einwohner, die anfangs sehr scheu waren, gewöhnten sich nach und nach, auch Theil an unsern Vergnügungen zu nehmen, und wurden einst von einigen Herren

---

kaus, dem zweyten König des zweyten regierenden Geschlechts in Persien, dem man den Nahmen Remrud gegeben. Dieser Kausa war so von sich eingenommen, daß er sich vornahm, den Himmel zu erreichen, indem er an einen Wagen zwey Adler spannen ließ. Man sagt, daß er 130 Jahre regiert habe.

der Gesandtschaft, die sich in Damenkleider warfen, und gar nicht übel aussahen, so täuschend überrascht, daß unser Memandar selbst, der uns doch Alle persönlich kannte, lange nicht glauben konnte, daß es Männer wären, sondern fest überzeugt schien, daß wir Mittel gefunden, Frauen so zu transportiren, daß er es bis jetzt nicht habe merken können. Den Einwohnern gefiel die Kleidung unserer Damen außerordentlich, nur wunderten sie sich, daß sie ohne Schleyer gingen, und fragten oft, ob denn auch wirklich ein Jeder bey uns ein Frauenzimmer ungestraft ansehen könnte? Ich dachte bey mir selbst: in euerm Sinne ungestraft, ja; — aber wie Mancher bey uns wird weit härter bestraft für das bloße Ansehen. — Die Hitze verhinderte uns, die gewohnte Europäische Lebensart fortzuführen; wir sahen uns gezwungen, den Persern nachzuahmen, und befanden uns Alle sehr wohl dabey. Um 9 Uhr des Morgens wurde gefrühstückt und um 6 Uhr des Abends zu Mittag gegessen. In der Zwischenzeit lag man im Schatten ausgestreckt und erwartete mit Sehnsucht den Abend.

Ich war so unglücklich, mich gerade in demjenigen Zelte zu befinden, wo wir eines Tages eine fürchterlich große Falange fingen. Es war wohl das Mütterchen; denn den nähmlichen Abend kamen wohl noch zehn kleinere, welche in allen Ecken des Zeltes herumliefen, und etwas zu suchen schienen. Es ist eine ungeheuer große Spinne, die mit röthlichen Haaren bewachsen und an den Füßen mit kleinen Klauen versehen ist, und vorn am Munde vier Zähne hat, mit denen sie furchtbar einbeißt. Sie ist so boshaft, daß sie ordentlich zischt und springt. Wenn man sie mit einem Scorpion in ein Glas setzt, so entsteht ein blutiger Krieg; indem die Falange immer die Oberhand behält, und ist der Scorpion nicht sehr gewandt, so beißt sie ihn gleich in zwey Theile. Ich muß gestehen, daß solche Gäste im Zelte sehr fatal sind, und nicht selten den Schlaf rauben. Löscht man das Licht aus, so läßt die Phantasie gleich Hunderte unter dem Ohrkissen krabbeln; läßt man es hingegen brennen, so laufen sie wirklich auf das Feuer los.

Unter der Verpflegung, welche die Perser uns zukommen ließen, waren wir immer mit dem Weine übel daran; denn in Persien machen bloß die Armenier Wein, und zwar zu ihrem eigenen Gebrauche. Also mußte weit und breit in den Dörfern gesucht werden, um uns welchen zu verschaffen, und auch dieser war meistens so schlecht, daß ihn kein Mensch trinken konnte. Der Persischen Regierung hätte es freylich eine Kleinigkeit ausgemacht, welchen aus Grusien kommen zu lassen, da sie einmahl zur Wiedervergeltung für ihre Landsleute, — die in Petersburg die besten Weine nach Belieben tranken, und überhaupt alles unentgeldlich vollauf bekamen, — uns gleichfalls in

Persien frey halten wollten. Allein, da es nicht geschehen ist, und der Gesandte zu delicat war, Grusinischen Wein zu fordern, so ließ er selbst einen Transport aus Tiflis kommen, der zu unsrer größten Freude hier anlangte und täglich portionenweise ausgetheilt wurde. Es ist sehr gefährlich, in Persien Wasser zu trinken, weil man davon ein Fieber bekommt, das einem so bald nicht wieder verläßt. Außer diesem Transporte, da die Perser sich es gefallen ließen, kamen in der Folge noch zwey andere aus Tiflis an.

Sonderbar genug, daß wir in dieser Jahreszeit, außer ziemlich schlechten Kirschen, noch gar keine Früchte in Persien sahen. An Gemüsen fehlt es gänzlich; wahrhaftig doch ein erbärmliches Land! Traut man den Reisebeschreibungen, so ist man in Persien umringt vom schönsten Obste; eingewickelt in prachtvolle Shawls, ruht man auf Rosen und bewundert den Persischen Himmel. In diesem Augenblicke vielleicht glauben uns daher Viele unserer Verwandten so auf Rosen hingestreckt; — statt dessen liegen wir sehr hart auf sandigem Boden, und wünschen von ganzem Herzen, aus diesem Paradiese bald erlöset zu werden. Zwey reisende Engländer, Oberst Johnson und Capitän Salder, die aus Ostindien den nächsten Weg über Persien nach England suchen, verweilten mehrere Tage bey uns. Der Oberste sprach sehr gut Französisch und zeigte viele Kenntnisse. Die Engländer, die aus Ostindien über Persien nach England zu gehen wünschen, schiffen sich dort ein, und landen im Persischen Meerbusen bey der Festung Bendarabas, die sonst den Portugiesen gehört hat, nachher den Persern, und jetzt endlich der Sicherheit wegen im Besitze der Engländer ist. Es befindet sich nähmlich in der Nähe eine Perlenfischerey, die natürlich gut vertheidiget werden muß. Von da gehen die Herren weiter nach Schiras, wo der vortreffliche Wein wächst, und halten sich in den Ruinen von Persopolis gern auf; in Teheran werden sie freundlich empfangen; in Tauris sind sie unter den Ihrigen, und aus Tiflis fahren sie schon mit Extrapost über Klein-Rußland und Pohlen nach Hamburg, oder wo sie sonst hin wollen.

Oberst Johnson hatte mehrere Münzen aus Persopolis mitgebracht, die man dort ohne Mühe ausgraben kann; auch einige abgebrochene Stücke von Basreliefs mit Inschriften, die kein Mensch lesen kann. Es ist vielleicht die einzige Ruine in der Welt, von der man gar nicht weiß, wann sie in diesen Zustand gekommen, noch, wann diese Stadt erbaut worden sey, noch, wer sie bewohnt habe. Es ist bekannt, daß Alexander der Große Persopolis eroberte. Man behauptet, daß eine seiner Frauen ihn so lange gebethen, bis er ihr die Erlaubniß gegeben, die Stadt anzuzünden. Das Sonder-

barste ist, daß diese Ruinen keinesweges auf Wohnungen deuten, sondern aussehen, als hätte das Ganze einen ungeheuern Tempel gebildet, oder wenigstens viele Tempel. Es sind eine unzählige Menge Säulen von verschiedenen Größen, die oft beysammen auf einer Terrasse, oft isolirt, oft gruppenweise stehen u. s. w. Aber keine Spur von einem Hause oder einer Wohnung ähnlichen Ruine. Die Spitzen der Säulen zeigen deutlich, daß sie nie zusammengehangen haben. Was ist also Persepolis gewesen? Vielleicht ein unermeßlich großer Tempel, von dem man heut zu Tage gar keinen Begriff mehr hat. In der umliegenden Gegend ist auch kein Dorf und keine Ruine. Nicht einmahl Gras wächst da, und die herrlichen Überreste dieses sonderbaren Tempels liegen gänzlich in einer Wüsteney. Unter den vielen Inschriften dort findet man sonderbar genug auch einige Griechische, in denen der Nahme Artaxerxes vorkommt. Menschen-Figuren haben meistens ein Costum das auch unbekannt ist. Einige müssen Könige oder Beherrscher vorstellen; denn die dabey Stehenden haben ehrerbiethige Stellungen, und die Könige sind mit Mänteln vorgestellt, deren Saum mit einer unbekannten Schrift umgeben ist. Der Oberste Johnson schickte dem Gesandten, außer einigen Münzen, auch ein Stück von dem Flügel einer Sphinx.

Der Veränderung wegen, vielleicht auch um den Einwohnern von Sengilabat nicht länger lästig zu seyn, schlug der Memandar dem Gesandten vor, unsern Aufenthaltsort zu verändern. Wir verließen Alle mit schweren Herzen das schattige Thal von Sengilabat, und haben in Persien kein ähnliches wieder gefunden.

19.

Den 20. Juny. Heute früh, an einem schönen Morgen, zogen wir von Sengilabat weg. Der große Weg blieb rechts vor uns liegen, und schlängelte sich weit in traurige Gegenden hinein. Wir hielten uns aber links an das Gebirge, passierten recht anmuthige Gegenden und Dörfer, und langten Mittags in dem Dorfe Wersagan an, wo unser Lager in einem Aprikosenwäldchen aufgeschlagen war. Unsere Freude darüber war nicht von Dauer; denn die Perser versicherten uns, es wären die letzten Bäume, die wir auf lange Zeit sähen, welches auch leider wahr wurde.

Obgleich der Aufenthalt in Wersagan keinesweges mit Sengilabat zu vergleichen ist, so ist doch die Gegend sehr schön, und wird von dem Flüßchen Wersagantschai benetzt. Man sieht die Überbleibsel eines großen Gebäudes, das jetzt, so wie die ganze Gegend, dem Bruder des unglücklichen Sadik-Chan, ehemahligen Besitzer des Dorfes, angehört.

Seine traurige Geschichte ist folgende: Als der jetzt regierende Schach um den Thron warb, waren mehrere Parteyen, die sich herum schlugen, und die am Ende alle vom Schach zum Gehorsam gezwungen wurden. Sadik-Chan war einer der reichsten und stärksten dieser Parteyen, hielt sich lange allein, mußte am Ende aber der Übermacht weichen, wurde total geschlagen und flüchtete selbst glücklich nach Grusien, in dessen Schutz er sich begab. Nach einiger Zeit bekam er Briefe vom Schach, die ihn seiner Freundschaft und Vergessenheit des Vergangenen versicherten; er sollte nur ruhig heim kehren und seine Güter wieder in Besitz nehmen. Seine Freunde warnten ihn sehr; allein er ließ sich bethören, kam nach Teheran, und wurde lebendig eingemauert, wo er vor Hunger, nachdem er seine Hände halb verzehrt, den Geist aufgab.

Unter diesem barbarischen Volke müssen freylich strenge Maßregeln genommen werden, und der jetzige Schach gilt noch für einen sehr milden Regenten, wie sich eines solchen die Perser gar nicht mehr erinnern können. Alle Qualen, die hundert Mahl fürchterlicher sind als der Tod, scheinen die Perser mit vieler Gleichgültigkeit zu ertragen; daher sind auch ihre gelindesten Strafen diejenigen, wenn sie z. B. Prügel auf die Fersen bekommen, daß sie Monathe lang nicht gehen können, oder wenn mit ungeheuren Knüppeln auf sie losgeschlagen wird, als wenn es kaltes Eisen wäre, und nur einige Rippen dabey leiden.

Der leibliche Bruder vom Schach gab ein unerhörtes Beyspiel der Duldung des Schmerzens. Der Schach hatte ihn schon mehrere Mahl in Verschwörungen entdeckt, und ihm immer verziehen, in der Hoffnung, ihn durch Güte zu gewinnen. Jener aber spann bey der ersten Gelegenheit wieder neue Verschwörungen an, und das letzte Mahl ließ der Schach ihn festsetzen, und ihm sagen, daß seine Augen ihm sehr gefielen. „Wenn meine Augen ihm gefallen, so kann er sie ja nehmen,“ erwiederte Jener, und ließ sich die Augen ohne Murren ausschneiden, worauf sie dem Schach auf einer goldenen Schüssel gebracht wurden.

Es war bestimmt, nur einen Tag in Wersagàn zu bleiben; allein die Ankunft des Collegien-Rathes Masarowitsch und des Herrn von Riccard, die, wie man sich erinnern wird, im Jänner noch aus Tiflis nach Teheran geschickt waren, verlängerte unsern Aufenthalt noch um einen Tag. Der Schach hatte sie sehr gnädig empfangen, und ihnen gesagt, daß er bald die Reise nach Sultanie antreten wolle. Nach der Abschieds-Audienz befahl der Schach, ihnen seinen ganzen Pallast zu zeigen, welcher recht hübsch seyn soll.

Den 22. Juny. Der heutige Marsch war sehr kurz, und geschah meistens nur, um wieder auf den großen Weg zu kommen, den wir schon vor Sengilabat verlassen hatten, um mehr in den Gebürgen zu seyn, wo es kühler ist. Turkmantschai heißt das Dorf, wo unser Nachtlager heute aufgeschlagen war. Der kleine Strom führt denselben Nahmen. Zwey Märsche von hier liegt die Stadt Miana, die wegen einer Art giftiger Wanzen berühmt ist. Diese Thierchen haben sich auch in der Nachbarschaft verbreitet, und hier sogar soll man schon einige finden. Unsere neu angekommenen Kameraden erzählten einen lustigen Vorfall, der sich in Teheran mit einem Chan ereignet habe. Bekanntlich ist das Saufen in der Muhammedanischen Religion streng verbothen. Ein Chan aber hatte es sich so angewöhnt, daß sogar der Schach es erfuhr, welcher ihm anfangs harte Vorwürfe machte, und ihn endlich auch züchtigen ließ. Da nichts half, so ertheilte der Schach ihm den Befehl, zu saufen; worauf Jener vierzig Tage lang in starkem Rausche lag, und das Ding so überdrüßig wurde, daß er ganz zu trinken aufhörte, und den Schach bath, seinen Befehl zurück zu nehmen.

Den 23. Ein furchtbar kupirtes Terrain begleitete heute den ganzen Marsch, worauf der Reisende auch nicht einen Trunk Wasser findet. Weit seitwärts sieht man auf Anhöhen zwey Dörfer: Hodgakoschan und Tschanachplach; vor uns weit am Horizont lag die Kette der Gebirge Caplanta. Unser Lager war in Avanlug, wo uns ein Aprikosen-Wäldchen hinlänglichen Schatten darboth. Hier braucht man nur ein Stückchen von der Hausmauer los zu schlagen, so findet man Hunderte giftiger Wanzen. Wir fingen mehrere ungeheuer große Falangen, und ein kleines sonderbares Thierchen auf zwey langen Hinterbeinen, das nur springen und gar nicht gehen konnte. Es hatte ein röthliches Fell und sah allerliebst aus.

Den 24. Wir passierten mehrere verlassene Dörfer, von denen die Perser uns versicherten, daß die giftigen Wanzen die Einwohner vertrieben hätten. Ein langes nacktes Thal führte gerade auf das Städtchen Miana, dessen Gouverneur dem Gesandten mit gewöhnlichen Persischen Ehrenbezeigungen entgegen kam. Da hier die Residenz der Wanzen ist, so mußte unser Lager vier Werste weiter, am Fuße der Caplantischen Gebirge am Strome Karlanku aufgeschlagen werden. Eine schöne Brücke auf 23 Bogen geht über diesen jetzt so unbedeutenden Strom, der sich aber in den schlechten Jahreszeiten weit ergießen muß. Diese Brücke ist von Abas dem Großen erbauet, und inwendig mit Gängen und Treppen versehen, an deren Enden vier einfache Säulen stehen, von denen eine gänzlich zerfallen ist.

Die giftige Wanze, die eigentlich die Mianische genannt wird, verdiente wirklich von einem guten Naturforscher genau untersucht zu werden. Sie ist etwas größer als die gewöhnliche Europäische Wanze, hat eine graue Farbe, die etwas mehr in's Schwarze fällt, und der Rücken ist fast unkenntlich mit kleinen rothen Puncten versehen. Sie hält sich nirgends anders als in Mauern auf, und zwar je älter das Gebäude, desto häufiger und giftiger ist sie. Bey Tage kommt sie nie zum Vorscheine. Sie scheuet auch das Licht; aber man hat doch Beyspiele, daß sie auch beym Lichte herausgekommen ist. In Miana haben diese Wanzen seit undenklichen Zeiten existirt, und sich nach und nach auch in der Nachbarschaft verbreitet, wo sie aber nicht ganz so giftig sind. Im Winter liegen sie starr ohne Bewegung in der Mauer, und sind, wie alle giftigen Thiere, im Sommer bey großer Hitze am gefährlichsten. Dabey muß ich erwähnen, daß die Persischen Häuser nicht aus Ziegeln gebaut werden, sondern, — wie besonders diejenigen in Miana und in allen Dörfern, — aus einer Lehmmasse, welche durch ein geschnittenes Stroh zusammenhält.

Das Merkwürdigste und Einzige in seiner Art bey diesen Wanzen ist, daß sie die Einwohner nicht beißen, oder wenn es auch vielleicht geschieht, sie es eben so wenig bemerken, wie wir in Europa von den unsrigen; dahingegen beißen sie jeden Fremden, der in Miana übernachtet, und der Biß ist in 24 Stunden ohne Rettung tödtlich. Zwey Beyspiele kenne ich sehr genau. Die Engländer in Tauris erzählten mir immer, daß sie einen Bedienten in Miana verloren hätten, der unglücklicher Weise gebissen worden wäre. Er habe gleich Hitze im ganzen Körper gefühlt, darauf sey er wahnsinnig geworden, und habe unter fürchterlichen Convulsionen sein Leben aufgeben müssen. Einen noch glaubwürdigern Beweis gibt der Oberste Baron Wrede, der in Grusien schon lange ehrenvoll dient, und als Abgesandter vor einigen Jahren nach Persien ging. Es war schon ziemlich spät in der Jahreszeit, und Baron Wrede glaubte, die Wirkung des Bisses wäre nicht so gefährlich. Er entschloß sich daher, in Miana zu übernachten, jedoch die ganze Nacht durch Licht zu brennen. Alle kamen glücklich davon, außer einem Kosaken, der am Fuße am andern Morgen einen schwarzen Fleck hatte, verwirrt durch einander schwatzte und endlich wüthend wurde. — Die Einwohner riethen ein Mittel an, nähmlich einen Ochsen zu schlachten, und die warme Haut um den Fuß zu schlagen. Dieses geschah auch, half aber nichts, und der Kosak starb unter fürchterlichen Convulsionen. — Die Einwohner behaupten, daß einige Gebissene gerettet worden seyen, und zwar dadurch, daß man vierzig Tage nichts wie Wasser mit Zucker

und Honig genießen müsse. Die Einwohner nehmen sie ohne alle Gefahr in die Hand. Welch ein Glück, daß diese Thiere sich nicht in Kleidern und so dergleichen aufhalten; sie hätten sich sonst vielleicht in ganz Persien verbreitet.

Miana ist berühmt wegen seiner Teppich-Fabriken, die aus Kamehl-Haaren gemacht werden, und besonders ihrer Farben wegen gar nicht übel aussehen. Die Einwohner brachten sehr viele zu uns in's Lager, die wir, trotz der Wanzen, gern kauften. Viele schliefen die nähmliche Nacht noch auf den Teppichen, vielleicht etwas unruhig; aber unser lieber Apotheker, der ein großer Spaßvogel ist, hüpfte die ganze Nacht herum.

20.

Den 25. Eine Chaussee, erbaut von Abas dem Großen, die jetzt noch an einigen Stellen sehr gut erhalten ist, führt in's Caplantische Gebirge, welches Aderbegan, das ehemahlige Medien, von Irakka-Atgem, dem ehemahligen Parthien, trennt. Der Weg erhob sich zwischen schwarzen Felsenklüften, und schlängelte sich sehr romantisch in die Höhe. Auf der äußersten Spitze blieben wir stehen, um eine wundervolle Aussicht zu genießen; denn man sah auf der einen Seite Miana, und Gebirge, die fast an Tauris gränzen; auf der andern Seite bunt durch einander geworfene Anhöhen, die sich im Horizont in ein Hellgelb verloren, das von einem schmalen blauen Streife, der mehr den Wolken ähnlich sah, umkränzt war. Das sind die Gebirge, bey denen Sultanie liegt. Die Gegend dahin zeigte schon jetzt Armuth. Kein Baum; kein Gras; nichts als ein gelber sandiger Grund, der verschiedene Farben spielte und auffallend gegen das eben verlassene Aderbegan abstach. Nachdem wir uns an diesem Puncte eine Zeitlang verweilt, und der Wind fürchterlich um unsere Ohren gesauset hatte, begannen wir herabzusteigen, welches durch das Schlängeln der Chaussee sehr erleichtert wurde. Links sah das überraschte Auge auf einer isolirten Felsenspitze die Ruinen einer Festung, die Jungfer-Festung genannt. Sie soll von Artaxerxes erbaut worden seyn, der dort ein Mädchen in Gefangenschaft hielt, woher sie noch jetzt den Nahmen trägt. Schade, daß Abas der Große dieses Alterthum fast gänzlich hat zerstören lassen, weil sich Räuber dort aufhielten, die das Gebirge unsicher machten. Man sieht aber noch eine Mauer, die wunderlich von einer Felsenspitze auf die andere gezogen ist, und so, auf sehr ungleichem Terraine, das Ganze umgibt. In der Mitte steht noch eine Art von Haus mit einem Stückchen Dache, das aber, sonderbar genug, keine Thür hat. Nur oben

auf dem Dache habe ich selbst ein Loch gefunden, in welchem ein hinein geworfener Stein einen dumpfen Wiederhall gibt. Wir fanden den ganzen Platz mit einer furchtbaren Menge von Steinen und Muscheln angefüllt. Einer von uns hatte das Glück, ein Paar zusammen gewachsene Muscheln zu finden, die an sich schon sehr selten sind und überdieß versteinert waren. Überhaupt beweiset die Farbe der Gebirge, daß man hier große Schätze im Schooße der Erde finden würde. Das Heraufklimmen zu der Festung war leichter als das Herunterlassen, wo ein Jeder, so gut er konnte, rutschen mußte.

Der große Weg führte noch herrlich das Gebirge hinunter, an dessen Fuße der Fluß Kisil-Osun *) sich schlängelte. Hin und wieder sah man kleines Gesträuch am Wege stehen, welches seltsam mit allerley bunten Lappen behangen war. Wir erfuhren, daß so ein Ort Pir genannt werde, und daß dieses eine heilige Stätte sey, an der die Wanderer, wenn sie sich zu schwach fühlen, den Weg fortzusetzen, oder sonst einen Kummer haben, ihre Gebethe verrichten und Stücke vom Kleide nachlassen, worauf sie dann getröstet und gestärket weiter gehen.

Als wir den letzten Abhang erreichten, erblickten wir eine schöne Brücke von drey Bogen über den Kisil-Osun. Sie ist aus gelblichen Quadersteinen erbaut. Die Bogen sind sehr groß und dreist, und führen an den Rändern eine Arabische Inschrift, die uns zeigte, daß sie erst vor 144 Jahren von einem Einwohner aus der Stadt Casbin erbaut sey. Millionen Schwalben haben ihre Nester unter dem Bogen aufgeschlagen. An dem einen Ende ist eine Thür, die in's Innere führt, wo große Zimmer vorhanden sind. Der mittlere Bogen ist 8 Faden hoch; nur schade, an einer Stelle ist ein großer Riß, der mit der Zeit gefährlich werden kann. Nicht weit von der Brücke stehen die Mauern eines Karawan-Sarays. Die Aussicht ist himmlisch, indem die nackten schwarzen Berge gegen die grünen Ufer des Flusses schön abstechen. In einiger Entfernung scheint die Brücke wirklich zu schweben. Hier ist der berühmte Englische Reisende Browne erschlagen worden. Von der Brücke an geht der Weg rechts längs dem Ufer des Flusses, der uns bald verließ und sich in ein sandiges Gebirge erhebt, das ein sonderbares Gemisch von Farben, roth und hellgelb, spielt. Der erste Berg vom Ufer aus ist außerordentlich steil, und der Weg krümmt sich langsam hinauf. Nachdem wir ihn zurückgelegt hatten, trafen wir gleich darauf unser Nachtlager beym Karawan-Saray Dgamalabad aufgeschlagen, daß noch gänzlich unversehrt ist, obgleich es 520 Jahre steht.

---

*) Kisil-Osun bedeutet Goldfluß.

Den 26. Hier, sagte man uns, fange die große Hitze an. Es sieht auch ganz darnach aus. Ein ewiges Sandfeld ermüdet das Auge, welches keinen Grashalm mehr zu sehen bekommt. Traurig ritten wir Alle in einem dicken Staube, aus dem die Glocken der Kamehle widrig hervor schallten. Es soll hier oft wochenlang kein Lüftchen sich rühren. Der aufgehobene Staub bleibt in der Luft schweben, und bildet am Ende eine Atmosphäre, die dem Nebel ähnlich sieht. Diese Staubwolke steigt gerade so hoch, als es nöthig ist, um Reisende zur Verzweiflung zu bringen.

Unser Lager fanden wir neben einer Karawan-Saray, Sardgam, unweit dessen zu unserer Verwunderung auch ein kleines Dorf lag; allein ich wunderte mich nicht mehr, als ich hörte, daß diese armen Leute auf Befehl des Abas-Mirza sich hier niedergelassen hatten. Der Fluß Sangatschai, der durch diese Sandwüste hinläuft, ist der einzige Ort, an dem die Einwohner ein Plätzchen zur Aussaat finden. Das Korn war schon geschnitten.

Den 27. Die heutige furchtbare Hitze machte den traurigen Anblick der wüsten Gegend noch unausstehlicher. Der Weg näherte und entfernte sich wechselsweise von dem Flusse Sangatschai. Aber großer Gott, welch ein Land! Wie ist's möglich, daß die Natur so etwas Gräßliches hervor bringen konnte!

Ich will versuchen, in einigen Worten auszudrücken, was wir sahen. — Man stelle sich ein Meer aus fließendem Lehm vor, welches, durch Sturm zu Wellen gepeitscht, durch einen Wink des Schöpfers plötzlich verhärtet worden ist; diese Lehmwellen in tausenderley Krümmungen denke man sich nachher von der Sonnenhitze in Millionen Richtungen geborsten, und man hat das treue Bild des Weges von unserm gestrigen Nachtlager bis Karawan-Saray Nikpe, wo wir bestaubt und gebraten anlangten. Diese Karawan-Saray, die auch nicht weit vom Sangatschai-Flusse liegt, ist im Jahre 1049 *) vom Bagadir-Schach erbaut worden, der nach einer Belagerung von Erivan heimkehrte, und an dieser Stelle ausruhte, zu welchem Andenken er dem Ispahaner Minister Tuki-Hedai-Talahof befahl, dieses Gebäude aufzuführen. Hier ist die Gränze des Taurischen Districts.

Den 28. Seltsam erhoben sich die Winde jenseits der Caplantischen Gebirge regelmäßig des Morgens um 8 Uhr und hörten um 6 Uhr Abends wieder auf. Hier ist das Gegentheil; der Wind erhebt sich Nachmittags um 6 Uhr, bläst die ganze Nacht durch, und hört des Morgens auf. Den ganzen Tag rührt sich kein Lüftchen und die Hitze ist sehr empfindlich.

*) Nach Persischer Zeitrechnung; sie sind jetzt im Jahre 1232.

Nachdem uns der heutige Marsch eine eben so scheußliche Gegend dargestellt hatte wie gestern, so wurden wir am Ende in unserm Lager neben dem Dorfe Jengidge angenehm von Bäumen überrascht, deren wir seit Miana nicht wieder sahen. Die schattigen Bäume und ein klarer, trinkbarer Strom, der gleichfalls in Persien eine Seltenheit ist, luden den Gesandten ein, hier zwey Tage zu verweilen, um so mehr, da wir bereits sieben Märsche zurück gelegt hatten, ohne einen Rasttag zu haben. — Unser nächster Marsch von hier aus ist die Stadt Sangan, die von einem Sohne des Schachs Awdula-Mirza regiert wird *).

Den 30. Der Gesandte hatte von unserm Memanbar erfahren, daß Awdula-Mirza in Sangan einen feyerlichen Empfang bereite. Da der Gesandte kein Freund von Ceremonien ist, und überhaupt die Hitze des Tages sie noch unerträglicher macht; so erhoben wir uns um 2 Uhr in der Nacht, und es gelang dem Gesandten, in Sangan unbemerkt anzukommen, ehe noch ein Mensch aufzustehen dachte. Der Weg führte längs dem Sangatschai-Flusse, den wir vorgestern verlassen hatten, und an welchem wir die mit Gärten versehenen Dörfer Bari, Sarim, Guschker rc. erblickten.

Die Stadt Sangan präsentirt sich sehr schön. Sie ist von einer mit kleinen Thürmchen besetzten Mauer umgeben, und in der Mitte der Stadt erhebt sich ein hübscher, viereckiger mit grünen Jalousien versehener Thurm, der im Hofe von Awdula-Mirza steht, und den armen eingesperrten Weibern zum Vergnügen dient. Es schien uns, als wären die Weiber nicht so spröde und strenge gehalten wie sonst; denn sie guckten zu den Thüren heraus und lüfteten die Schleyer, so daß wir mehrere recht hübsche entdecken konnten; freylich kann man sich auf unser Urtheil nicht ganz verlassen; denn wir sahen über zwey Monathe kein Weibsbild, und ich glaube ein Satan in Frauenskleidern hätte uns auch gefallen.

Ein großes, recht hübsches Haus empfing uns Alle. Der Pallast von Awdula-Mirza befand sich dicht neben uns, so daß man von dem erwähnten Thurme gerade in unsern Hof und unsere Fenster sehen konnte.

Nachdem der Gesandte die Besuche einiger Vornehmen aus Sangan erhalten, begab er sich in Begleitung einiger Herren der Gesandtschaft zu Awdula-Mirza, der die Höflichkeit so weit trieb, nicht

*) Wenn das Wort Mirza hinter dem Nahmen steht, so drückt es einen Sohn vom Schach aus, steht es hingegen vor dem Nahmen, so bedeutet es schlechtweg Edelmann.

nur dem Gesandten, sondern allen Herren, die ihn begleitet hatten, Stühle zu geben. Er ist ein junger Mann von 24 Jahren, fast der jüngste Sohn des Schachs, hat viel Ähnlichkeit von Abas-Mirza, und ist auch sein großer Freund. Seinem Bruder zu gefallen hält er ebenfalls 2 Bataillons regulärer Truppen, für die er neben seinem Pallaste eine schöne Caserne erbaut hat.

21.

Da wir mehrere Tage hier blieben, so besuchte ich den Basar, der ärmlich und schmutzig ist. Eine Menge Turquoisen sieht man in allen Buden liegen, die, ungeachtet sie ein Persisches Product sind, in Rußland weit wohlfeiler verkauft werden, als hier. Man findet in der ganzen Welt keine, außer in Persien, und selbst hier sind nur zwey Minen, deren eine erst kürzlich entdeckt worden ist, und die weit schlechtere Steine liefert. Die alte Mine, aus der der Schach bloß für sich welche nehmen ließ, liegt unglücklicher Weise in der Provinz Corrossan, die gegenwärtig in Empörung ist. Früchte sieht man eine Menge auf dem Basar, aber alle unreif; die Birnen ausgenommen, welche vortrefflich schmecken.

Awdul-Mirza hatte ein Paar kranke Kinder, und bath um unsern Doctor Müller, den wir Alle beneideten, der glückliche Sterbliche zu seyn, einen Harem voll schöner Weiber zu erblicken. Das erste Mahl wurden die Kinder vom Eunuch herausgetragen. Sie schrien, als ob sie am Spieße steckten, so daß Doctor Müller gar nichts unternehmen konnte, und unverrichteter Sache nach Hause kam. Das andere Mahl kamen die Mütter und Ammen selbst. Aber was ersann die Asiatische Eifersucht? — Ein dichter Vorhang hing zwischen Müller und den Weibern, hinter dem hervor ihm die Kinder hingehalten wurden. Er sah hübsche Hände und Fußspitzen; glücklicher Müller! —

Alle Abende hatten wir Musik, wozu sich die ganze Stadt um's Haus und im Hofe versammelte; auch auf dem Thurme erschienen Figuren, aber die neidischen, verdammten Jalousien, und das dichte Geländer oben, raubten unsern spähenden Blicken Alles. Ich will hoffen, daß die Damen uns auch schlecht haben sehen können. Außerdem würden sie eben keine vortheilhafte Idee von der Schönheit der Europäer gefaßt haben, weil wir den vierten Tag nach unserer Ankunft fast Alle wie die Repphühner-Eyer aussahen. Es gibt hier eine kleine unsichtbare Fliege, die uns dermaßen stach, daß das Gesicht und der ganze Körper mit rothen Flecken bedeckt war. Ein ewiges starkes Jucken brachte die Gesandtschaft in große Thätigkeit. Diese

Fliege ist bloß in der Stadt zu Hause und sticht nur allein Fremde. Die Persischen Städte haben denn doch, wie man sieht, auch ihre Merkwürdigkeiten! — Dieser Umstand zwang den Gesandten, um einen andern Aufenthaltsort zu bitten, welches um so lieber zugestanden wurde, als wir die Nachricht erhielten, daß der Schach Teheran verlassen habe, und in langsamen Märschen, dabey jagend, nach Sultanie ginge, welches nur 2 Märsche von hier entlegen ist. Awdula-Mirza hatte von seinem Vater Befehl erhalten, ihm entgegen zu kommen, und verließ uns deßhalb. Wir folgten mit Freuden den 5. July nach, und erhielten, zwölf Werste vor Sultanie, neben den Ruinen eines Dorfes, Samanarchie genannt, ein großes Lager, in welchem wir die Ankunft des Schachs abwarten sollten. Neben uns waren schon die Zelte des zweyten Ministers, Mirza Awdul-Wehab, aufgeschlagen, der vom Schach geschickt war, den Gesandten zu complimentiren und uns bis zu seiner Ankunft Gesellschaft zu leisten. Er besuchte am nähmlichen Tage den Gesandten, und wir fanden, daß er ein Mann von viel Kopf und angenehmen Manieren sey. Er kleidete sich immer mit vielem Geschmacke, war etwas eitel und durfte es auch seyn; denn er war ein schöner Mann. Als Seit *) sagt er dem Schach die Wahrheit, und ist auch seines geraden Charakters und Verstandes wegen sehr geliebt.

Da der Schach sehr langsam reiset, und seine Astrologen ihm einen glücklichen Tag bestimmt haben, vor dem er nicht in Sultanie anlangen darf, so brachten wir in diesem Lager von Samanarchie 20 Tage zu. Kein Bäumchen, so weit das Auge sehen konnte, erfreute unser Herz. Selbst die Wiese, auf der wir standen, trug nur längst von der Sonne verbranntes Gras, wie es bey uns ungefähr im Herbste nach den ersten Frösten aussieht. Die Hitze war fast täglich 30 Gr. Reaum. im Schatten. Die Seiten der Zelte mußten aufgehoben werden, und man lag den größten Theil des Tages ohne sich rühren zu können. Zu unserm Glücke verging kein Tag ohne Wind, der, leise durch die Zelte wehend, uns einige Abkühlung verschaffte. Selbst die Nächte waren warm. Der Thermometer fiel nie

*) Eine Secte in Persien, die vom Muhammed herstammet, und die geachtet und gefürchtet wird. Ein Seit sagt dem Schach die Wahrheit, ohne selbst etwas zu riskiren. Einem Seit steht es frey in jedem Hause einzukehren, und der Wirth ist gezwungen, ihn auf's Beste zu bewirthen, auch wohl noch zu beschenken. Der gemeinste Mann als Seit, geht gerade zum Minister, wenn er will, und setzt sich an seinen Tisch, besonders wenn der es auch ist.

unter 8 Grad Reaumur; dabey war die Luft immer so trocken, daß selbst am frühen Morgen ein aufgehangenes Blatt Papier keineswegs feucht wurde.

Die Geschenke des Kaisers an den Schach gingen über Astrakan und das Kaspische Meer, wo sie am Persischen Ufer landeten und jetzt glücklich in Sultanie angekommen sind. Dieser Umstand verschaffte uns Gelegenheit, Spazierritte nach Sultanie zu machen, wo man den Schach erst den 19. July erwartete. Auch ich ritt eines Abends nach Sultanie, aber mehr um das Schloß inwendig zu besehen, welches nach der Ankunft des Schachs wohl nicht angegangen seyn möchte. Obgleich die Entfernung nur 12 Werste ausmacht, so ist der Unterschied des Klimas doch schon sehr merklich, weil Sultanie sehr hoch liegt. In der Nacht war ein Frost. Ich wollte meinem Gefühle nicht trauen; denn es war doch kein Traum, daß ich mich in Persien im 36 Gr. der Breite befand; aber das weiße Gras vor Sonnenaufgang überzeugte mich von der Wahrheit. Sobald die Sonne die ersten Strahlen wirft, so hat man plötzlich 10 Gr. Wärme und in weniger als 3 Stunden 30 Gr.! —

Der Morgen entdeckte mir die traurige Ansicht von Sultanie, und meine Hoffnung eines künftigen angenehmen Aufenthaltes scheiterte gänzlich. Das Schloß steht auf einer kleinen Anhöhe von wenigen Bäumen umgeben, und zeigt nichts weniger als den Sommeraufenthalt eines Schachs an. Ich konnte auch gar nicht begreifen, wie der Schach mit seinem Gefolge da Platz finden wolle; allein nachher entdeckte sich es, daß der ganze Hof rund herum in Zelten, und bloß der Schach mit dem Harem das sogenannte Schloß bewohnen werde. Dafür ist freylich Platz genug darin.

Hinter dem Schlosse zeigt sich ein Dorf, welches gleichen Nahmen trägt; links ist eine große herrliche Metschet, umgeben von häßlichen Ruinen, die sonst die Stadt Sultanie bildeten, welche jetzt nicht mehr existirt. Das Ganze ist von hohen nackten Bergen umgeben; es ist auch gar nichts da, was das Auge erfreuet. Welch ein Sommeraufenthalt! — Kühl ist es freylich hier, und starke Winde blasen beständig.

Ich ging in das Schloß, wo eine Menge Arbeiter beschäftiget waren, ausgebrochene Fenster und Dielen zu repariren, Wände zu weißen, den Schmutz auszukehren; kurz, Alles in den Stand zu setzen, den Beherrscher Persiens zu empfangen. Außer dem Audienz-Zimmer, welches die offene Seite des Schlosses bildet, und von wo aus die Aussicht auch ganz leidlich ist, fand ich kein Einziges, welches einem Pallast-Zimmer ähnlich sah. Man muß freylich wissen, daß der Schach nur alle 4 Jahre vielleicht einige Monathe hier zu-

bringt. Die übrigen Zimmer in der ersten Etage waren alle kleine Löcher, die durch Thüren und Gänge zusammen hängen. Am Ende führt ein bedeckter Gang eine Treppe hinauf, und man befindet sich in einer großen Ringmauer, in deren Mitte ein achteckiges Gebäude thurmartig mit einer Kuppel steht. Thüren gehen von allen Seiten hinein, ringsum sind kleine Zimmerchen, und in der Mitte ein großes Zimmer, dessen Wände mit Persischen Sprüchen angefüllt sind. Hier ist die Wohnung der ersten Frauen und der Sitz der Wonne; sie mußte aber auch sehr gereinigt werden! Aus dieser Ringmauer führt eine kleine Thür in einen Thurm, von wo aus die Weiber die Aussicht auf das Lager genießen können. Dieses ist Alles, wie man es auch in der Abbildung treulich finden wird. Dem Schlosse gegenüber waren einige Zelte aufgeschlagen, in denen die Geschenke ausgekramt wurden.

Ich gestehe, daß ich übler Laune nach Samanarchie zurück kehrte, wo ein eben gestorbener Tscherkesse die Phantasie noch mehr schwärzte.

Der Gesandte schickte dem Schach einen Officier entgegen, um gewiß zu seyn, wie weit er noch von Sultanie entfernt sey. Dieser kehrte in einigen Tagen zurück, und brachte die Nachricht, daß der Schach nicht mehr weit wäre; allein die Art, wie er reise, würde seine Ankunft doch um einige Zeit verzögern. Er mache kleine Märsche, und sey beständig auf der Jagd. Diesem Officier begegnete in einem Dorfe, daß seine Begleiter mehr Pferde forderten als sie nöthig hatten, vielleicht auch von denen welche nehmen wollten, die schon an der Reihe gewesen waren; kurz, die Bauern machten Lärm, durften aber gegen einen Memandar, welcher im Nahmen der Regierung befiehlt, nichts unternehmen. In solchen Fällen haben sie das komische Privilegium, ihre Weiber zu Hülfe zu rufen, und diese haben das lächerlichste Privilegium, auf folgende Art darauf loszuschlagen. Sie werfen sich nähmlich eine Handvoll Erde über den Kopf mit den Worten: Ali sieht, daß wir außer uns sind! — und dann schlagen sie ungestraft darauf los. Es wäre doch gefährlich, in Europa den Weibern solch ein Privilegium zu geben.

Der Ramasan (die Fasten) machte, daß fast kein Perser den Tag über in unserm einsamen Samanarchie zu sehen war. Alles saß in den Zelten und hungerte den ganzen Tag, welches noch leichter zu ertragen wäre, als das Dursten bey dieser Hitze. So wie aber die letzten Strahlen der Sonne verschwinden, so schreyet ein Mollah (Geistlicher) aus vollem Halse, welches bedeutet, daß die Fasten des Tages beendiget sind, und sogleich wirft sich das Lager heißhungrig auf Essen und Trinken. So ein Fasten greift sehr an, be-

sonders da es Monathe lang dauert. Man sieht es ihnen auch an; sie sind während dem ganz schwach und keiner ordentlichen Überlegung fähig.

Der Gesandte hatte auch eine Spazierfahrt nach Sultanie gemacht, und gab bey seiner Rückkunft den Abend unter freyem Himmel ein Gastmahl für Mirza Awdul-Wehab, wobey die Musik spielte, und wir einen Toast für den Schach auf Europäische Manier brachten. Diese laute Äußerung der Freude, wodurch man Jemanden Glück wünscht, schien dem Minister sehr zu gefallen, der viel Sinn für Freude hat, und eine schöne Feder in seiner Sprache führen soll, worauf sich die Perser nicht wenig einbilden. Darum sagte er auch zu dem Gesandten, als dieser meinen Vater als einen berühmten Europäischen Dichter schilderte: Also ein Mann wie ich!

22.

Mirza Awdul-Wehab lud uns zum folgenden Tage zu sich zu Mittag ein, welches des Ramasano wegen nicht vor 8 Uhr des Abends Statt finden konnte. Früh schickte er dem Gesandten ein kostbares Geschenk von Chiras-Wein, der etwas Ähnlichkeit vom Port-Weine hat, nur weit leichter ist, und ein besonders angenehmes Aroma besitzt. Der Minister hatte die Aufmerksamkeit, von uns Stühle und Tischgeräthe zu leihen, um den Gesandten nicht in die Verlegenheit zu setzen, mit den Fingern zu essen. In seinem Zelte war alles sehr niedlich gedeckt, und nicht, wie nach Persischer Sitte, hunderte von Schüsseln aufeinander gethürmt, sondern die Speisen wurden herum getragen, welches abermahls eine Aufmerksamkeit von seiner Seite bewies. Als wir uns gesetzt hatten, wurde Anfangs nichts angerührt, bis die Stimme des Mollah draußen erschallte. Darauf wurde dem Minister eine Dose gebracht, aus welcher er ein wenig Opium schluckte, welches bey den Persern den Schnaps ersetzt. Die mannigfaltigen Speisen, süß und sauer durcheinander, konnten uns freylich nicht schmecken, so wie das Brot, welches ein Mehlkuchen ist, der an der Sonne gebraten wird; allein der Wein war gut, und der Ispahaner hatte viele Ähnlichkeit vom Madera. Nach Tische begaben wir uns in ein anderes Zelt, wo Kaffeh ohne Zucker und Kallions gereicht wurden, die ohnehin den ganzen Tisch über ein Fagott-Concert gemacht hatten, den der Perser raucht nach jeder Speise.

Der Gesandte war so gütig, mir den unverdienten Nahmen Astronom beyzulegen, worauf der Minister mich bath, ihn Tags darauf zu besuchen, indem er auch ein großer Liebhaber der Mathematik und Astronomie wäre. Den andern Tag also hatte der Rath

der Gesandtschaft, wirklicher Staatsrath Negri, die Gewogenheit, mich zum Minister zu begleiten, weil die gewöhnlichen Dolmetscher nicht im Stande gewesen wären, ähnliche Sachen zu übersetzen.

Da die Perser viel auf Sterndeutungen halten, so glaubte auch ich irgend eine astrologische Wendung der Ankunft unserer Gesandtschaft geben müssen. Es fiel mir ein, daß der Jupiter gerade jetzt im Zeichen des Scorpions stehe. Vor allen Dingen erklärte ich dem Minister, daß dieser Planet an Größe und Glanz Rußland vorstelle, und Asien überhaupt in Europa unter dem Zeichen des Scorpions verstanden würde. Da diese nun gerade jetzt in Vereinigung wären, so sey gar kein Zweifel, daß die Freundschaft dieser beyden Nationen im Himmel beschlossen, und also Gott gefällig wäre. — Der Minister bekräftigte meine Aussage, und behauptete, daß auch die Persischen Astrologen gesagt hätten, daß die Russische Gesandtschaft unter den günstigsten Himmelszeichen angelangt wäre.

Ein dicker Perser, der Einzige, der unserer Unterredung mit beywohnte, saß seitwärts vom Minister, hielt ein großes Buch vor sich, in welchem er beständig blätterte, und schielte von Zeit zu Zeit unter großen schwarzen Augenbraunen grimmig auf mich. Der Minister recommandirte ihn uns als einen großen Mathematiker. Ich glaube aber es war ein Astrolog, der mich examiniren sollte. Er blätterte immer heftiger und murmelte dem Minister etwas vor, worauf jener mich fragte: woher Finsternisse entstehen? Ich stand auf und spazierte um den dicken Astrologen herum, der sich grimmig und ängstlich umsah, und Anfangs gar nicht begreifen konnte, was ich von ihm haben wolle, und noch mehr erschrak, als ich plötzlich hinter ihm niederhuckte, und den Minister fragte, ob er mich sehen könne? Der Astrolog war dick genug, um mich ganz zu bedecken, und der Minister mußte wohl lachend Nein sagen. Darauf stand ich auf, und bath, der Astrolog möchte es mir nicht übel nehmen, daß er die Rolle unsers Erdklumpes gespielt; dem Minister sagte ich, er stelle in diesem Augenblicke die Sonne vor, ich den Mond, und die ganze Procedur, von der sich der Astrolog noch immer nicht erhohlen konnte, eine Mondesfinsterniß. Darauf trat ich zwischen den Minister und den Erdklumpen, und sagte ihm, der Astrolog hätte nicht mehr das Glück, die Sonne zu sehen, es wäre also Sonnenfinsterniß auf der Erde; ich könne sie aber nicht total vorstellen, indem der Herr Astrolog etwas zu corpulent wäre. — Die Sonne lachte und die Erde brummte. So kann man es in der Welt nie allen Recht machen. Bey den kleinen Finsternissen bekam ich schon weit gnädigere Blicke von dem Herrn Astrologen; denn ich brauchte ihm nicht ganz den Anblick der Sonne zu rauben.

Nachdem diese beyden Herren so schmeichelhafte Rollen gespielt, wurden sie übermüthig, und behaupteten: was man am Himmel sähe, wäre bloß Götterprunk und ein Glanz; denn Jupiter, Saturnus und Venus wären die Einzigen, die sie auch für Körper anerkannten, und zwar weit glücklicher als unsere Erde, indem sie alle der Sonne weit näher wären, als wir, und es auch weit wärmer hätten. Was die Venus anbelangt, haben Sie Recht, erwiederte ich, die ist der Sonne weit näher als wir, sonst könnten wir sie nicht alle 100 Jahre ein Mahl durch die Sonne gehen sehen; allein Jupiter und Saturnus sind viel weiter weiter von der Sonne als wir, und könnten auch aus dem nähmlichen Grunde nie zwischen uns und der Sonne erscheinen. Der Herr Astrolog, dem schon bange war, daß ich wieder eine Finsterniß-Ceremonie anfinge, war in allem einig, und schlug in seinem Buche ein großes Blatt auf, worauf ein großer Ziegenbock mit Hieroglyphen gemahlt stand. Nachdem er diesen einige Mahl freundlich angesehen, fragte er mich ganz ernsthaft: was denn nach unserer Meynung hinter allen Sternen läge? — Ich sagte ihm, daß unsere Astronomen darüber noch nicht einig wären, wahrscheinlich aber wären hinter den letzten Sternen noch Sterne ohne Ende, und wenn ja ein Ende Statt fände, so knüpfe sich dieses Ende an einen Anfang, der doch ohne Ende wäre. — Hier fiel ihm der Ziegenbock aus der Hand. Er lachte wie die triumphierende Weisheit, und meynte, solche Sachen wären doch für die Europäer noch zu rund. Sehr zufrieden hob er sein großes Buch wieder auf, und sagte, indem er lächelnd blätterte; davon wollen wir nun nicht mehr reden. — Wer war froher als ich; denn das ohne Anfang und Ende begreife ich gewiß noch weniger als er.

Seine Hand blieb auf einem Bogen liegen, der voller Puncte war, und Millionen kleiner Teufelchen schienen dazwischen gemahlt. — Er fragte, was Wind wäre? Ich fing eine Erklärung von dünnen und dicken Luftschichten an, welche mehr oder weniger an verschiedenen Stellen von der Sonne erwärmt, in eine Art Wallung gerathen könnten, die wahrscheinlich Wind hervor brächten, und daß dieser, sehr glaubwürdig, bloß in unserer Atmosphäre entstehe, indem weiter schon eine dünne Luft sey, die wir Äther nennen, und — Was erzählen sie da für einen Galimathias! schrie er laut auf. So sind die Europäer; sie drehen sich immer um Ursachen und Gründe herum, und verlieren dadurch den Gegenstand selbst aus den Augen. — Wind ist eine Materie, die in sich und für sich selbst existirt, wirkt, und den ganzen Raum ausfüllt, der sich zwischen allen sichtbaren und unsichtbaren Körpern befindet. Wie könnten sonst Kometen heraus geflogen kommen? Diese sind die wahren Windreiniger, die fliegen

herum und brennen Alles weg, was die Kraft des Windes vermindern oder gar zerstören könnte; denn Wind ist eine wohlthätige Gabe Gottes! — Dieses letzte Urtheil war in dem heißen Persien, wo sie alle ohne Wind umkommen würden, sehr natürlich.

Unterdessen hatte er selbst, wie der Wind in seinem Buche, gewirthschaftet, und blieb mit Wohlgefallen an einem Blatte stehen, wo eine Menge Kugeln hingemahlt waren, und oben eine gräßliche Fratze. — Was denken sie von den Bewegungen der Körper? Steht die Sonne oder geht sie? — Sie steht, war meine Antwort. Da haben wir es! Kennen sie denn die Wirkung der Naturkraft nicht, die einzig in ihrer Art ist? Die Natur verleiht einer jeden Sache nur eine Kraft, nie zwey auf ein Mahl, sonst wäre sie ungerecht, und das darf sie nicht seyn. Hat diese Kraft einmahl gewirkt, so ist nichts im Stande die Wirkung zu vermehren oder zu vermindern, und noch weniger eine zweyte hinzuzufügen. Wenn sie annehmen, daß die Erde sich um ihre Achse drehe, so ist dieses schon eine Kraft, folglich kann sie sich nicht zugleich auch um die Sonne drehen; nehmen sie aber an, daß die Sonne sich um die Erde drehe, dann dreht die Erde sich nicht um ihre Achse. — Auf diese Art, sagte ich, hat also die Natur unserer Erde bloß die Kraft des Stillstehens verliehen! — Richtig, das behaupten wir Perser; ihr behauptet es von der Sonne, und habet Unrecht. Zur Freude der Menschen und des Schachs ist Alles erschaffen; wir stehen mit der Erde im Mittelpuncte und sehen dankbar zu.

Darauf schloß er sein Buch zu und sagte: Diese Sachen wären hoher Natur, man müsse seinen Geist auch für die Zukunft schonen. Unterdessen wolle er von minder kopfbrechenden Dingen sprechen, als Mathematik. Darauf zeigte er mir, wie man die Entfernungen der Gegenstände hinter einem Flusse messe; — wobey der Minister versicherte, der Schach hätte ihm einmahl so eine Commission gegeben, die er wundervoll erfüllt habe, — wie man die Höhe eines Gegenstandes von weitem messe ꝛc. — Er schien sehr bestürzt, zu erfahren, daß in Europa die kleinen Kinder die Geometrie damit anfangen. Ich fing an, eine trigonometrische Messung zu beweisen; allein das begriff er nicht, und schien keine Idee von Logarithmen zu haben.

Zum Schlusse mußte ich der verwunderten Gesellschaft allerley über meine Reisen um die Welt erzählen, wobey ihnen zwey Sachen unmöglich schienen: daß ich einst ihr Antipode gewesen, und daß es schönere Länder in der Welt gebe, als Persien.

Der Minister bedankte sich für die angenehme Unterhaltung, ließ Erfrischungen geben, bath mich, ihn öfters zu besuchen, und wir

schieden von dem dicken Astrologen als gute Freunde. Ich habe nachher nur noch ein Mahl eine Audienz beym Minister gehabt, in welcher ich ihm den Gebrauch der Tafel und des Griffels zeigte, wovon sie in Persien keine Idee haben, und welches ihm sehr gefiel. Er war noch mehr verwundert, als ich ihm versicherte, daß in Persien eine Menge ähnlicher Schiefer zu finden sey.

25.

Den 19. July. Endlich kündeten mehrere Kanonenschüsse die Ankunft des Schachs in Sultanie an. Einige Herren der Gesandtschaft waren gerade in Sultanie, und Zeugen dieser Ankunft.

Vom Schlosse an stand auf eine Meile weit reguläre Infanterie in zwey Reihen, zwischen denen folgender Zug vor sich ging:

Voran ging ein Elephant, der auf dem Rücken einen reichen Baldachin trug;

nachher fünfzig Kamehle mit Musikanten in rothen spitzigen Mützen (die Instrumente bestanden in langen Posaunen und Paucken);

fünf hundert Kamehle mit kleinen Kanonen und Flaggen geziert;

eine Batterie von achtzehn Kanonen;

zwanzig reichgeschirrte Handpferde;

vierzig Läufer, die auf dem Kopfe kronenähnliche Mützen, mit Federn verschiedener Farben versehen, trugen;

der Schach selbst zu Pferde in einfacher Kleidung, das Pferd aber in diamantenem Geschirre. Er ritt ganz einzeln. Auf 50 Faden weit durfte ihm Niemand nahe kommen;

siebenzehn Söhne, alle reich gekleidet und auf schönen Pferden. Unter ihnen zeichnete sich der älteste Sohn Mahmet-Ali-Mirza, der mit 15,000 Mann Cavallerie zu seinem Vater gestoßen war, besonders aus. Seine Cavallerie aber machte den Schluß.

Der Schach hatte einige Herren unserer Gesandtschaft bemerkt, die höflich ihre Hüte abzogen. Er erhob sich dagegen etwas auf seinem Steigbügel und schrie mehrere Mahl: Hoschkeldi! (Willkommen!). Die Perser versicherten, daß diese Ehre noch nie Jemanden widerfahren wäre, besonders daß der Schach sich auf seinen Steigbügeln erhoben hätte.

Bey der Ankunft des Schachs am Schlosse wurde nach Persischer Sitte ein Kamehl abgeschlachtet, und als der Schach vom Pferde stieg, gaben die 500 kleinen Feldstücke eine Salve, und der abgehauene Kopf des Kamehls wurde ihm zu Füßen gelegt. — Der

Schach präsentirte sich sogleich im offenen Theile des Schlosses, und als er sich setzte, geschah abermahls eine Salve. Mit der Ankunft des Schachs füllte sich auch die ganze Gegend mit Zelten an, die so gedrängt standen, daß im ganzen Lager nur 3 bis 4 Wege übrig gelassen waren.

Zwischen dem Schlosse und dem Platze, welcher für unser Lager bestimmt war, hatte man einen reinen Platz von vier und eine halbe Werste übrig gelassen, der auch der einzige im ganzen Lager war. Kaufleute aus allen Gegenden hatten Befehl erhalten, nach Sultanie zu kommen. Neben unserm Lager war ein großer Basar aufgeschlagen, in welchem aber, wie wir in der Folge sahen, gar nichts Ordentliches zu haben war.

Der Schach hatte mehrmahls zum Gesandten geschickt, um sich nach dessen Gesundheit zu erkundigen, und bedauerte, daß der Ramasan (die Fasten), ihn verhindere, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Die Fasten endigen mit dem neuen Monde dieses Monathes, d. i.: den 31. July.

Den 26. July schickte der Schach den Safir-Chan, um die Gesandtschaft in das fertige Lager nach Sultanie einzuführen. Nachdem wir die Mittagshitze überstanden hatten, gingen wir den Nachmittag um drey Uhr in folgender Parade dem Lager in Sultanie entgegen:

Eine Abtheilung Kosaken.

Der Marschall mit zwey Gehülfen.

Die Gesandtschafts-Musik.

Sechs Officiere vom Generalstabe.

Zwey Feldjäger nebst Senats-Courieren.

Der Gesandte auf einem reich geschirrten Pferde, welches ihm der Schach gesendet hatte.

Zwey Gesandtschaftsräthe.

Das ganze Gefolge des Gesandten,

und zum Schluß wieder eine Abtheilung Kosaken.

Der Wind erhob einen furchtbaren Staub, der uns gänzlich bepuderte. Der Begleiter des Gesandten, Safir-Chan, machte seine Entschuldigung über das schlechte Wetter. Die Plage wurde noch größer, als auf halbem Wege der Wali von Kurdistan *) mit einigen tausend Kurdinern, dem Gesandten zur Bewillkommung entgegen, zu uns stieß. Diese Kurdiner waren weit schöner gekleidet

*) Ehemahls regierender Herr von Kurdistan, jetzt Vasall des Schachs, und dem ältesten Sohne besonders ergeben.

und gewandter als die in Eriwan und Tauris. Viele unter ihnen waren schön gepanzert, und hatten ganz das Ansehen der alten Ritter; sie hatten auch solche Streitspieße und schöne Arabische Hengste. Einige unter ihnen waren mit verschiedener Anzahl rother Federn am Helme ausgeziert. Eine jede dieser Federn soll einen gebrachten Feindeskopf bedeuten. Ich zählte ihrer bis fünf, und das Auffallendste war, daß das Pferd die Anzahl der Federn seines Reiters trägt, also auch die Ehre theilt! — So schön auch dieser Anblick war, so wünschte man sie doch alle zum Henker; denn sie schlossen einen dichten Kreis um die ganze Gesandtschaft; das Pferdegetrappel machte einen dichten Staub, der vom Winde nicht weggewehet werden konnte, so daß wir bey der gräßlichsten Hitze in einen Staubkessel eingeschlossen waren, der uns erst beym Eintritte in den Basar, wo die Cavallerie keinen Platz mehr hatte, verließ.

Der Schach nebst seinem ganzen Hofe sahen aus dem Schlosse zu. In unserm Lager war ein großes Zelt zum Audienz-Saale bestimmt. Bey diesem stiegen wir ab, worauf die dabey stehende Persische Wache, aus 300 Mann bestehend, dem Gesandten das Gewehr präsentirte, und eine von uns schon vorher besorgte Flagge mit dem Russischen Adler aufgehoben wurde. Im Zelte selbst waren Erfrischungen bereitet, die unser Begleiter mit genoß, und darauf dem Schach unsere glückliche Ankunft zu melden ging.

Unser Lager bestand aus sechszehn großen Zelten und einer Menge kleiner. Wir standen zu drey, auch zu vier in einem Zelte. Oberst Iwanoff, Doctor Müller, Herr von Rennenkampff und ich, waren bisher unzertrennlich in Hinsicht der Wohnungen gewesen. Hier wurde Rennenkampff uns untreu, und wir hatten alle Drey ein großes Zelt. Der Gesandte hatte außer einem Zelte noch eine aus Tiflis mitgenommene Kibitke, die inwendig schön mit Taffet ausgeziert wurde, und der einzige Ort war, in welchen der beständige Staub und Wind nicht eindrangen. In den Zelten mußte man täglich mehrere Mahl den Staub wegfegen.

In der Mitte unsers Lagers waren drey große Zelte mit Geschenken angefüllt, die wahrlich so schön waren, daß sie gleichsam eine Petersburgische Eremitage bildeten. Diese wurden in der Folge unser Lieblingsaufenthalt, und wir verloren unsern angenehmsten Zeitvertreib, als sie nachher dem Schach übergeben wurden.

Die Geschenke bestanden aus folgenden Sachen:

Ein großer vollkommener Service aus geschliffenem Glase.

Ein Service vom feinsten Porzellan aus der Petersburger Fabrik mit Gemählden aller Costume der Nationen, die unter Russischer Bothmäßigkeit stehen, nebst Gemählden der Gegenden von Pe-

tersburg und der umliegenden Lustschlösser, worunter zwey porzellanene Vasen Meisterstücke der Kunst waren.

Ein Präsentir-Teller aus geschliffenem Glase, der $1\frac{1}{2}$ Arschine lang war.

Mehrere Kallions aus geschliffenem Glase.

Ein Toilettenspiegel aus einem Stücke $1\frac{1}{2}$ Faden hoch, dem zwey bronzene Engel als Leuchter dienten, worüber sich die Perser am meisten wunderten, und fragten, ob es denn bey uns Menschen gäbe, die Flügel hätten.

Ein Damen-Toilett-Tisch, in der Form einer Pyramide, zusammengesetzt aus allen Holzarten, die in Rußland einheimisch sind, in ihrer natürlichen Farbe. Die Arbeit war des Geschmackes und der Kunst wegen zu bewundern. Inwendig war eine Maschine, die von selbst strickte und Seide wickelte.

Ein goldener Elephant als Spieluhr, der dabey den Rüssel, Ohren und Augen bewegte. Unten am Piedestal waren Landschaften angebracht, in denen auch Alles lebendig wurde, und die in Brillanten eingefaßt waren.

Flinten, Pistolen und Säbeln von der schönsten Arbeit aus Tula.

Zwey Wandspiegeln aus einem Stücke zu 5 Arschinen hoch.

Ein goldener Kallion.

Drey Dolche mit Brillanten besetzt.

Dosen mit Brillanten besetzt.

Ringe.

Eine Menge Taschenuhren.

Zwey schwarze Zobelpelze, zu 30,000 Rubel das Stück, und eine Menge andere von minderem Werthe.

Drey Brillanten-Federn, meisterhaft in Petersburg vom Hof-Juwelier gearbeitet.

Zwey Fernröhre von Gold mit Brillanten besetzt.

Eine große Menge Goldstoff, Silberstoff, Tuch u. s. w.

Man kann sagen, ein kaiserliches Geschenk!

Einige vornehme Perser, denen es gezeigt wurde, waren ganz außer sich, und wollten gar nicht das Zelt verlassen. Einen besondern Werth hat bey ihnen das Glas, worin sie bis jetzt nur ihre Kallions gearbeitet gesehen haben; man stelle sich also den Anblick eines großen Krystall-Services bey abendlicher Beleuchtung vor, wo alles aussieht, als wenn es Brillanten wären!

Den Tag nach unserer Ankunft übersah man das ganze Lager, welches in einer furchtbaren Unordnung durch einander lag, und obgleich einen sonderbaren doch keinen angenehmen Anblick gewährte.

Die Buden oder der Basar bildeten eine gerade Straße, die gerade auf das Schloß zuführte, und mit unserm Lager endigte. Ein jeder Kaufmann hatte ein jämmerlich kleines Zelt aufgeschlagen, in welchem ein Kasten stand, auf dem er aß, saß, schlief, und in welchem sich auch sein ganzer mitgebrachter Reichthum befand. Man kann sich also denken, wie elend das Ganze war, und wenn man zehn Arschinen Zeug kaufen wollte, so mußten wenigstens drey Nachbarn es zusammen tragen. Die Aussicht war überhaupt sehr traurig; denn, außer dem Schlosse und einer alten Metschet, sah man nichts als die Obertheile der Zelte, die in ein unabsehbares Feld von Weiß zusammenschmolzen.

Den andern Tag nach unserer Ankunft machte der Gesandte dem ersten Minister die Visite, der Mirza Jeffi heißt, welche dieser sogleich in Begleitung einer Menge Chans, unter denen sich auch der ehemahlige Gesandte in Petersburg, Mirza Awdulasan-Chan befand, erwiederte. Wir wurden ihm Alle vorgestellt. Es ist ein alter Mann über 80 Jahre und klein von Statur. Seine Stimme klingt, als wenn sie aus dem Grabe käme. Dabey ist er so eitel, schminkt und färbt sich und schreitet immer sehr zünferlich einher; übrigens ein wahres Phänomen; denn er ist 45 Jahre erster Minister. Trotz seiner vielen Geschäfte versichert er, daß die Verwaltung des Ministeriums bey einem Regenten, wie der jetzige Schach sey, eine Freude wäre, und keinesweges sein hohes Alter angriffe; hingegen der Vorgänger des jetzt regierenden Schachs, Aga Mahmed-Chan, ein Verschnittener, hätte ihm öfters so zugesetzt, daß er, trotz seiner unbegränzten Liebe zum Vaterlande, oft im Begriffe gewesen wäre, seinen Posten, vielleicht auch das Land zu verlassen. Man kann es ihm gern glauben; denn es ist schrecklich, wie jener ihn behandelte.

Aga Mahmed-Chan war ein Verschnittener, der sich durch eine Verschwörung unrechtmäßig auf den Thron geschwungen hatte, und um sich auf dieser Höhe zu behaupten, alle nur ersinnlichen Grausamkeiten beging. Sein natürlicher Zustand mag ihm noch mehr Haß gegen die Menschheit eingeflößt haben. Es war ihm alles nicht recht; er trauete bald Allen, bald Keinem, und am Ende sich selbst nicht mehr. Dem Trunke stark ergeben, wußte er oft morgen nicht mehr, was er heute befohlen, und brüllte wie ein Rasender beym Anblicke der Unglücklichen, nicht selten seiner Lieblinge, die er Tags zuvor selbst zu opfern befahl. Es ist kein Wunder, daß er mit einem solchen lieblichen Charakter auch die Liebe zum Kriege verband, den er schändlich führte, und am Ende von seiner eigenen Wache ermordet wurde.

Bey diesem liebenswürdigen Manne nun ist Mirza Jeffi auch

lange erster Minister gewesen. Er mußte beständig um ihn seyn und viele Beleidigungen ertragen; unter andern einmahl eine, die etwas stark war. Mirza Jeffi mußte alle Tage Befehle niederschreiben, die jener, auf seinem Teppiche ausgestreckt, ihm dictirte. War er bey übler Laune, so mischten sich beständig Schimpfwörter hinein, und eines Tages, wahrscheinlich betrunken, machte er seinem Minister, der vor ihm saß und schrieb, Vorwürfe: er wolle ihn nur plagen, ließe ihm nie Ruhe, fände Vergnügen daran ihn zu martern und ihm den Schlaf zu rauben u. s. w. — Der Minister schrieb immer fort. Endlich flog das Ohrkissen Seiner Majestät dem Minister an den Kopf; als jener halb todt noch immer schrieb, kam der diamantene Kallion geflogen; am Ende Alles was er zu packen bekam, und endlich ergriff er eine Pistole, und schoß nach ihm. Die Kugel ging durch den Bart in die Schulter, der Minister fiel hin und wurde fortgetragen; — der Schach schlief ein. Der Minister curirte sich mehrere Monathe lang und konnte also auch nicht bey Hofe erscheinen. Der Schach hatte nicht ein einziges Mahl nach ihm gefragt, und als jener gesund wurde, verwaltete er die Geschäfte wieder wie vorher.

Ein anderes Mahl hatte er ihm schon den Strick um den Hals werfen lassen, als jener glücklicher Weise einen Alcoran hervorzog, den er immer bey sich trug, und bey dessen Anblick der Schach ihn laufen ließ.

Demungeachtet sagte dieser alte brave Mann: wenn ich Aga Mahmud-Chan in seinen Kriegen begleitet hätte, so wäre der Mord gewiß nicht geschehen.

Persien ist ewigen Unruhen und Kriegen ausgesetzt gewesen. Drey große Männer kann es aufstellen, Nadir Schach, Abas den Großen, und den jetzt regierenden Fet Ali Schach. Die beyden ersten haben für die Erweiterung Persiens und für den Ruhm der Waffen gesorgt; Fet Ali Schach liebt den Frieden und das wahre Glück seines Volkes.

Vom Schach Nadir hat man folgende sehr hübsche Anekdote, die seinen entschlossenen Charakter darstellt. Als er nähmlich seine Eroberungen nach Osten vollzogen hatte, und über den Indus bis in die Hauptstadt Deli vorgedrungen war, die er eroberte, und die unermeßlichen Schätze des Groß-Mogols mit sich nach Ispahan führte, dachte er auch an Erweiterung der Gränzen nach Westen zu, wo ihm die Türken keine Ruhe ließen. Er marschirte rasch, und stieß bey der Gränze auf einen großen Stein, an welchem von uralter Zeit her nachfolgende Inschrift zu lesen war:

„Wer von den beyden Mächten, Türkey oder Persien, die

Gränzen auf Kosten des Nachbars erweitern will, und zuerst diesen Stein vorbey schreitet, der ist verdammt auf ewig."

Nadir Schach stutzte anfangs ein wenig; — man kann wohl sagen, das war ein Stein des Anstoßes; — allein er faßte sich bald wieder, ließ einen starken Wagen hohlen, den Stein darauf laden, ihn immer vor der Armee hergehen, bis er das Ziel seiner Eroberungen erreicht hatte, und nun dort den Stein hinsetzen.

Der Besuch des ersten Ministers endigte damit, daß man ihn und sein zahlreiches Gefolge in die Zelte führte, wo die Geschenke aufgestellt waren. Ein allgemeines Staunen ergriff die sämmtlichen Asiaten; sie wußten nicht, auf welchen Gegenstand sie zuerst ihre Aufmerksamkeit richten sollten. Ein lautes Pach! pach! und Hup! hup! ging von Munde zu Munde. Sie drehten sich wie Wetterfähnchen auf alle Seiten, und gingen am Ende eben so klug heraus als sie hinein gegangen waren. Es fehlte nur noch an einer Electrisir-Maschine, um die Verwirrung vollkommen zu machen. Dieses erregte großen Lärm unter dem Volke, welches gewöhnlich Alles vergrößert und verbrämt. Mancher hatte vielleicht durch die Ritze des Zeltes Krystall für Diamanten angesehen; — kurz, es hieß im Lager, der Kaiser von Rußland hätte dem Schach einen diamantenen Service geschickt.

Der Englische Geschäftsträger **Withloke** und Dr. **Campbell** machten ihre Besuche.

24.

Der Wind weht in Sultanie den ganzen Tag über fürchterlich, und erhebt Staubwolken, die das ganze Lager in einen beständigen Nebel hüllen. Mehrere Mahl des Tages erheben sich Wirbelwinde, die fast bis in die Wolken reichende Staubsäulen bilden, und so, oft die Zelte wegreißend, über dem Lager wegrollen. Sonderbar genug ist, daß so eine Staubhose, wenn sie an einen harten Gegenstand stoßt, — als das Schloß zum Beyspiel, — sich trennt, zwey gleiche Theile bildet, die sich aber gleich, nachdem der Gegenstand vorbey ist, wieder vereinigen und weiter laufen. Bey unserer Persischen Hauptwache, wo doch einige hundert Flinten im Bocke standen, kam einmahl so eine Sandhose und warf die Flinten in einer langen Reihe, alle in einen Haufen zusammen, der noch einige Mahl derb gedrehet wurde, ehe die Sandsäule ihn verließ.

Des Morgens und Abends wird vor dem Schlosse immer eine Kanone abgefeuert, als Zeichen, daß es erlaubt sey, zu essen, oder

das von dem Augenblicke die Fasten-Diät anfange. Als der Ramasan vorbey war, hörte dieses auf.

Der Schach hatte sich unterdessen öfters nach der Gesundheit des Gesandten erkundigen lassen, und bestimmte zum ersten Audienz-Tag den 31. July, welcher auf folgende Weise vor sich ging:

Am Morgen um 11 Uhr rangirte sich die Persische reguläre Infanterie des Schachs, welche rothe Uniform trägt, in zwey Reihen, vom Schlosse an bis an zu unserem Lager. Darauf erschien der zweyte General-Adjutant des Schachs, Mahmud-Chan, in Begleitung von vielen Beamten des Hofstaates, die um ihre Mützen rothe Shawls gewickelt hatten und alle mit großen Rohrstöcken versehen waren. Sie gingen in Prozession voraus und räumten im Nahmen des Schachs Alles aus dem Wege, was dem Zuge hinderlich seyn könnte. Diese Leute werden Essauls genannt. Der Gesandte empfing den Mahmud-Chan im Audienz-Zelte, und nach einigen wiederhohlten Höflichkeiten traten wir den Weg zum Schlosse an.

Dem Gesandten wurde im Nahmen des Schachs ein schöner Hengst, mit goldenem Geschirre und Edelsteinen geziert, vorgeführt, welcher nach Persischer Sitte nachher sein Eigenthum blieb. Für den Brief des Kaisers an den Schach war eine goldene Schüssel bestimmt. Wir zogen in nähmlicher Ordnung als ich schon mehrmahls erwähnt; nur war dieses Mahl eine Menge Gesandtschafts-Bedienung in reicher Livree, die vor dem Pferde des Gesandten einher gingen. Die Truppen präsentirten das Gewehr und die Trommeln wurden gerührt.

Da der Schach uns nicht im Schlosse empfing, so ist nöthig, einen Begriff von dem Orte zu geben. Wie ich schon erwähnt, ist das Schloß von Bäumen umgeben, die in kleiner Entfernung, in einer Reihe gepflanzt, da stehen. Dieser Platz zwischen dem Schlosse und den Bäumen ist mit hohen Vorhängen *) von rother Farbe umringt und auch inwendig auf diese Art in zwey Höfe getheilt worden. Im zweyten Hofe befand sich das Zelt des Schachs, in welchem er uns empfing. Am Eingange des ersten Hofes war ein Zelt aufgeschlagen, in welchem der Gesandte von dem ersten General-Adjutanten und Schwiegersohne des Schachs, Alajar-Chan nebst einigen der vornehmsten Beamten am Hofe, empfangen wurde. Es waren

*) Die Vorhänge werden Saraperda genannt. Es ist baumwollenes Zeug, gewöhnlich roth angestrichen, das in Lagern als Mauer dient, und meistens nur bey sehr Reichen oder bey Chans aufgeschlagen wird, die einen Harem mit sich führen.

erste Tritt ist ein liegender Tieger, der an der Stufe von Gold in Basrelief gearbeitet ist.

Die Kleidung war aus Goldstoff und darüber noch ein Shawl-Kleid. Die Krone lief nach oben breit zu, wo sie mit drey brillantenen Federn versehen war. An den Armen, wo alle Perser ihren Alcoran tragen, waren zwey in Europa bekannte Diamanten, die gleichfalls von sehr großen noch umringt waren. Der Dolch und Gürtel waren besäet mit großen Steinen und Perlen.

Das Zelt war mit rothem, seidenem Stoffe ausgeschlagen, und zur rechten Hand des Thrones standen siebenzehn Söhne längs der Wand, mit uns die einzigen, die das Glück hatten, unter einem Zelte mit dem Schach zu seyn. Gleich neben dem Throne stand ein schöner reichgekleideter Jüngling, der ein Neffe vom Schach seyn soll, gleichsam als Wache neben einem Teppiche aus echten Perlen gewirkt, auf dem ein runder Polster ruhte, dessen Quasten von ungeheuern großen Perlen strotzten. Auf dem Teppiche stand auch der große Kallion, der aus großen Solitairs zusammengesetzt ist, und eine Mund-Tasse, die aus einem Steine zu seyn schien. Gleich draußen vor dem Zelte standen drey Beamte, von denen einer auf reich gesticktem Kissen eine Krone hielt, der andere einen Säbel, und der dritte einen Schild, welcher so reich mit Steinen besetzt war, daß er zu den kostbarsten Stücken des Schatzes gehört. — Wie man sieht, so ist der Reichthum einzelner Sachen unermeßlich, aber im Ganzen muß ich gestehen, sehe ich auch gar nichts von der Asiatischen Pracht, die uns von Reisenden in Europa so gepriesen wird.

Am Ende der Audienz durfte sich der erste Minister auch in's Zelt wagen, und stand neben uns. Der Schach schrie ihm laut sehr viel Löbliches auf Rechnung des Gesandten zu, und schätzte besonders die Delicatesse, die Jener hatte, jedes Mahl aufzustehen, sobald der Schach das Wort an ihm wendete. Er überzeugte sich, daß der Gesandte seine Rechte zu behaupten wußte, aber sie auch zu schätzen verstand.

Der Schach entließ uns sehr gnädig, befahl dem ersten Minister, ja dafür zu sorgen, daß es der Gesandtschaft an nichts mangele, und wir gingen wie wir gekommen waren, über den Hof mit drey Bücklingen. Der General-Adjutant fand seine Pantoffeln richtig an der nähmlichen Stelle, und begleitete uns bis nach Hause, wo der Gesandte sich in gerechte Lobeserhebungen über den Schach ergoß, von dem wir erfuhren, daß er auch der erste Poet seiner Nation sey.

25.

Da man während des Ramasans *) sich auch nicht einmahl ordentlich freuen darf, so wollte der Schach die Geschenke nicht eher sehen, als bis er vorbey wäre. Den Tag zuvor also ließ er ein großes Zelt neben dem Audienz-Zelte aufschlagen, und man transportirte alle Geschenke dahin. Er selbst sah aus dem Schlosse zu und schickte mehrere Mahl eine Danksagung für die Mühe und Behuthsamkeit, mit der man sich dabey benahm. Wir sahen Alle traurig auf die Zerstörung unserer Eremitage, die uns so viel Freude gemacht hatte.

Den nähmlichen Abend noch entstand im ganzen Lager ein fürchterlicher Lärm. Alles wies mit den Händen gegen Himmel, — es war der neue Mond, welcher Jeden, der ihn erblickte, sogleich von den Fasten absolvirte. Sie brauchten also nicht mehr Nacht in Tag zu verwandeln.

Den Tag darauf war ein großes Fest. An demselben versammelten sich früh Morgens alle Truppen um das Schloß herum. Der Gesandte begab sich in's Schloß, wo er allein mit Staatsrath Negri im offenen Theile des Schlosses mit dem Schach erschien. Die Artillerie gab aus 29 Kanonen sogleich drey Salven. Während der Gesandte sich mit dem Schach unterhielt, spielte die Persische Musik, die aus einigen Dutzend furchtbaren langen Posaunen **) und 20 Trommeln bestand. Zwey Seiltänzer liefen geschickt genug längs einem Stricke hinauf und herab, der aus dem Hofe an das Schloßdach so befestigt war, daß er dem Audienz-Saale hinauf stieg, in welchem sich der Schach mit dem Gesandten befand. Drey Elephanten wurden vorgeführt, die verschiedene Mahle knien mußten. Die Söhne des Schachs und die vornehmsten Chans standen unterdessen unten im Hofe, der brennenden Sonne ausgesetzt, und sehr glücklich, wenn der Schach

---

*) Die Perser haben vier Ramasans des Jahres, die sie sehr gewissenhaft befolgen. Derjenige vor dem neuen Jahre, welches in Persien am 10. März alten Styles gefeyert wird, ist der strengste. An diesem Tage bekommt der Schach unermeßliche Geschenke aus allen Provinzen, und theilt allen Vornehmen und dem ganzen Volke dagegen neugeprägte Münzen aus.

**) Diese Musik versammelte sich alle Tage des Abends bey Sonnenuntergang vor dem Schlosse, und posaunte fürchterlich darauf los. Dieses Privilegium haben nur noch die Söhne des Schachs und Befehlshabers der Provinzen.

erste Tritt ist ein liegender Tieger, der an der Stufe von Gold in Basrelief gearbeitet ist.

Die Kleidung war aus Goldstoff und darüber noch ein Shawl-Kleid. Die Krone lief nach oben breit zu, wo sie mit drey brillantenen Federn versehen war. An den Armen, wo alle Perser ihren Alcoran tragen, waren zwey in Europa bekannte Diamanten, die gleichfalls von sehr großen noch umringt waren. Der Dolch und Gürtel waren besetzt mit großen Steinen und Perlen.

Das Zelt war mit rothem, seidenem Stoffe ausgeschlagen, und zur rechten Hand des Thrones standen siebenzehn Söhne längs der Wand, mit uns die einzigen, die das Glück hatten, unter einem Zelte mit dem Schach zu seyn. Gleich neben dem Throne stand ein schöner reichgekleideter Jüngling, der ein Neffe vom Schach seyn soll, gleichsam als Wache neben einem Teppiche aus echten Perlen gewirkt, auf dem ein runder Polster ruhte, dessen Quasten von ungeheuern großen Perlen strotzten. Auf dem Teppiche stand auch der große Kallion, der aus großen Solitairs zusammengesetzt ist, und eine Mund-Tasse, die aus einem Steine zu seyn schien. Gleich draußen vor dem Zelte standen drey Beamte, von denen einer auf reich gesticktem Kissen eine Krone hielt, der andere einen Säbel, und der dritte einen Schild, welcher so reich mit Steinen besetzt war, daß er zu den kostbarsten Stücken des Schatzes gehört. — Wie man sieht, so ist der Reichthum einzelner Sachen unermeßlich, aber im Ganzen muß ich gestehen, sehe ich auch gar nichts von der Asiatischen Pracht, die uns von Reisenden in Europa so gepriesen wird.

Am Ende der Audienz durfte sich der erste Minister auch in's Zelt wagen, und stand neben uns. Der Schach schrie ihm laut sehr viel Löbliches auf Rechnung des Gesandten zu, und schätzte besonders die Delicatesse, die Jener hatte, jedes Mahl aufzustehen, sobald der Schach das Wort an ihm wendete. Er überzeugte sich, daß der Gesandte seine Rechte zu behaupten wußte, aber sie auch zu schätzen verstand.

Der Schach entließ uns sehr gnädig, befahl dem ersten Minister, ja dafür zu sorgen, daß es der Gesandtschaft an nichts mangele, und wir gingen wie wir gekommen waren, über den Hof mit drey Bücklingen. Der General-Adjutant fand seine Pantoffeln richtig an der nähmlichen Stelle, und begleitete uns bis nach Hause, wo der Gesandte sich in gerechte Lobeserhebungen über den Schach ergoß, von dem wir erfuhren, daß er auch der erste Poet seiner Nation sey.

25.

Da man während des Ramasans *) sich auch nicht einmahl ordentlich freuen darf, so wollte der Schach die Geschenke nicht eher sehen, als bis er vorbey wäre. Den Tag zuvor also ließ er ein großes Zelt neben dem Audienz-Zelte aufschlagen, und man transportirte alle Geschenke dahin. Er selbst sah aus dem Schlosse zu und schickte mehrere Mahl eine Danksagung für die Mühe und Behuthsamkeit, mit der man sich dabey benahm. Wir sahen Alle traurig auf die Zerstörung unserer Eremitage, die uns so viel Freude gemacht hatte.

Den nähmlichen Abend noch entstand im ganzen Lager ein fürchterlicher Lärm. Alles wies mit den Händen gegen Himmel, — es war der neue Mond, welcher Jeden, der ihn erblickte, sogleich von den Fasten absolvirte. Sie brauchten also nicht mehr Nacht in Tag zu verwandeln.

Den Tag darauf war ein großes Fest. An demselben versammelten sich früh Morgens alle Truppen um das Schloß herum. Der Gesandte begab sich in's Schloß, wo er allein mit Staatsrath Negri im offenen Theile des Schlosses mit dem Schach erschien. Die Artillerie gab aus 29 Kanonen sogleich drey Salven. Während der Gesandte sich mit dem Schach unterhielt, spielte die Persische Musik, die aus einigen Dutzend furchtbaren langen Posaunen **) und 20 Trommeln bestand. Zwey Seiltänzer liefen geschickt genug längs einem Stricke hinauf und herab, der aus dem Hofe an das Schloßdach so befestigt war, daß er dem Audienz-Saale hinauf stieg, in welchem sich der Schach mit dem Gesandten befand. Drey Elephanten wurden vorgeführt, die verschiedene Mahle knien mußten. Die Söhne des Schachs und die vornehmsten Chans standen unterdessen unten im Hofe, der brennenden Sonne ausgesetzt, und sehr glücklich, wenn der Schach

---

*) Die Perser haben vier Ramasans des Jahres, die sie sehr gewissenhaft befolgen. Derjenige vor dem neuen Jahre, welches in Persien am 10. März alten Styles gefeyert wird, ist der strengste. An diesem Tage bekommt der Schach unermeßliche Geschenke aus allen Provinzen, und theilt allen Vornehmen und dem ganzen Volke dagegen neugeprägte Münzen aus.

**) Diese Musik versammelte sich alle Tage des Abends bey Sonnenuntergang vor dem Schlosse, und posaunte fürchterlich darauf los. Dieses Privilegium haben nur noch die Söhne des Schachs und Befehlshabers der Provinzen.

sie eines Blickes oder Wortes würdigte. Endlich bath der Schach den Gesandten, ihm nach einer halben Stunde die Geschenke zu zeigen; denn er müßte jetzt gehen, die Gebethstunde wäre da. Der Gesandte empfahl sich und ging in das Zelt, wo die Geschenke aufgestellt waren.

Der Schach erschien, und sah sich verwundert zum ersten Mahl in seinem Leben in Lebensgröße da stehen. Diese Spiegel, sagte er, sind mir lieber als alle meine Schätze. Ein beständiges Pach! pach! und Hup! hup! erscholl im ganzen Zelte bey jeder Sache, die er berührte. Der Service von geschliffenem Glase gefiel ihm außerordentlich. Er ließ sich fast jedes einzeln geben, fragte, wo das gemacht werde, und versicherte immer, es wäre ihm lieber, als alle seine Schätze. Der Gesandte sagte ihm auch, daß die Schätze Persiens zu sehr bekannt in Europa wären, als daß man daran denken könnte, dem Schach durch ein kostbares Geschenk Vergnügen zu machen; allein dieses wären alles Producte der Russischen Fabriken, mit denen man Se. Majestät nur bekannt machen wolle. Sie sind mir weit lieber, als alle meine Schätze! schrie er wieder. —

Er sprach mit vieler Anmuth, und bewies, daß er jedes Ding zu schätzen wußte. Unter andern ergriff er ein schön geschliffenes Glas, und sagte dem Gesandten: „Dieses Glas ist wahrlich so schön, daß es mich zum Weintrinken verführen könnte."

Der Aufseher der Geschenke reichte ihm Alles gerade in die Hand; eine Ehre, die dem ersten Minister nie widerfährt, — auch wieder ein Beweis, daß er bloß stolz ist, wo die Sitten des Landes es erheischen.

Die Zobel-Pelze gefielen ihm außerordentlich, so daß er anfangs zweifelte, ob sie nicht schwarz angemahlt seyen; — kein Wunder, den die, die wir auf den reichsten Chans sahen, waren röthlich. Als der Gesandte ihn von der Echtheit überzeugte und noch hinzufügte, daß der Kaiser mit eigener Hand sie für ihn ausgewählt hätte, legte er plötzlich seine Hand auf das Fell und ließ sie mit den Worten ruhen: „Ich wünsche, daß meine Hand zufällig den Ort berühre, „wo die des Kaisers geruht; meine Freundschaft ist aufrichtig und „dauert ewig."

In die Spiegel sah er sehr oft und gern, und sagte am Ende lächelnd: „Diese werden mich noch eitel machen." Den Elephanten ließ er mehrmahls spielen und bewunderte den Mechanismus. Er lobte das Costum der Russischen Damen, und war überhaupt so zufrieden und aufgeräumt, daß er sogleich zu allen Vornehmen im ganzen Lager den Befehl schickte: sie sollten her kommen, sie sollten Alle kommen und die Geschenke bewundern, die der große Kaiser seinem Freunde,

dem großen Schach, geschickt habe; und dem Minister befahl er, auf der Stelle einen Courier nach Teheran zu schicken, damit man sogleich in seinem Pallaste einen besondern Saal für die Geschenke aufbaue. Ferner sprach er: Wer die erste Nachricht bringt, daß sie glücklich angekommen sind, erhält 1000 Tumanen (5000 Silber-Rubel) Belohnung; jede Verletzung aber verantwortet man mit dem Kopfe.

Die nähmliche Nacht noch brachte der Schach mit seinem ganzen Harem *) bey den Geschenken zu, und befahl, den andern Morgen schnell einzupacken, um die Sachen sogleich in Teheran zu haben. — Dem Russischen Beamten, der die Geschenke aus Petersburg geführt hatte, bath er sich auch aus, um sie nach Teheran zu begleiten und sie dort aufzustellen. Täglich ließ er fragen, ob sie nicht schon eingepackt wären, und als am Ende Alles fertig war, spielten ihm seine Astrologen einen Streich, und verschoben die Abreise noch auf drey Tage. Selbst an diesem erwünschten Tage führten sie den Transport erst ganz auf die entgegen gesetzte Seite des Weges von Teheran, indem sie behaupteten, daß der Glücksstern, unter dem diese Reise angefangen, auch diesen Weg genommen habe.

Einen Nachmittag sah ich einem sonderbaren Vergnügen zu, welches der Schach sich machte. Ein Schaf lag zusammen gebunden in großer Entfernung vom Balkon, und die Kinder sowohl als er selbst schossen mit Pfeilen darnach. Keiner traf besser als er. Ein kleiner Sohn, schön wie ein Engel, stand neben ihm, und der Schach zeigte ihm selbst den Gebrauch des Bogens.

Der Schach war fast täglich auf der Jagd, und schickte jedes Mahl den Gesandten eigenhändig geschossenes Wildpret. Früchte wurden auch oft in großen Quäntitäten gebracht, aber meistens unreif.

Sehr geschickt sind die Perser, in der größten Sonnenhitze immer Eis zu verschaffen, ohne Eiskeller zu haben. Gott weiß, wo sie es immer herschleppen.

Des Abends war immer Musik vor unserm Lager, wozu sich alle Perser versammelten, um zuzuhören. Die Musik des Schachs spielte gerade auch um diese Zeit, welches einen sonderbaren Lärm hervor brachte.

Alle Tage, und fast den ganzen Tag über, exercirte die Persische Infanterie vor unserm Lager; sie ist aber mit der aus Tauris gar nicht zu vergleichen.

Die Schildwachen, die in unserm Lager herum standen, gaben sich gegenseitig die Flinten ab, wenn sie irgendwo hin zu gehen

---

*) Er hatte nur 60 Weiber mitgenommen.

wünschten, und man sah nicht selten eine Schildwache mit vielen Flinten sitzen. Überdieß mißbrauchten sie auch oft die Macht ihres Postens, indem sie die Perser, welche, das Verboth nicht kennend, durch unser Lager gehen wollten, nicht nur zurück wiesen oder anhielten, sondern sie auch plünderten, worauf wir denn selbst immer heraus gelaufen kamen, und dem Beraubten das Seinige zurück gaben. Die armen Teufel hatten es aber auch schlimm; denn oft wurden sie den ganzen Tag über nicht abgelöset, wenn der Officier es vielleicht gerade vergaß. Manche waren aber nicht dumm, und gingen selbst hin und erinnerten ihn daran!

Eine besondere Art von Waffen sind die kleinen Feldstücke, die auf Kamehlen geführt werden. Der Chef davon, ein alter verdienter Oberster, ließ einmahl einige Hunderte vor uns manövriren. Sie sind so leicht, daß jeder Kanonier seine Kanone auf den Rücken nimmt, und so mit ihr herum läuft. Beym Schießen zielen sie gar nicht, sondern die Kanone liegt auf der Erde und feuert in Gottesnahmen. Sie agiren auch nicht anders als salvenweise, die denn doch sehr stark sind, und besonders durch die Menge vielleicht schaden können. Mit einigen Verbesserungen wären sie in Vorhuthen (Avant-Garden) gar nicht übel zu gebrauchen. Der Oberste versicherte uns, daß er es mit einer ganzen Armee aufnehmen wolle! Diese Kanoniere sind wie die Bajazzo's gekleidet, und haben eine rothe Mütze mit Federn.

Die ganze Infanterie hat auch einige Mahl manövrirt, und besonders sehr gut ein Lauffeuer gemacht.

Von den ehemahligen Ruinen der großen Stadt Sultanie, die zu Chardin's Zeiten noch blühend und volkreich gewesen, sind jetzt nur noch drey Metscheen übrig, unter denen eine sich besonders durch Größe und Schönheit auszeichnet. Es ist ein achteckiger Thurm mit einer runden Kuppel versehen, die ein Meisterstück der Baukunst ist. Das Ganze ist ungefähr 40 Schritte breit und 40 Faden hoch. Das Innere ist mit Hieroglyphen ausgeziert, und hat oben eine Menge Zimmerchen und Gänge, die ehemahls zu vier kleinen Säulen führten, welche die Kuppel umgaben, von denen aber nur noch eine, inwendig mit einer Wendeltreppe versehen, dasteht, so daß, wenn man auf die Spitze dieser Säule gelangt, man mit der Spitze der Kugel gleich hoch steht.

Die übrigen Ruinen sind häßliche Lehmhaufen, welche durch den Regen in so sonderbare Figuren gewaschen sind, daß ein Europäer sie unmöglich für Ruinen ehemahliger Wohnungen halten kann.

Nicht weit davon ist ein kleiner Platz, umzäunt von einer schönen Mauer, der jetzt zu einem niedlichen Garten umgeschaffen wird,

in dessen Mitte ein Gebäude steht, wo der heilige Hassani Kaschi ruht. Das Ganze ist von dem jetzigen Schach erbauet, der während seinem Aufenthalte in Sultanie oft hinfährt, und in der Einsamkeit sein Geboth verrichtet.

Übrigens ist in der ganzen Gegend keine Spur von Christenheit, wie die Armenier behaupten. Es haben vielleicht in Sultanie Armenier gewohnt, so wie sie noch jetzt in ganz Persien zerstreut sind, und ganz die nähmliche Rolle, wie die Juden in Europa, spielen.

26.

Wir sehen noch immer nichts von der gerühmten Asiatischen Pracht. Die Häuser sowohl als Zelte sind äußerst einfach eingerichtet, und außer hin und wieder einigen hübschen Teppichen, findet man auch gar nichts. Der vornehme Asiate ist reich gekleidet, das heißt: er hat einige schöne Shawls, einen Säbel und Dolch vom Vater noch geerbt, sein Pferd geht in goldenem Geschirre; das ist aber auch Alles, was er besitzt. Unterdessen haben wir die Bedienung, selbst bey Ministern, fast in Lumpen herumgehen sehen. Wenn man also so etwas Pracht nennen will, daß der Herr sein Bischen Vermögen immer auf sich trägt, während seine Umgebung zerlumpt um ihn herum läuft, so hat man Recht; wenn man hingegen die Europäischen Häuser, Möblements, Tischgeräthe, Equipagen und Bälle rc. sieht, so nenne ich das wirkliche Pracht, und keinem einzigen von allen diesen Artikeln darf die höchste Asiatische Pracht auch nur im Mindesten nahe kommen. Ich glaube also, daß dieser Wahn von Asiatischer Pracht noch von den Zeiten herrührt, als sie wirklich schon auf demselben Puncte der Pracht standen, wo sie noch jetzt sind, und die Europäer wilde Völker waren.

Einen unermeßlichen aber geschmacklosen Schatz besitzt der Schach; einige Vornehme sind sehr reich, der Rest aber ist blutarm. Es kann auch nicht anders seyn; denn in Persien haben sie gar keine Idee davon, daß eine Summe Geldes Zinsen tragen könne, ohne sich zu vermindern. Es existirt gar kein Umsatz des Geldes. Weder ihre Staatsverfassung, noch ihre Begriffe von Ehrlichkeit erlauben, so etwas einzuführen. Das Resultat davon ist, daß der Reiche sein Geld verwahrt und bey Wenigem davon zehrt, wenn er nicht Aussichten hat, wieder welches zu erwerben; lebt er aber länger als er berechnet hatte, so ist er am Grabe ein Bettler.

Die Furcht, sein Capital zu überleben, macht den Perser zum stinkenden Geitzhalse. Diejenigen, so im Solde stehen, sammeln wieder, um einst nicht zu darben; die Minister, weil sie nicht

wissen, wie lange sie in Gnade stehen, und der Schach selbst, sitzen auf einem ungeheuern todten Schatze, welchen sie dem ganzen Volke entziehen, und welcher bloß in Kriegszeiten zum Theil wieder unter die Leute kommt. Am Besten ist wohl der Landmann daran, welcher der Einzige ist, dem sein Capital gute Zinsen trägt, und der, wenn er nicht durch seine Religion überall verhindert würde, ein glückliches Leben führen könnte.

Man hat noch eine sonderbare Meynung von den Persern, als wenn sie gezwungen wären, eine jede Sache auf der Stelle zu verschenken, wenn ein Anderer sie rühmt. Solches ist aber weiter nichts, als eine Höflichkeit bey ihnen, gleich wie der Wirth des Hauses fast immer seinen Gast mit den Worten empfängt: Das ganze Haus gehört Ihnen, welches nicht mehr sagen will, als wie wir in Europa schreiben und sagen: Ihr gehorsamster Diener, ohne es doch jemahls zu seyn. Sie verschenken wirklich öfters Sachen, die man lobt, aber nur solche, die sie leicht entbehren können, und auch das nur dann, wenn sie überzeugt sind, das Doppelte an Werth wieder zu bekommen; denn wieder beschenken muß man. So ist's auch bey ihnen Sitte, daß man die Bedienung reich beschenkt, und das für jede Kleinigkeit. Oft schicken sie sich nur eine Blume, einen Apfel u. s. w., die man immer mit Gold aufwiegen muß. Die Ausgaben eines reisenden Europäers in Persien sind daher fürchterlich. Man denke sich, was eine Gesandtschaft, an Trinkgeldern allein, täglich auszugeben genöthiget ist.

Der Schach hatte bis jetzt die Gewohnheit, allen Europäern, welche an seinem Hofe erschienen, sogleich eine bestimmte Summe Geldes auszusetzen. Diese wurden Badstubgelder genannt. Allein der Gesandte verbath sich dieses, und erklärte, daß es bey uns nicht Sitte wäre, Geldgeschenke anzunehmen, ausgenommen von seinem eigenen Monarchen. Lange konnten sie nicht begreifen, daß ein Unterschied zwischen Geschenk und Geschenk Statt finde. Demungeachtet fingen ihre Beamten, die nichts lieber als Geld nehmen, an, es auch auszuschlagen, so daß der Gesandte es durch andere Geschenke ersetzen mußte.

Die Unterhandlungen gingen in raschen Schritten fort. Der Gesandte hatte sehr oft Zusammenkünfte mit dem Schach und den Ministern, die ihn Alle, besonders der Schach, so lieb gewonnen hatten, daß sie wünschten, er möchte doch immer in Persien bleiben, und sie wollten den Kaiser darum bitten.

Eines Tages, als der Gesandte zum Schach ging, war ich gerade im Dienste, und mußte ihn begleiten. Wir langten auf der großen Terrasse des Schlosses an, wo ein Zelt für den Gesandten aufge-

schlagen war, in welchem ihn der erste Minister und der General-Adjutant Alajar-Chan empfingen. Gleich darauf erschien der Schach auf dem Throne. Der General-Adjutant führte den Gesandten in den Audienz-Saal, und ich blieb mit dem ersten Minister im Zelte, wo er die Höflichkeit hatte, mich zum Sitzen zu nöthigen. Unten vor dem Schlosse erschienen einige tausend Kurdiner, die alle einzeln vor dem Schach abgerufen wurden, und sich tief bückten, indem sie im vollen Galopp aus ihren Reihen heraus sprengten. Der Minister fragte mich mehrere Mahl, wie mir die Cavallerie gefalle. Ich rühmte sie, wie sie es auch meistens verdiente. Ja, sagte er, und sie ficht nicht wie in Europa, wo sie Alle zusammen stehen, sondern hier ist die Tapferkeit eines Jeden einzeln zu sehen. Bey Euch ist es keine Kunst, tapfer zu seyn. Ich wollte ihm seinen Wahn nicht rauben, und erwähnte bloß des Vortheils, den man hätte, in geschlossenen Reihen zu fechten. Nun ja, sagte er, ihr Europäer habt immer etwas Neues und Besseres aufzutischen; aber die Türken, meynte er, hätten auch gar nichts, als ihre breiten Hosen.

Der Begriff von den Türken ist so gering, daß der Schach selbst einmahl sagte: Es ist genug, ein Türke zu seyn, um gar nichts zu seyn. — Der Minister erzählte mir auch von einem Vorfalle, der Gott weiß vor wie langer Zeit geschehen seyn solle, wo 500 Perser bloß und allein nur mit Stöcken einige tausend Türken in die Flucht gejagt hätten.

Nachdem die Heerschau (Revue) vorüber war, kam der Stallmeister des Schachs, auf einem wilden Hengst stehend, hervorgesprungen, drehte sich auf dem Pferde herum, das nicht in abgemessenem Galoppe ging, wie bey unsern Europäischen Künstlern, sondern in wilden Sprüngen, nach allen Seiten und in vollem Carriere. Bald blieb er am rechten Fuße hängen, und schleppte so Kopf und Hände, bald am linken Fuß; schwang sich wieder auf's Pferd, stellte sich gerade auf den Sattel, hob ein Bein in die Höhe; kurz, allerley Veränderungen, die fürchterlich anzusehen waren, und wo unser Herr Chiarini nur ein Schüler dagegen ist. Der Minister fragte mich, wie mir das gefiele, und ich versicherte ihm mit Recht, daß wir in Europa nichts Ähnliches hätten. Das ist noch nicht der beste Springer, sagte er, der beste wäre krank. Das glaubte ich ihm aber nicht, und hatte auch Recht; denn wir erfuhren nachher, daß dieser der Einzige und in ganz Persien der Erste wäre.

Der Gesandte erschien bald darauf und machte noch einen Besuch bey dem ältesten Sohne des Schachs, Mahmed-Ali-Mirza, welcher ihn äußerst zuvorkommend empfing und den Schach lobte.

Unter den Truppen, die noch vor dem Schloße versammelt standen, geriethen in Gegenwart des Schachs zwey Soldaten in Streit, und hieben mit ihren Dolchen um sich. Eine solche Frevelthat wäre sonst auf der Stelle mit dem Tode bestraft worden, der Schach aber verzieh ihnen, und sagte: „Die Gegenwart der Russischen Gesandtschaft soll durch kein Blutvergießen entweihet werden; nur Freude soll unter uns herrschen.“ Für einen unumschränkten Beherrscher, der gewohnt war, weit geringere Vergehen auf der Stelle mit dem Tode zu bestrafen, war es doch wahrlich viel, sich in so einem Augenblicke bemeistert zu haben.

Der erste Minister lud die ganze Gesandtschaft zu einem Mittagsmahle ein, wo wir uns den Nachmittag um 5 Uhr hinbegaben. In das Zelt, wo er uns empfing, hatte er schon früher Stühle tragen lassen, und nachdem wir uns gesetzt hatten, wurde Thee mit Rosenwasser und Kallion präsentirt. Die ganze Bedienung stand unterdessen, nach Persischer Sitte, rund herum und gaffte.

Bald darauf gingen wir in ein anderes Zelt, in dessen Mitte eine Erhöhung von Erde aufgetragen war, die statt Tisch diente, aber so hoch gerathen war, daß die Gegenübersitzenden höchstens ihre Nasen sehen konnten. Dieser Tisch, von ungeheurer Breite, war mit allerley Speisen und Früchten besäet. In der Mitte war ein schmaler Strich gelassen worden, dessen Nutzen ich anfangs nicht begreifen konnte; aber kaum hatten wir uns gesetzt, so sprangen die Bedienten auf den Tisch, und präsentirten so, was einem Jeden gefällig war. Ich hätte viel darum gegeben, aus vollem Halse lachen zu dürfen; wir mußten uns Alle Zwang anthun. Als aber einer aus Versehen geradezu mit dem Fuße in eine Schüssel voll saurer Milch trat, und sein guter Nachbar, der ihn retten wollte, beynahe selbst sich auf einen Braten gesetzt hätte, da konnte man sich des Lachens nicht mehr enthalten, und glücklicher Weise bewegte sich die Unterhaltung des Gesandten mit dem Minister, die nichts bemerkt hatten, über einen Gegenstand, der auch lächerlich war, so daß unser Lachen nicht auffallen konnte. Der unvorsichtige Bediente schlich sich bescheiden weg, und hinterließ auf dem Tischtuche Spuren seines Fußbades. Außer diesem gefährlichen Geschäfte hatten die Bedienten auch noch große Fächer von Stroh, mit denen sie uns die Fliegen von der Nase weg wehten.

Obgleich beym ersten Minister, waren die Früchte doch alle so schlecht, und ich verliere schon ganz die Hoffnung, in Persien gute Früchte zu essen.

Der Minister schickte einigen Herren von seinem eigenen Teller etwas Speise, welches die größte Ehre ist, die Einem widerfahren

kann. Den Persern wirft er es geradezu in den Mund, worin sie sehr geschickt sind. Hat man das Unglück, neben so einem vornehmen Herrn zu sitzen, und er hat einen gar in Affection genommen, so knettet er mit drey Fingern in Fett gekochten Reis so lange zusammen, bis ein Klumpen entsteht, welchen er dann mit lieblichem Lächeln seinem Nachbar in den schon offenen Mund schiebt.

Als wir aufstanden, wurde sogleich Wasser zum Händewaschen gereicht, und wir begaben uns wieder in das erste Zelt, wo Kallion und Kaffeh gereicht wurde, und das Fest hatte ein Ende, — das heißt für uns; denn um das Zelt, wo wir gegessen hatten, waren schon Hunderte versammelt, die auf die Überbleibsel lauerten, welches, wie ich schon erwähnt habe, in Persien Sitte ist.

Den Tag darauf gab der Reichsschatzmeister, Nisamut-Dewle, Gouverneur von Ispahan, and der reichste Particulier in ganz Persien, der dem Schach jährlich 20 Pfund echte Perlen schenkt, der Gesandtschaft auch ein Mittagsmahl. Man sah einige Geschirre von Gold, und es floß guter Isphaner-Wein. Der Schiras-Wein ist außerordentlich schwer in Persien zu bekommen, es soll auch so wenig davon in Schiras gemacht werden, daß ich allen Europäern Glück wünsche, die sich einbilden, Schiras-Wein zu trinken.

Der Gesandte erwiederte diese Gastereyen durch ein Fest, wozu er alle Magnaten einlud. Unser Lager war herrlich illuminirt. Die Herren saßen alle bey Tische, und wir machten die Honneurs, welches ihnen sehr gefiel. Der erste Minister, welcher vielleicht von der Geschichte, daß sein ungeschickter Bedienter in die saure Milch getreten war, etwas erfahren haben mochte, lobte unsere Art, bey Tische zu sitzen, und versicherte, sie gefiele ihm so wohl, daß er es sich in Teheran auf eine ähnliche Weise würde einrichten lassen. Die Musik spielte und das ganze Persische Lager war die Nacht um uns versammelt. Der Schach schickte aus seinem Harem eine Menge Früchte, und ließ dem Gesandten viel Vergnügen wünschen.

27.

Einige Tage darauf gab der Schach uns ein Feuerwerk. Den Nachmittag um vier Uhr versammelten sich alle Truppen um das Schloß, auch die Artillerie auf Kamehlen, die aber dieses Mahl von Menschen getragen wurde. Um unsere Musik zu hören, wünschte der Schach, daß sie auch hin käme. Der Gesandte war mit dem Schach im Audienz-Saale, und wir blieben Alle auf der großen Terrasse. Unten waren zwey Capellen, die Russische und die Persische, welche einander ablöseten, und die sonderbarste Harmonie hervorbrachten.

Zwischen ihnen waren fünf kleine Knaben, Hoftänzer, die nach beyden Musiken hüpften. Die beyden Seiltänzer waren auch da. In einiger Entfernung sah man ein großes Feuerwerk aufgestellt, das ungefähr eine Werste in's Gevierte einnahm. In der Mitte stand eine große Figur, die den Riesen Rustan vorstellte, neben ihm zwey Elephanten, dann noch Figuren, Pyramiden, Bäume, an denen Früchte hingen, und besonders eine unzählige Menge Fontänen und Raketen. Dieses Viereck war von den kleinen Kanonen, die auf Kamehlen geführt werden, umgeben, um noch mehr Lärm zu machen; außerdem war auch noch eine Batterie von großen Kanonen, die dazwischen feuerte. Im Centrum des Viereckes stand ein ungeheures Bouquet von Raketen. Dem Schach gefiel unsere Musik sehr. Er entließ sie mit Belohnung, und begab sich in seinen Harem, indem er dem ersten Minister und General-Adjutanten die Honneurs bey dem Gesandten überließ.

Es wurden viele Früchte, Thee und Kallion gereicht, während die Persische Hofmusik spielte und die Tänzer sich durch widerliche Geberden auszeichneten. Dieser Lärm dauerte bis es dunkel wurde, wo dann das Feuerwerk in der Entfernung mit großen Raketen anfing, die sehr hoch stiegen. Die Artillerie feuerte nur selten; hin und wieder brannten Fontainen, Räder ꝛc. Dieses ist aber nicht im Persischen Geschmacke. Bey ihnen muß Alles plötzlich in die Luft fliegen. Dieses geschah auch unter furchtbaren Artillerie-Salven, und ich muß gestehen, dieser Augenblick war himmlisch; schade nur, daß er nicht länger dauerte. Der ganze Himmel brannte in verschiedenen Feuern, und die Erde dröhnte. Dieses Feuer lösete sich in Funken auf, die millionenweise herrlich wieder zur Erde fielen, und so war das Feuerwerk zu Ende.

28.

Unser Gesandtschaftsmahler hatte die erste Audienz beym Schach aus der Erinnerung ziemlich treffend dargestellt, und damit dem Minister Awdula-Wehab ein Geschenk gemacht. Dieser hatte sie dem Schach selbst gezeigt, welcher sogleich den Wunsch äußerte, gemahlt zu werden, und nach dem Mahler schickte. Er zeigte ihm selbst zwey Porträts, in denen er sich getroffen glaubte, und wünschte, eben so gemahlt zu werden. Es hatte seinen Grund; denn er war sehr geschmeichelt. Kurz, der Schach von Persien that, was er noch nie gethan, setzte sich auf den Thron, nahm eine leichte Stellung an, und sagte zu dem Mahler: „Sie müssen mich zwey Mahl mahlen, Eins behalte ich für mich, das Andere soll für Europa seyn.“ Der

Mahler war wohl der erste Sterbliche, der den Schach so nahe sah und gar vor ihm saß. — Der Schach ließ auch unsere Grenadiere kommen, die in seiner Gegenwart haben exercieren und marschiren müssen. Er lobte sehr die Pünctlichkeit im Exercieren, die Kleidung, und entließ sie mit Geschenken.

Eines Tages ritt der Schach auf die Jagd, und trug seinem General-Adjutanten auf, uns seine Kostbarkeiten zu zeigen. Dieser empfing uns im Pallaste, und nach einigen Erfrischungen, wobey die Persische Musik spielte, führte er uns in die Schatzkammer. Hier sahen wir den goldenen Thron mit großen Steinen besäet; den schönen Teppich aus echten Perlen gewirkt, nebst dem dazu gehörigen Ohrkissen; den Kallion, an welchem eine Menge Solitairs saßen. Auf einem großen Shawl-Teppich lagen zwey Kronen; eine Mütze mit einer brillantenen Feder; vier Dolche, unter denen der Giff des einen aus einem Stück Smaragd bestand; zwey Säbel; ein diamantener Gürtel; eine Reihe der ausgesuchtesten echten Perlen an Größe sowohl als Schönheit, sehr viele Schnüre; außerdem das berühmte Schild; ein diamantener Knüppel; drey Kleider, ganz mit Perlen und Solitairs durchwirkt.

Alle diese Sachen wären jedoch nichts im Vergleiche derjenigen beyden Armbänder, an denen zwey Solitairs sitzen, von fast eben so großen umringt, deren Länge, Breite und Höhe ich selbst eigenhändig gemessen, und deren Abbildung man hier sehen kann. Der Eine heißt: Dariainur (das glänzende Meer), der Andere: Kuinur (der glänzende Berg). Das Gewicht habe ich auf Versicherung des Schatzmeisters beygefügt, und ich kann also nicht dafür stehen; die Größe aber und die Figur sind genau. Die Abbildung ist um desto seltener, da der Schach noch nie Jemanden seinen Schatz hat zeigen lassen. Das Wasser dieser Steine ist außerordentlich rein.

Es drängte sich unwillkührlich der Gedanke auf: Großer Gott! wie viele Millionen Familien könnten von dem allein glücklich gemacht werden, was in dieser kleinen Stube liegt, und es liegt da ohne allen Nutzen. Man behauptet, daß diese Steine noch vom Schach Nadir aus Indien seyen mitgebracht worden, wo er sie dem Groß-Mogul bey der Eroberung von Delly abgenommen habe. Damahls wurde auch der Thron vom Mogul genommen, der einen Pfau vorstellte, welcher auf einem Gerüste von gediegenem Golde, das drey Stufen bildete, ruhete. Dieser Pfau sowohl, als noch viele andere Kostbarkeiten, befinden sich in Teheran. Die Arbeit ist aber sehr plump, ohne allen Geschmack, und hin und wieder mit emaillirten Blümchen versehen.

Der General-Adjutant, der uns den Schatz zeigte, übergab

dem Gesandten im Nahmen des Schachs zwey Porträts in Lebensgröße. In dem einen sitzt der Schach auf dem Throne, in dem andern auf seinem reichen Teppiche. Sie sind beyde nicht übel gemahlt, besonders sind die Farben sehr schön und die Genauigkeit der Kleider und die Verzierungen in's Unendliche getrieben, welches man überhaupt in den Asiatischen Mahlereyen bemerken wird.

In Hinsicht der Mahlerey finde ich, daß Persien mit China ganz auf einer Stufe steht. Man hat sogar den nähmlichen Geschmack des Bunten; nur verstehe ich unter China nicht die Mahler in der Stadt Canton, die, um den Europäern das Geld abzugewinnen, das Mahlen mit großem Eifer treiben, und ich selbst habe in Canton die berühmte Schönheit, Madame Recamier, meisterhaft auf Glas gemahlt gesehen. Überhaupt suchen sie dort auf alle Art Sachen hervor zu bringen, die den Europäern angenehm sind. So findet man dort zum Beyspiel die schönsten Bostonmarken aus Perlenmutter gearbeitet, und dergleichen mehr.

Da bey den Persern ein Porträt, besonders dasjenige des Schachs, fast eben so geachtet wird, als das Original; so that der Gesandte ihm die Ehre an, diese beyden Porträts von von uns Allen bis in's Lager tragen zu lassen, wobey unter Weges uns die nähmliche Ehrenbezeigung von den Wachen und dem Volke widerfuhr, als wenn es der Schach selbst wäre.

29.

Der Gesandte hatte mit so vielem Eifer und so glücklich die Unterhandlungen betrieben, und ohne Schmeicheleyen zu sagen, mußte er sich selbst alles verdanken, daß die Geschäfte zur Zufriedenheit der beyden Mächte am 27. August beendigt und unterschrieben waren, und der Schach den Nachmittag an diesem Tage zur Abschieds-Audienz festsetzte.

In Persien wird man nie ohne Geschenke entlassen. Gewöhnlich werden diese am Abschiedstage gebracht, und man muß mit ihnen vor dem Schach erscheinen. Es war auch immer Sitte, daß man den geschenkten Ehrenhalat *) anzieht; der Gesandte erklärte aber, daß man bey uns über eine Uniform, die vom Kaiser gegeben sey, nichts anziehen könne, ohne sie zu beleidigen. Der Schach war hierin

*) Ein Oberkleid, das der Schach als besondere Gunst und Auszeichnung den Chans verleiht. Es ist von Stoff, und sieht aus wie ein Schlafrock; das Volk bückt sich aber davor.

auch so delikat, nachzugeben, und machte mit unserer Gesandschaft die erste vielleicht, auch die letzte Ausnahme. Er schickte uns daher auch keine Halats, sondern der Stoff blieb in Stücken. Den Morgen um eilf Uhr wurden wir Alle in das Audienz-Zelt berufen, um die Geschenke des Schachs zu empfangen. Sie bildeten einen langen Zug, der langsam vom Schlosse hergeschritten kam. Einige vornehme Chans marschirten an der Spitze; die Träger gingen in Reihen, und hatten große Präsentirteller auf den Köpfen, die mit weißem Zeuge bedeckt waren, unter denen die Geschenke lagen.

Das Volk grüßt alles ehrerbiethig, was vom Schach kommt. — Mehrere von uns gingen einige Schritte, der Ehre halber, dem Zuge entgegen, der, nachdem er bey uns angelangt war, die Teller alle niedersetzte.

Der eine Chan sagte dem Gesandten, daß der Schach alle diese Geschenke der ganzen Gesandtschaft sende, als Beweis seines Wohlwollens und zum Andenken an Persien. Bey jedem Geschenke lag ein Zettelchen, auf welchem mit Benennung der Sachen der Nahme desjenigen stand, dem es zukam.

Der Gesandte erhielt nebst vielen reichen Geschenken auch den Sonnen- und Löwen-Orden der ersten Classe; mehrere von uns die zweyte, und einige die dritte Classe.

Die Geschenke waren sehr unbedeutend; denn ein jeder, ausgenommen die beyden Gesandtschaftsräthe, erhielten nur einen Shawl und zwey Stücke Stoff. Die Shawls waren meistens durchlöchert und zusammengenäht, und ich wünschte, daß Seine Majestät, der Schach, es erführe, wie schrecklich er von seinen Untergebenen hintergangen wird, welche die Geschenke umtauschen, so daß ein Shawl, der vom Schach kommt, vorher wohl fünf Mahl von Hand zu Hand umgetauscht wird, ehe der Beglückte ihn erhält!! — —

Den Nachmittag um 5 Uhr zogen wir, mit den neuen Orden decorirt, in nähmlicher Ordnung wie das erste Mahl zur Abschieds-Audienz. Der Ort und die Introducirung waren die nähmlichen, wie bey der ersten Audienz. Der Schach war äußerst freundlich, und versicherte mit seiner gewöhnlichen Liebenswürdigkeit, daß er uns Alle liebgewonnen habe, daß wir durch unser Betragen die Achtung aller Perser erworben hätten, und daß er selbst der Erste sey, der von unserer Ankunft an eine ganz andere Idee von den Russen gefaßt hätte. „Ich habe sie bis jetzt nicht gekannt, meine lieben Nachbarn!“ schrie er mehrere Mahl.

Der Gesandte sagte ihm, daß ein jeder von uns durchdrungen von seiner Güte wäre, und daß dieser freundschaftliche Empfang von einem so großen Monarchen, sich gewiß auf ewig in unsern dankba-

ren Herzen eingeprägt hätte. — „Das wünsche ich!“ schrie der Schach; „wir sind jetzt Freunde auf immer!“ Da ihr die Ersten seyd, die mir so gefallen haben, und ihr eine große beschwerliche Reise zu mir gemacht habt, so bitte ich meinen großen Freund, Euern Kaiser, daß er Euch Alle belohne. Du, sagte er zu dem Gesandten, hast mir besonders gefallen, und ich bitte Dich, mir ein Paar Kronenleuchter aus Petersburg zu schicken; sie müssen groß und aus geschliffenem Glase seyn!

Er überreichte eigenhändig dem Gesandten ein Schreiben an den Kaiser, mit Betheuerung seiner aufrichtigen Freundschaft; er schien sogar sehr gerührt dabey. Auch der Gesandte wurde es, und der Schach sagte dem ersten Minister mehrmahls, der Gesandte muß ein gefühlvoller, guter Mensch seyn!

Darauf entstand eine Pause, in der es wirklich schien, daß der Schach mit sich selbst kämpfte, und er am Ende sagte: Ich kann das Lebewohl nicht aussprechen. Hier empfahl sich der Gesandte. Der Schach schrie noch viel Mahl nach: Hoschkeldy! Hoschmamedy! und sah uns mit Wohlwollen nach, bis wir vor dem Mann mit dem silbernen Knüppel vorbey waren.

Darauf kam der General-Adjutant, und sagte dem Gesandten, es wäre Sitte, daß man sich vom Schach eine Gnade ausbäthe, worauf der Gesandte um die Beförderung des Nasar-Ali-Beck und Mamat-Ali-Beck zu Chans bath. Der Schach ließ sagen, daß er letzteren nie dazu befördert haben würde, daß er aber dem Gesandten nichts abschlagen könne.

Den andern Morgen machten sie Beyde als Chans dem Gesandten die Aufwartung. Ersterer hatte es durch sein musterhaftes Betragen vollkommen verdient; Letzterem aber wurde es mehr deßwegen zugeschanzt, weil er in Petersburg vom Kaiser Gnadenbezeigungen erhalten hatte.

Vom Schach will ich nur noch sagen; wir haben uns überzeugt, daß er der liebenswürdigste und gescheidteste seines Volkes ist, und also kein Wunder, daß er schon 20 Jahre regieret.

Mit dem Persischen Orden erhielten wir auch Rescripte, die Firman genannt werden, welches so viel bedeutet, als Befehl des Schach.

Man wird sich des Ministers Awdul-Wehab erinnern, mit dem ich eine Unterhaltung über die Astronomie gehabt habe, und der mich noch jetzt bittet, ihm ein Buch in zwey Theilen über die Sterne zu schreiben. Dieser nähmliche nun führt die Hauptfeder in allen Staatsgeschäften, und hat auch alle unsere Firman's geschrieben. Außer dem Gesandten hat er allen das nähmliche in dem Firman wiederhohlt. Mir selbst

wollte er aber durchaus etwas Passendes auf die Astronomie schreiben, und ich füge hier die Übersetzung bey, indem ich einem Jeden Glück wünsche, der klug daraus werden kann.

Im Nahmen des heiligen Gottes!

*) (L. S.) In diesem Siegel steht geschrieben:

Kraft der Vorsehung, das Reichssiegel dieses Jahrhunderts in der Regierung des Schachs Fet-Ali.

Das Reich gleicht der Göttlichkeit, sein Befehl ist, wie folgt:

Von dem Tage an, als der Baumeister der Vorsehung die Lage und den festen Grund des Reichs sichtbar machte, und mit einem tiefsinnigen Umriß den Plan des Hauses zum Reiche auf der Karte seines Willens beendigte, und bis zur Unendlichkeit die erste der geraden Colonnen seine Beständigkeit erhoben hatte, indem er die Richtschnur unsers ewigen Glückes, so wie auch die unermeßlichen Seiten seiner Beständigkeit zog, und durch Herabsendung der Strahlen der Allmacht, in hohem Glanze erschien: unser gerader Gedanke und Willen ist, uns mit allen Reichen zu vereinbaren, um die Grundlage des unsrigen noch mehr zu befestigen; der Glanz dieses Vernehmens rührt von der Sonne der Unternehmungen des Schachs her! —

In dieser frohen Zeit, als das ewige Russische Reich glücklich durch Übereinstimmung und Vereinigung mit unserem glücklichen und wohlverwahrten Reiche und Sterne **) der beyden allergrößten Reiche auch im Bunde stehen, so wie unsere Freundschaft und erprobte Aufrichtigkeit, haben wir im Centro unseres geneigten Herzens beschlossen, daß ein jeder, der sich im Schatten dieses ewigen Reiches befindet, und der mit beharrlicher Mühe die Stufen des Eifers in beyden Reichen durchläuft, und der fleißig auf dem Wege des Dienstes in beyden ewigen Reichen wandert, — Seine Ehrenbezeigungen zu vermehren und durch Äußerung einer Wohlthat unsers gnädigen Wohlwollens ihm einer Auszeichnung zu würdigen, und durch Vollbringung unserer Monarchen-Gnade, schenken wir ihm unsere Neigung zur Erweiterung seiner Ehre; — die Ergänzung und der Inhalt des Gesagten ist: daß in der Zeit, als der Hochbetitelte, Hochstehende, der Vornehmste durch die Begleitung seines Postens, der Klügste, der Beständige, der Alles Durchschauende, der Tapfere, Vertraute des kaiserlichen Hofes, Orden und Güte Alexanders tra-

*) Sollte dieses Werk in's Russische übersetzt werden, so muß man durchaus die Russische Übersetzung haben, die bey mir liegt, sonst verliert es ganz den Sinn des Originals.

**) Ich sagte ihm, der Jupiter wäre ein Scorpion.

gend, geschmückt mit Bändern des Ruhms und Macht, Anführer der Truppen zur Ehre, General-Lieutenant Jermoloff, der große Haupt-Commandeur und Gesandte des berühmten Russischen Reichs, dessen Verstand dem Jupiter und seine Gedanken dem Merkurius gleichen, — auf beyderseitiges Verlangen bey unserem gerechten Hofe angelangt ist, haben wir die Ehre und Ruhm eines jeden erweitert, der sich in seiner Begleitung befand, indem wir ihm den gehörigen Orden verliehen; unter diese Zahl gehört: der Hochgelobte, der Hochstehende, Kluge, besonders Kluge Auswahl der vornehmen Christenheit, Kapitän Cotzebue, Architector, der wie ein Cirkel im Dienste der beyden hohen Reiche, den Kopf des Gehorsams auf der Erde der Unterwürfigkeit hält, und in der Basis der Freundschaft der beyden ewigen Reiche gleichsam wie ein Punct, nie den Fuß aus dem Striche des Eifers setzen wird: — und aus den Zahlen und Tafeln seiner Handlungen erscheinen Figuren vornehmer Dienstleistungen, so wie die Offenbarung seiner Geheimnisse durch Talente, in abgemessenen Theilen der Wissenschaft und der Weltordnung Fahnen auffetzt; — der Trabant *) seiner Einbildung geht um die Welt, und der Stern seiner Treue erhebt sich längs den Stufen der geleisteten Dienste bis in die höheren Regionen, weßwegen wir ihn größerer Ehrenbezeigung halber auszeichnen wollen, indem wir ihm den Sonnen- und Löwen-Orden mit Diamanten verleihen, welches Zeichen die treuen Diener in Persien auszeichnet, um damit er fleißig sich bemühe im Dienste der beyden ewigen Reiche, und noch mehr Eifer dem freundschaftlichen Einverstande beyzulegen.

Es wird hiermit anbefohlen, daß die hochgelobten, geachteten, glücklichen Journalisten meiner seeligen Kanzley die Verleihung dieses Ordens einschreiben und anerkennen.

Geschrieben im Monath Nimala 1232 Canri.

Das Original ist unterzeichnet von den Ministern Mirza Jessi, Awdul-Wehab, Firidun, Muhammed Hussein, Muhammed-Seki, Meria, Slnul-Abedina, Jasdul-Lacha, Mussa-Ibni-Kiagina, Nisamud-Dewle, Mersuma.

Aus dem Persischen übersetzt in's Russische von dem Rath der Gesandtschaft, Herrn wirklichen Staatsrath und Ritter Negri.

30.

Die letzten Tage unsers Aufenthaltes vergingen in gegenseitigen Besuchen unter den Ministern, die alle dem Gesandten versicher-

*) Das ist der Mensch selbst.

ten, daß der Schach und sie Alle so von ihm eingenommen wären, daß eine wahre Traurigkeit sie überfallen habe. Der erste Minister soll sogar noch eine Thräne gefunden haben. Es heißt, daß der Schach die Ehre, die Gesandtschaft während unserm ganzen Aufenthalte in Sultanie zu bewirthen, diesem Minister überlassen habe, der für den reichsten in ganz Persien gilt.

Sieht der Schach jemanden zu reich werden, und es gefällt ihm nicht, so hat er eine gar liebenswürdige Manier, ihn bald arm, auch wohl gar zum Bettler zu machen. Er sendet ihnen nähmlich täglich eine Speise aus seiner Küche, für welche Ehre man dem Schatzmeister nicht weniger als 1000 Dukaten überschicken muß. Wird dieses einige Wochen fortgesetzt, so ist es natürlich, daß der Reichste arm wird. Will der Schach ihn nun vollends ruiniren, so bestimmt er einen Tag, an dem er bey ihm zu Mittag speiset, und diese Ehre bringt jenen an den Bettelstab!

Die Witterung hatte sich während unsers Aufenthaltes in Sultanie nie verändert. Ein äußerst starker Wind blies regelmäßig vom Morgen bis auf den Abend. In der Nacht war es still, aber sehr kalt, indem der Thermometer immer auf ½ Grad Wärme stand, öfters auch auf dem Gefrierpuncte. Am Tage war die Hitze im Durchschnitte 19 Grad Reaumur.

Am 14. August Nachmittags fiel ein starker Hagel von der Größe einer Nuß, der über eine Viertelstunde dauerte und den ganzen Horizont weiß färbte. Dieses, und die Kälte des Nachts im 36. Grade der Breite, beweisen deutlich, daß Sultanie sehr hoch über der Meeresfläche liegen muß. Es soll hier auch ein ziemlich dauerhafter Winter seyn. Welch ein Unterschied schon im Vergleiche mit Samanarchien, das nur 12 Werste davon liegt, und zwar nördlicher.

Daher sind auch hier die giftigen Thiere nicht so gefährlich; denn zwey von den Unsrigen sind von Scorpionen gestochen worden, und haben, außer einer kleinen Geschwulst, die bald verging, an keinen Folgen gelitten.

Ein Musikant starb hier am Schlage; also haben wir im Ganzen schon vier Mann verloren.

Übrigens muß das Klima hier sehr gesund seyn; denn Keiner von uns bekam das Fieber; Einige verloren es sogar, die damit herkamen. Nur ist der ewige Staub, der überall und durch alles dringt, unausstehlich. Den 29. August verließ die Gesandtschaft das Lager von Sultanie, und wir langten am nähmlichen Abend noch in der Stadt Sangan an, wo der Gesandte den 30. blieb, um den Nahmenstag des Kaisers zu feuern. Es war Illumination und Musik, und

gend, geschmückt mit Bändern des Ruhms und Macht, Anführer der Truppen zur Ehre, General-Lieutenant Jermoloff, der große Haupt-Commandeur und Gesandte des berühmten Russischen Reichs, dessen Verstand dem Jupiter und seine Gedanken dem Merkurius gleichen, — auf beyderseitiges Verlangen bey unserem gerechten Hofe angelangt ist, haben wir die Ehre und Ruhm eines jeden erweitert, der sich in seiner Begleitung befand, indem wir ihm den gehörigen Orden verliehen; unter diese Zahl gehört; der Hochgelobte, der Hochstehende, Kluge, besonders Kluge Auswahl der vornehmen Christenheit, Kapitän Cotzebue, Architector, der wie ein Cirkel im Dienste der beyden hohen Reiche, den Kopf des Gehorsams auf der Erde der Unterwürfigkeit hält, und in der Basis der Freundschaft der beyden ewigen Reiche gleichsam wie ein Punct, nie den Fuß aus dem Striche des Eifers setzen wird; — und aus den Zahlen und Tafeln seiner Handlungen erscheinen Figuren vornehmer Dienstleistungen, so wie die Offenbarung seiner Geheimnisse durch Talente, in abgemessenen Theilen der Wissenschaft und der Weltordnung Fahnen auffetzt; — der Trabant *) seiner Einbildung geht um die Welt, und der Stern seiner Treue erhebt sich längs den Stufen der geleisteten Dienste bis in die höheren Regionen, weßwegen wir ihn größerer Ehrenbezeugung halber auszeichnen wollen, indem wir ihm den Sonnen- und Löwen-Orden mit Diamanten verleihen, welches Zeichen die treuen Diener in Persien auszeichnet, um damit er fleißig sich bemühe im Dienste der beyden ewigen Reiche, und noch mehr Eifer dem freundschaftlichen Einverstande beyzulegen.

Es wird hiermit anbefohlen, daß die hochgelobten, geachteten glücklichen Journalisten meiner seeligen Kanzley die Verleihung dieses Ordens einschreiben und anerkennen.

Geschrieben im Monath Niwala 1232 Canri.

Das Original ist unterzeichnet von den Ministern Mirza Jes Awdul-Wehab, Firidun, Muhammed Hussein, Muhammed-Seki, Mria, Slnul-Abedina, Jasdul-Lacha, Mussa-Ibni-Kiagina, Nisam Dewle, Mersuma.

Aus dem Persischen übersetzt in's Russische von dem Ra der Gesandtschaft, Herrn wirklichen Staatsrath und Ritter Ne

30.

Die letzten Tage unsers Aufenthaltes vergingen in gegenseitigen Besuchen unter den Ministern, die alle dem Gesandten versiche

*) Das ist der Mensch selbst.

ten, daß der Schach und sie Alle so von ihm eingenommen wären, daß eine wahre Traurigkeit sie überfallen habe. Der erste Minister soll sogar noch eine Thräne gefunden haben. Es heißt, daß der Schach die Ehre, die Gesandtschaft während unserm ganzen Aufenthalte in Sultanie zu bewirthen, diesem Minister überlassen habe, der für den reichsten in ganz Persien gilt.

Sieht der Schach jemanden zu reich werden, und es gefällt ihm nicht, so hat er eine gar liebenswürdige Manier, ihn bald arm, auch wohl gar zum Bettler zu machen. Er sendet ihnen nähmlich täglich eine Speise aus seiner Küche, für welche Ehre man dem Schatzmeister nicht weniger als 1000 Dukaten überschicken muß. Wird dieses einige Wochen fortgesetzt, so ist es natürlich, daß der Reichste arm wird. Will der Schach ihn nun vollends ruiniren, so bestimmt er einen Tag, an dem er bey ihm zu Mittag speiset, und diese Ehre bringt jenen an den Bettelstab!

Die Witterung hatte sich während unsers Aufenthaltes in Sultanie nie verändert. Ein äußerst starker Wind blies regelmäßig vom Morgen bis auf den Abend. In der Nacht war es still, aber sehr kalt, denn der Thermometer immer auf ½ Grad Wärme stand, öfters auch auf dem Gefrierpuncte. Am Tage war die Hitze im Durchschnitte 19 Grad Reaumur.

Am 14. August Nachmittags fiel ein starker Hagel von der Größe einer Nuß, der über eine Viertelstunde dauerte und den ganzen Horizont weiß färbte. Dieses, und die Kälte des Nachts im 36. Grade der Breite, beweisen deutlich, daß Sultanie sehr hoch über der Meeresfläche liegen muß. Es soll hier auch ein ziemlich harter Winter seyn. Welch ein Unterschied schon im Vergleiche mit Samanarchien, das nur 12 Werste davon liegt, und zwar ...her.

Daher sind auch hier die giftigen Thiere nicht so gefährlich; zwey von den Unsrigen sind von Scorpionen gestochen worden, und haben, außer einer kleinen Geschwulst, die bald verging, keine Folgen gelitten.

Ein Musikant starb hier am Schlage; also haben wir im Ganzen ... Mann verloren.

... das Klima hier sehr gesund seyn; denn Keiner von ... ; Einige verloren es sogar, die damit herkamen. ... , der überall und durch alles dringt, un... ...ust verließ die Gesandtschaft das Lager von ...en am nähmlichen Abend noch in der Stadt ...ndte den 30. blieb, um den Nahmens... Es war Illumination und Musik, und

das ganze Volk drängte sich um so lieber zu unserer frohen Gesellschaft, als ihnen bekannt gemacht worden, daß der Schach uns besonders gnädig empfangen und ewige Freundschaft mit unserm Kaiser geschlossen hätte.

Den 9. September zogen wir abermahls in Tauris ein. Der Militär-Gouverneur und die Engländer kamen dem Gesandten entgegen. Mr. Withloke und Campbell waren aus Sultanie schon hier angekommen, und befanden sich auch unter ihnen.

Der Gesandte hatte wegen Gränz-Angelegenheiten hier noch Manches abzumachen, welches unsern Aufenthalt eilf Tage lang verzögerte.

Wir lebten mit den braven Engländern, die fast ganz Europäisch eingerichtet sind, so lustig, daß wir oft vergaßen, in Persien zu seyn. Mr. Campbell hatte einmahl die Güte mir zu versichern, daß wohl selten eine Gesandtschaft im Durchschnitte aus so vielen liebenswürdigen, gebildeten Leuten bestände, wie die unsrige; wir können aber ohne Schmeicheley Herrn Campbell versichern, daß wir noch nie so eine Menge liebenswürdiger, geselliger Engländer, als die in Tauris, beysammen gefunden haben. Die Entfernung vom Vaterlande trägt freylich nicht wenig dazu bey.

Den 15. September feyerten wir in Gesellschaft der Engländer das Krönungsfest des Kaisers, wozu Abas-Mirza die Aufmerksamkeit hatte, uns ein Feuerwerk zu schicken.

Den Tag vor der Abreise schickte Abas-Mirza einem Jeden einen Shawl, und dem Obersten Jermoloff, Vetter des Gesandten, gab er einen Ring, den er vom Finger zog, mit einer hübschen Berusa.

Als der Gesandte die Geschenke des Kaisers dem Abas-Mirza überreichte, unter denen ein Porzellan-Service, eine brillantene Feder ꝛc. sich befanden, zog er bloß eine prächtige Flinte und einen Säbel heraus, indem er sagte: „Dieses gehört mir; das Übrige ist viel zu schön für mich, und gehört dem Schach.

Den 20. September verließen wir Tauris. Wir hatten das schönste Reisewetter, die Hitze war sehr erträglich, und immer heiterer Himmel.

An dem Tage, wo wir Maranda verließen, erhielt der Gesandte die traurige Nachricht von dem Tode des Generals Kutusoff, der in der Abwesenheit des Gesandten die Truppen in Grusien commandirt hatte. Dieser Mann hatte die Achtung und Liebe Aller gewonnen, die ihn nur kannten, und hat die Thräne hochverdient, die Mancher um ihn vergoß. Der Gesandte verlor an ihm einen Busenfreund, und Rußland einen geschickten General, der es einst weit

gebracht hätte. Der Kaiser nimmt sich der Witwe und der lieben Kinder gnädig an.

Den 24. September passierten wir den Araxe, und obgleich der gerade Weg nach Nakatschewan nicht längs dem Flusse führt, so wählten Mehrere von uns diesen Weg, um die Ruinen der alten Stadt Julfa zu besehen, ohne daß ein Perser davon wußte, noch uns bemerkt hatte. Ein Stück von der Brücke, ein kleiner unansehnlicher Thurm und ein Kirchhof von ungeheurer Größe ist Alles, was man noch sieht. Der Fluß schlängelt sich romantisch zwischen gräulichen Felsenklüften bey den Ruinen herum. Ein kleines Armenisches Dorf liegt einsam zwischen dem grauen Alterthume. Die Einwohner kamen uns freudig entgegen; denn sehr selten ist es ihnen vergönnt, einen Christen zu sehen, und sie beklagten sich sehr über Bedrückung von Seiten der Regierung. Wir sind nicht die einzigen Christen, sagten sie, die hier gleichsam im Schooße der Natur Schutz suchen; der Fluß geht hier weiter, in noch gräßlichere Felsenklüfte hinein, wo auch fromme Christen dulden, und wie wir, einst auf Erlösung hoffen.

Da der Umweg nicht sehr groß ist, so entschlossen wir uns, den Araxe hinauf zu gehen bis unweit Nakatschewan, wo seine Ufer wieder gänzlich flach werden. Ein schmaler Steg führte längs den steilen Ufern des Flusses, die am Ende so hoch wurden, und nahe zusammen stießen, daß wir von der Sonne nichts mehr sahen, und vollkommen ein zweytes Dariella im Kaukasus vor uns hatten. Auf halbem Wege lag ein ärmliches Dorf. Der reißende Fluß erlaubte nicht, hinüber zu setzen. Die Einwohner winkten uns freudenvoll, und blieben traurig am Ufer stehen, als wir weiter mußten.

Unser Führer versicherte uns, daß hinten auf einem hohen Felsen ein Kloster läge, wo bloß ein mit dem Wege bekannter und sehr geübter Kletterer hinauf kommen könnte. Die Gegend ging immer fürchterlicher dem Flusse hinauf. Wir mußten oft vom Pferde steigen, um eine Lücke zu überspringen, die in dem geborstenen Granite sich formirt hatte, und wo man in ein Dunkel hinein schaute, als wir endlich plötzlich bey einer Wendung des Flusses von einem niedlichen Kloster und einem kleinen Dörfchen überrascht wurden.

Die Einwohner, die vermuthlich erst glaubten, daß es Perser wären, liefen in Unordnung durch einander; als sie aber, kaum ihren Augen trauend, Christen kommen sahen, kamen sie uns Alle entgegen. An ihrer Spitze ging ein ehrwürdiger Geistlicher, der uns mit thränenden Augen bewillkommte. Die Glocken läuteten, und der ganze Zug ging in die Kirche, wo ein Gebeth verrichtet wurde,

in welches die ganze Gemeinde, Alt und Jung, mit einstimmte, und am Ende laut weinte.

Nach beendigtem Gottesdienste lagerten wir uns Alle auf einem grünen Platze, und ein jeder Bauer brachte das Beste, was er hatte, um es mit einem Christen zu theilen. Die Geistlichkeit hatte, wie gewöhnlich, den besten Wein. Wir schieden am Ende von diesen guten Leuten, denen wir so viel Trost gegeben hatten, als wir konnten.

Lange sahen sie uns noch nach, bis wir den Berg bestiegen, von wo aus die Gegend bis Nakatschewan flach zuläuft und zu unsern Füßen die kleine Festung Bassarabas lag. Da verloren wir das Kloster aus dem Gesichte, und langten sehr zufrieden mit unserm Umweg im Nachtlager an.

Diese kleine leidende Christengemeinde, die an den Felsenufern des Araxes Schutz gesucht hatte, lebt von Fischfang und Viehzucht. Das Vieh wird aber auf steilen Felsen herum getrieben, wo ich in meinem Leben nicht geglaubt hätte, daß ein Mensch hinauf kommen könnte, viel weniger denn ein dicker Ochs.

Sonderbar genug bilden die Ufer des Araxes, die überall so flach sind, hier einen Granitkessel.

Den 29. September langte die Gesandtschaft in Erivan an, wo unser Lager in dem Garten des Sardars selbst am Flusse aufgeschlagen war.

Der Sardar selbst war in Täuris. In seinem Lusthause aber waren eine unzählige Menge verschiedener Früchte um das Bassin herum gestellt, die uns bey der Hitze recht wohl thaten. Sein Haus stand jenseits des Flusses ganz nahe unserm Lager gegen über. Was Wunder, daß die Weiber, deren er 60 hat, alle sehr gierig aus den Fenstern guckten. Unsere Perspective geriethen in große Thätigkeit, und man sah manches niedliche Gesichtchen traurig in die freye Natur schauen. Einige Kleidungen waren auch nicht übel. Dieses seltene Schauspiel mochte wohl einige Stunden gedauert haben, als ein Eunuch sich in unserm Lager meldete, und gar verbiethen wollte, auf die Weiber zu sehen; da er aber sah, daß man ihm unter die Nase lachte, so ging er weg, und wir sahen ihn bald mit einem fürchterlichen Stock unter den Weibern wirthschaften. Alle liefen davon, ausgenommen Eine, die wohl der Liebling und stark seyn mußte; denn sie riß dem Eunuch den Stock aus der Hand, schlug derb auf ihn los, warf den Stock aus dem Fenster, und blieb selbst noch eine Viertelstunde sitzen, worauf sie aufstand und das Fenster zumachte. Bald darauf wurden alle Laden verpicht und die Freude hatte ein Ende.

Den 2. October betraten wir mit großem Jubel unsere Grän-

zen, auf denen uns eine Menge Kosaken und eine Compagnie Grenadiere nebst einer Kanone empfingen. Das Persische Gefolge wurde von dem Gesandten reich beschenkt und entlassen; ausgenommen Nasar-Ali-Chan, der nähmliche, welcher durch Fürbitte des Gesandten zum Chan gemacht worden, und welcher uns noch einige Märsche begleitete, weil der Gesandte sowohl, als wir Alle, ihn liebgewonnen hatten. Er verließ uns am Ende sehr gerührt, und der Gesandte gab ihm außer vielen reichen Geschenken, noch eine brillantene Dose mit einem Schreiben, daß er sie für sein braves Betragen von der ganzen Gesandtschaft zum Andenken erhalten habe.

Den 10. October langte die Gesandtschaft in Tiflis an, an welchem Tage sie gerade ein Jahr vorher auch angekommen war.

Gewiß werden alle meine Reisegefährten von ganzem Herzen in den Dank mit einstimmen, den wir unserm Chef öffentlich abzutragen schuldig sind. Er hat uns Alle mit einer freundschaftlichen Schonung behandelt, und hat brüderlich manche schwere Stunde mit uns getheilt. Seinem Herzen macht dieß Ehre. Um uns Alle hat er unmerklich ein trautes Band geknüpft, welches die Trennung in Tiflis sehr schwer gemacht hat.

Reise
nach
Brasilien
in den Jahren 1815 bis 1817.

Von
Maximilian
Prinz zu Wied-Neuwied.

Erster Band.

Mit einer Karte der Ostküste von Brasilien.

Wien 1825.
Bey Kaulfuß und Krammer, Buchhändlern.

MUSEUM

DER

NEUESTEN UND INTERESSANTESTEN

REISEBESCHREIBUNGEN

FÜR GEBILDETE LESER.

VOLLSTÄNDIG

NACH DEN ORIGINALAUSGABEN

MIT KARTEN UND KUPFERN

VII. BAND.

WIEN 1825.

Bey Kaulfuß und Krammer, Buchhändlern.

Einleitung.

Dem Streben, das Gebieth der Natur- und Erdkunde durch Reisen in fremde Welttheile zu erweitern, legten eine lange Reihe verhängnißvoller Jahre hindurch immer sich erneuernde Kriege mannigfaltige Hindernisse in den Weg, und das durch diese Hindernisse minder gebundene England lieferte fast allein noch für diesen Theil des wissenschaftlichen Forschens einige Bereicherungen. Der endlich wieder hergestellte Friede der Völker gewährt bey manchen andern frohen Aussichten auch die, daß nun wieder von der Sehnsucht nach neuen Entdeckungen in der Natur begeisterte Männer mit günstigem Erfolge bedeutendere Reisen unternehmen und die gefundenen Schätze ihren, durch Verhältnisse, Neigung und Beruf an den vaterländischen Boden gefesselten Landsleuten mittheilen können. Möge eine lange Dauer des Friedens uns diese erfreulichen Aussichten sichern!

Der Blick der Naturforscher war lange Zeit vorzüglich auf Brasilien gerichtet, dieses glücklich gelegene, der Wißbegierde reiche Ausbeute versprechende, und doch dem Forscher früherhin so sorgfältig verschlossene Land.

Die alten Nachrichten einiger Reisenden, die Mittheilungen Spanischer und Portugiesischer Seefahrer, die gründlichern endlich, welche die Jesuiten uns gaben, und die Beobachtungen Marcgraf's und Piso's, machten die ärmliche Literatur jenes vorlängst entdeckten und so interessanten Landes aus. Seit langer Zeit indessen

haben sich die Verhältnisse, die ehedem die Erforschung Brasiliens erschwerten, sehr wohlthätig verändert. Ungünstige Umstände bewogen den Monarchen, sich selbst nach dem schönen noch nie gesehenen Quell seiner Reichthümer zu begeben; eine Auswanderung, welche auf jenes Land den größten Einfluß haben mußte. Aufgehoben ward nun das drückende System geheimnißvoller Sperre; Vertrauen trat an die Stelle der Ängstlichkeit, und fremde Reisende erhielten den Zutritt zu diesem Felde neuer Entdeckungen. Die liberalen Gesinnungen eines weisen Königs, durch ein aufgeklärtes Ministerium unterstützt, gestatteten Ausländern nicht nur den Eintritt, sondern beförderten auch auf die großmüthigste Art ihre Nachforschungen. So erhielt der Engländer Mawe die Erlaubniß, jene reichen Diamantgruben untersuchen zu dürfen, zu welchen bis dahin keinem Ausländer der Zutritt gestattet war, und durchstrich einen Theil von Minas Geraes in mineralogischer Hinsicht. Seitdem haben einige Deutsche Reisende jene Provinz bereiset. Oberst-Lieutenant von Eschwege, der zu Villa-Rica im königlichen Ingenieur-Corps angestellt ist, hat, durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Brasilien begünstiget, schon einige interessante Abhandlungen dem Publikum übergeben, und mit allem Rechte haben wir von diesem, mit gründlichen Kenntnissen ausgerüsteten Manne, noch viele wichtige Entdeckungen zu erwarten. Er maß die höheren Ketten der Gebirge von Minas, entwarf ihre Profile, und untersuchte auf seinen mineralogischen Reisen die verschiedenen Producte jener hohen Erdrücken, wo er unter andern noch kürzlich Schwefelleber-Quellen entdeckte. Mit zuvorkommender Güte unterstützt er fremde Reisende mit seinem Rathe und Beystande. Einige andere Deutsche, von gleichem Eifer beseelt, haben sich nun dorthin begeben, und auch ihnen wird es gewiß nicht an reichem Stoffe zu Beobachtungen fehlen. Durch den Beschützer der Wissenschaften, Minister Conde da Barca, dem Könige empfohlen, gab man ihnen nicht nur die Erlaubniß, die verschiedenen Capitanien der Monarchie ungehindert zu durchreisen, sondern man unterstützte sie auch auf die großmü-

thigste Weise durch eine gewisse ihnen jährlich ausgesetzte Summe, so wie durch günstige Pässe und nachdrückliche Empfehlungsschreiben an die General-Capitäne der verschiedenen Provinzen. Wie weit tritt gegen diese aufgeklärten und liberalen Maßregeln der jetzigen Regierung das ehemahlige System zurück, wo der Reisende bey seiner Ankunft in Brasilien von Soldaten ängstlich umgeben und bewacht ward! Im Nahmen meiner Landsleute und aller Europäischen Reisenden sey dieses Bekenntniß hier öffentlich niedergelegt, um die Empfindungen des Dankes auszudrücken, von welchen ich mich gegen den Monarchen durchdrungen fühle, der solche liberale Verfügungen traf. Dem Weltwanderer, entfernt von den heimischen Gestaden, ist eine solche günstige Aufnahme und so freundliche Behandlung unaussprechlich erfreulich, und gewiß bringt sie für die Wissenschaften einen nicht zu berechnenden Gewinn, an welchem die ganze gebildete Welt Theil nimmt.

Wer die innern Gegenden jenes weiten Continents mit bedeutendem Nutzen bereisen will, muß sogleich mehrere Jahre dazu bestimmen, und seinen Plan darnach einrichten. Um zum Beyspiel nur nach Goyaz und Cuiba vorzudringen, sind zwey Jahre nicht hinreichend; welche Zeit wird man aber bestimmen müssen, um bis zu den Gränzen von Paraguay Brasilien quer zu durchschneiden, bis zu den Ufern des Uruguay, bis zu den entfernten Gränzen von Matto Grosso, wo eine in Lisboa gehauene Marmor-Pyramide die Gränze an der Mündung des Jauru bezeichnet. Minas Geraes war durch Mawe und von Eschwege schon bereiset, und wenn auch noch nicht erschöpft, dennoch großen Theils bekannt. Ich fand es daher bey meiner Ankunft in Brasilien zweckmäßiger, lieber die noch ganz unbekannte oder vielmehr noch nicht beschriebene Ostküste zu wählen. Hier leben mehrere Stämme der Urbewohner noch in ihrer Originalität und unangefochten von den sich überall nach und nach ausbreitenden Europäern. Der hohe nackte Rücken des mittlern Brasiliens, der Provinzen von Minas Geraes, Goyaz und Pernambucco, wird von

der Ostküste durch einen breiten Strich hoher Urwälder getrennt, die von Rio de Janeiro bis in die Gegend der Bahia de todos os Santos, etwa 11 Breitengrade, 198 Legoas, (165 geographische Meilen) weit sich ausdehnen, und von den Portugiesischen Ansiedlern noch nicht in Besitz genommen sind; denn nur einige wenige Straßen an und auf den sie durchströmenden Flüssen hat man mit Mühe jetzt eröffnet. Hier in diesen Wäldern, wo dem sonst überall bedrängten Urbewohner ein ruhiger Aufenthalt bis jetzt gesichert war, kann man diese Menschen noch in ihrem ursprünglichen Zustande finden. Wie hätte nicht eine solche Gegend für den Reisenden vor allen andern anziehend seyn sollen, der nicht gesonnen war, viele Jahre in diesen heißen Regionen unserer Erde zu verleben!

Die Stämme der Urbewohner, welche diese Wildnisse bevölkern, sind selbst dem Nahmen nach bey uns in Europa unbekannt, Portugal vielleicht ausgenommen. Die Jesuiten, und unter ihnen Vasconcellos (Noticias curiosas do Brazil), theilten alle Stämme der Wilden, welche sowohl die Küste, als jenen Strich der Urwälder bewohnten, in zwey Classen, nähmlich in solche, welche die Küste bevölkerten, und von den Portugiesen, besonders den Jesuiten, der Europäischen Bildung näher gebracht wurden, Indios mansos, und in solche, welche als rohe unbekannte Barbaren die Wälder und innern Wildnisse bewohnten, Tapuyas; und diese letztern sind es, welche noch heut zu Tage im rohen Zustande der Natur existiren, und es wohl verdienen, näher gekannt zu werden. Wenn wir von diesen Strichen der aneinander hängenden Küstenwälder auch durch die Schriften der Jesuiten und mehrerer alten Reisenden einige wenige Notizen hatten, so war dennoch dieses Alles äußerst unvollkommen und durch fabelhafte Zumischungen verunstaltet; auch geben sie uns keine naturhistorischen Nachrichten. Wir wußten also von den hier noch im Zustande der Natur lebenden Urbewohnern, so wie von der belebten und leblosen Schöpfung dieser Gegenden wenig oder gar nichts, und dennoch gibt es hier so unendlich viel Merkwürdiges und Neues,

besonders für den Botaniker und Entomologen. Allein auf eben so zahlreiche große Beschwerden und Hindernisse, zum Beyspiel Mangel an Lebensmitteln, an Weide für die Thiere, Schwierigkeit des Transports der Naturalien, anhaltende Regenzeiten, Feuchtigkeit und dergleichen, muß der Reisende sich zum voraus gefaßt machen. Die bedeutendste Unannehmlichkeit bey den Reisen in Brasilien ist unstreitig der gänzliche Mangel an brauchbaren Landkarten. Arrowsmiths Karte ist voll von Irrthümern; so es fehlen ansehnliche Flüsse an der Ostküste; dagegen sind deren an Stellen angegeben, wo gar keine existiren; und so ist die beste bis jetzt vorhandene Karte von Brasilien dem Reisenden beynahe unnütz. Diesem Mangel abzuhelfen, hat unlängst die Portugiesische Regierung den Befehl zur genauen Aufnahme der Küste gegeben, um alle dem Seefahrer drohenden Gefahren genau bestimmen zu können; auch hat man mit dieser gemeinnützigen Arbeit bereits den Anfang gemacht, und geschickte Marine-Officiere, Capitän-Lieutenant José da Trindade und Antonio Sylveira de Araujo, haben die Küste von Mucuri, St. Matthäus, Viçoza, Caravellas bis Porto Seguro und St. Cruz aufgenommen.

Der Liberalität und der aufgeklärten Denkungsart der Portugiesischen Regierung habe ich es gleichfalls zu verdanken, daß ich mich im Stande sehe, meinen Landsleuten diese Nachricht einer Reise längs der Ostküste vom 23. bis zum 13. Grad südlicher Breite, vorlegen zu können. Zwey Deutsche, die Herren Freyreiß und Sellow, welche noch mehrere Jahre hindurch in Brasilien zu reisen gesonnen sind, haben an Sr. Majestät dem Könige von Portugal und Brasilien einen großmüthigen Unterstützer gefunden; besser als sie wird nicht leicht ein Fremder in dieses Land eindringen können, da sie mit Sprache und Sitten desselben bekannt, und durch ihre mehrjährigen Reisen hinreichend vorbereitet sind. Einen Theil der von mir vollbrachten Reise machte ich in ihrer Gesellschaft, und von Herrn Freyreiß erhielt ich selbst manche interessante Notiz, wofür ich ihm meinen Dank hier öffentlich ausdrücke.

Herr Freyreiß wird mir auch in der Folge den Bericht seiner fortgesetzten Reisen, so wie naturhistorische Beobachtungen, mittheilen, und ich werde mich glücklich schätzen, sie alsdann den Freunden solcher Forschungen vorzulegen. Mein gegenwärtiger Reisebericht wird demnach nur als Vorläufer interessanterer Beobachtungen anzusehen seyn. Weitere Nachrichten und wiederhohlte Beobachtungen werden die Lücken ausfüllen, die sich in diesen Blättern finden müssen, und die der gütige Leser hoffentlich mit Nachsicht übersehen und verzeihen wird. Wohl fühle ich, wie gewagt es ist, nach der glänzenden Erscheinung jenes hellen Sternes an unserm wissenschaftlichen Horizonte, — ich meyne unsern großen Landsmann, den ausgezeichneten Alexander von Humboldt, — mit diesen Reisebemerkungen über einen Theil von Süd-Amerika öffentlich aufzutreten! Indessen ist doch der reine gute Wille, auch bey geringer Kraft, der Beobachtung nicht unwerth; und so wenig ich auch Anspruch darauf machen kann, etwas Vollendetes zu liefern, so darf ich doch hoffen, daß Freunde der Natur-, Länder- und Völkerkunde in meinen Mittheilungen manchen nicht ganz unwichtigen Beytrag zur Erweiterung dieser Wissenschaften finden werden.

I.

Reise von England nach Rio de Janeiro in Brasilien.

Brasilien, nach dem seit einer Reihe von Jahren eine Menge von Reisenden ihr Auge richten, hat den Vortheil, daß es durch eines der friedlicheren Meere von Europa getrennt wird. Der unermeßliche Ocean hat gewisse Monathe, besonders um die Zeit der Äquinoctien, wo Stürme gewöhnlich sind; dennoch aber sind sie in diesen Regionen im Ganzen weniger gefährlich, als in andern Theilen desselben, zum Beyspiel in der Nähe des Vorgebirges der guten Hoffnung, des Cap Horn u. a.

Ich verließ London zu der Zeit, wo die Stürme gewöhnlich ihre größte Heftigkeit verloren haben; und wir sahen daher einer ruhigen angenehmen Fahrt zuversichtlich entgegen. Unser Schiff, der Janus, von 320 Tonnen, verließ die Themse bey dem heitersten, schönsten Wetter, und wir vertrauten um so mehr auf das Sprichwort der Englischen Seeleute: Evening red and morning grey sign of a very fine day, als wir am Abend den Himmel auf das schönste geröthet erblickten. Wir erreichten die Mündung der Themse mit einem guten frischen Winde; allein schon gegen Abend verlor sich dieser günstige Zephyr, und man sah sich genöthiget, den Anker fallen zu lassen.

Die ersten Tage der Reise benutzt man gewöhnlich zu seiner Einrichtung im Schiffe und zur Betrachtung der neuen sich darbiethenden Gegenstände; sie verfließen daher sehr schnell. Am zweyten Tage, als der Morgen anbrach, hatte man die gegründetste Hoffnung auf eine günstige Reise. Stolze dreymastige Schiffe segelten mit uns gleichen Weg; colossale Ostindienfahrer, mit schwellenden Segeln bedeckt, feuerten ihre Kanonen ab, und glitten ruhig über den grünen Spiegel dahin; aber schon gegen Mittag wendete sich der Wind, und wurde conträr, so daß wir uns genöthiget sahen zu kreuzen. Wir segelten bey Margate, einem hübschen Städtchen, vorbey, umschifften Cap North Foreland mit seiner steil ab-

geschnittenen weißen Küste, fuhren in den Canal ein, und ankerten gegen Abend in den Downs, im Angesichte der Stadt Deal. Die Küste von England ist in dieser Gegend völlig offen; keine Bucht, keine Höhe schützt hier den Seemann, wenn Stürme eintreten. Die Menge der Schiffe vor Deal war sehr groß; die größten Ostindienfahrer und mehrere Kriegsschiffe ankerten mit uns zugleich; ein Linienschiff gab den Retraiteschuß (Sunset), und auf den andern gab ein Flintenschuß das Zeichen, worauf Zapfenstreich geschlagen ward. — Ungünstiger Wind hielt unser Schiff mehrere Tage auf der Rhede zurück; der Capitän benutzte die Zeit, um frisches Fleisch, mancherley Grünes und einige lebende Thiere zur Verproviantirung zu nehmen. Nach einigen Tagen, da der Wind etwas günstiger schien, lichteten wir die Anker, und segelten um Cap South-Foreland herum, begleitet von dem Brigg Albatros, geführt vom Capitän Harrison. Von nun an wurde uns das Wetter immer ungünstiger, und da wir dem immer conträrer werdenden Winde nicht mehr widerstehen konnten, so liefen wir wieder vor Deal auf unserm Ankerplatze ein. Der Wind nahm zu, so daß man in der Nacht schon starke Wache auf dem Verdecke halten mußte; der Himmel trübte sich immer mehr, und verdunkelte das nahe Vorgebirge South-Foreland. Der Sturm brausete furchtbar um uns her, und die dunkelgrünen Wogen der See erschienen mit weißem Schaum bedeckt. Man nahm die Segelstangen (Yards) herab, und befestigte sie in senkrechter Stellung, um dem Winde desto weniger Fläche zu biethen. So dauerte das stürmische Wetter mit abwechselnder Heftigkeit einige Tage fort, und gab den Reisenden, die zum ersten Mahl sich auf diesem unsichern Elemente befanden, eben nicht den angenehmsten Vorgeschmack von den Freuden des Seelebens. An einem Nachmittage, als der Wind etwas günstiger schien, erhielten wir das Signal von einem Kriegsschiffe, worauf die ganze Flotte die Anker lichtete. Als die Dämmerung eintrat, bedrohte uns eine neue Gefahr; die Schiffe segelten zum Theile so nahe an einander hin, und drängten sich so zusammen, daß es der größten Vorsicht bedurfte, damit nicht eines das andere beschädigte. Einer noch größeren Gefahr waren wir um Mitternacht ausgesetzt, der wir aber auch glücklich entgingen; ein mächtiges Schiff kam uns mit vollen Segeln pfeilschnell entgegen, und unsere Wachen auf dem Vordertheile bemerkten es wegen der Dunkelheit nicht eher, als bis es dicht bey uns vorbey strich. Der Wind nahm an Stärke immer zu, und da der Morgen kam, hatte sich die Scene sehr geändert; trüb und wie von Rauch umhüllt schien der wolkenleere Himmel, und bey stetem Sonnenscheine wuchs der heulende Sturm. Unser ganz

auf die Seite gelegtes Schiff kämpfte nur mit wenigen Segeln gegen den Wind, bis wir uns etwa bis 10 Uhr Morgens dem Leuchtthurme von Dungeneß gegenüber befanden. Alle Passagiere waren krank im Raume des Schiffes, wo eine öde, traurige Stille nur durch das Tosen des Sturmes in dem Tauwerke, und durch das furchtbare Brausen und Schlagen der Wogen unterbrochen wurde. Der Capitän, der alles Mögliche versuchte, um die Reise fortzusetzen, mußte endlich umkehren, und seinen Lauf wieder nach Deal richten. Jetzt wirkte der Sturm mit günstiger Kraft auf das Schiff; denn nur mit wenigen kleinen Segeln flogen wir dermaßen schnell dahin, daß wir in kurzer Zeit den Raum zurück legten, zu welchem wir die ganze Nacht gebraucht hatten. Ein Brigg, der mit uns segelte, war von den Wellen immerfort bedeckt, während wir auf dem höheren Schiffe noch ziemlich trocken blieben. Wir trafen vor Deal ein, jedoch mit solcher Schnelligkeit, daß man, um nicht auf die Küste zu laufen, in größter Eile den Anker fallen lassen mußte, welches jedoch nur mit vieler Mühe bewerkstelliget werden konnte; denn die starke Reibung des schnell ablaufenden Ankertaues verursachte eine solche Hitze, daß es bereits dampfte, und sich gewiß entzündet haben würde, wenn nicht das in Strömen von den Matrosen aufgegossene Wasser es abgekühlt hätte; endlich fiel der colossale Anker, und wir sahen uns auch aus dieser Gefahr glücklich gerettet. Glücklicher Weise hatte unser Schiff, das überhaupt eines der besten und dauerhaftesten war, gute neue Cables und ein treffliches Tauwerk. Die Menge von Fahrzeugen, die wir hier vor Anker fanden, tröstete uns einiger Maßen über unsern Zeitverlust; alle großen Schiffe hatten ihre oberen Maste und ihre Segelstangen abgenommen, um sich gegen den Sturm zu sichern, und die Kriegsschiffe lagen auf zwey Ankern. — Der augenscheinlichen Gefahr waren wir zwar nun entgangen, aber eingesperrt in den Kasten, der noch immer von den Wellen auf's furchtbarste geworfen wurde, führten wir eine Zeitlang ein trauriges Leben; und doppelt fühlten wir nun uns glücklich, als endlich das Ungestüm der Wogen nachließ, und wir froh unserer Bestimmung entgegen segeln konnten. Dungeneß liefen wir vorbey, sahen die schönen Felsenküsten von Beachyhead, einem Vorgebirge in Sussex zwischen den Städten Hastings und Shoreham, wo die Französische Flotte im Jahre 1690 die vereinigte Holländische und Englische schlug, sahen am Mittage die wegen ihrer Seebäder so berühmte Stadt Brighthelmstone (Brighton) 56 Englische Meilen von London, und befanden uns Abends im Angesichte der Insel Wight bey unbewegtem ruhigem Meere und dem schönsten Mondscheine. Fröhlichkeit

war wieder bey unserer Schiffs-Gesellschaft zurückgekehrt; die Geigen der Matrosen ließen sich wieder vernehmen, und beym Tanze vergassen die jungen Leute die erlittene Angst.

Am 20. May Morgens verließen wir St. Katharina's Point auf der Insel Wight, und segelten dann Portland Point in Dorsetshire vorbey, wo der schöne Londoner Baustein gebrochen wird. In der nächsten Nacht erhob sich wieder ein so heftiger Sturm, daß das Schiff kreuzen mußte, um nicht gegen die Felsenküsten von England geworfen zu werden, wobey uns von dem Winde ein Segel zerrissen wurde. Am Abend des folgenden Tages liefen wir wegen hoher See und etwas ungünstigem Winde in dem sichern Busen von Torbay ein. Dieser Busen ist weit und von Felsengebirgen schön eingefaßt. Nördlich tritt Cape Portland Point und südlich Cape Start Point vor. Hier gedachten wir besseres Wetter abzuwarten, und uns von den überstandenen Beschwerden auszuruhen. Allein zwey Schiffe, die mit uns gleiche Bestimmung hatten, signalisirten, und gaben uns zu verstehen, daß sie mit uns zu segeln wünschten. Wir mußten also der gehofften Ruhe schon wieder entsagen, und die Briefe nach dem Vaterlande, die wir sämmtlich fertig liegen hatten, mit in See nehmen. Gegen Abend umsegelten wir das südlich vortretende Cape Start Point; hohe zackige Felsenwände bilden ein wildes Vorgebirge, auf dessen Höhe, wie an allen Küsten von Devonshire, eine schön grün bewachsene Fläche sich zeigt. Die Berge erschienen zum Theile gelb gefärbt von den weit in's Auge fallenden Blumen des Ulex, eines Strauches, der in England und Frankreich sehr gemein ist. In der See blicken kleine Felsen-Inselchen hervor, an denen weiß schäumend die Wogen sich brechen, ein Gemählde, das heute durch die milde Beleuchtung der freundlich untergehenden Sonne noch reitzender ward. Unser Schiff, von der stark bewegten See bald hoch gehoben, bald in die Tiefe zu stürzen scheinend, eilte nun dem Ocean entgegen. Als der folgende Morgen erschien, erblickten wir Fort Pendennis, unweit Falmouth, in der Ferne, und verließen den Canal bey Cape Lizzard, das sich durch seine beyden weißen Leuchthäuser (Lighthouses) auszeichnet. Die Küsten von Devonshire und Cornwall haben nicht die weiße Farbe derer von North und South Foreland, sondern sind mehr rothgefärbt. Falmouth in Cornwall ist ein kleiner aber wichtiger Hafen, indem von hier alle Packete nach den verschiedenen Gegenden der Welt abgehen; in den ersten Tagen eines jeden Monathes findet man hier Schiffe, welche nach Lisboa, Brasilien, Westindien, Nord-Amerika, Indien u. s. w. bestimmt sind. So befanden wir

uns denn nun in dem unermeßlichen Ocean. Alles Land verschwand aus unsern Augen. Auch die letzte Spitze von England, Cape Landsend, entzog sich am 22. May gegen Mittag unserm Blicke. Von diesem Augenblicke an hören Unterhaltung in den Umgebungen auf; Meer und Himmel sind nun die einzigen sichtbaren Gegenstände, die man bald ziemlich genau kennen lernt; jetzt sucht man Beschäftigung am Schreibtische, und ist glücklich, wenn man sich hinlänglich mit guten Büchern versehen hat. Unsere Reise ging ohne Zufälle mit abwechselnd gutem Wetter in zehn Tagen bis Madeira. Wir unterhielten uns auf dieser Fahrt häufig durch das Auswerfen der Angeln und anderer Fischergeräthschaften; allein nur die Trigla Gurnardus, ein guter eßbarer Fisch, ward gefangen. Schaaren von Braunfischen (Delphinus Phocaena, *Linn.*) begleiteten oft weit unser Schiff, besonders bey etwas unruhiger See; wir feuerten nach ihnen, hatten aber nicht das Glück einen zu erlegen. Zu den häufigen Begleitern der Schiffe gehört auch besonders der kleine schwarze Sturmvogel (Procellaria pelagica), der von den Portugiesen Alma de Mestre genannt wird. Die Seeleute halten es für ein Zeichen eines nahe bevorstehenden Sturmes, wenn diese Vögel sich in bedeutender Anzahl um die Schiffe versammeln, und sehen sie darum höchst ungern. Ein Kriegskutter überbrachte uns die Nachricht von der Kriegserklärung Englands an Frankreich; man rief unsere Matrosen auf, ohne jedoch einen davon für den königlichen Dienst zu nehmen. Die erhaltene Nachricht war Ursache, daß wir bald nachher in große Unruhe versetzt wurden, als wir von der Spanischen Küste herüber ein Schiff geradezu auf das unsrige seine Richtung nehmen sahen; doch dauerte unsere Besorgniß nicht lange; man erkannte es sehr bald für ein Englisches; es übernahm unsere Briefe nach Europa zur Besorgung. Am 1. Juny gegen Mittag zeigte sich südlich ein hohes Land und hohe Gebirge in trüber Ferne; es war die schöne große Insel Madeira. Abends um sechs Uhr befanden wir uns an ihrer Westspitze, Ponta Pargo, und umschifften dieselbe mit frischem Winde. Eine große Menge von Sturmvögeln, Möven und andern Wasservögeln belebten das Meer. Die Ansicht von Madeira ist schön; die Insel zeigte sich uns als ein einfaches Felsenland, dessen Rücken heute in Wolken verhüllt war. Von allen Seiten erhebt sie sich steil, schwärzlich gefärbt, mit tiefen Schluchten und Rissen; überall aber breitet der Weinstock seine grünen Ranken aus, und zwischen ihnen schimmern die weißen Wohnungen und Landhäuser der Bewohner durch. Auf den Rücken jener Höhen, die nicht durch Wolken verschleyert waren, zeigten sich grüne Weiden, gleich Alpen, und hohe dunkle Baumgruppen beschatteten die kleinen Wohnungen.

Diese schöne Insel hat ein vorzügliches Clima, in welchem die Gewächse der heißen, wie der gemäßigten Zone gedeihen; große Wärme ist hier mit vieler Feuchtigkeit verbunden, und Regen muß häufig fallen; denn an den steilen Felsenwänden haben die von Zeit zu Zeit herabstürzenden Regenbäche tiefe Rinnen und Einschnitte ausgewaschen Achtzig tausend Einwohner nähren sich hier größten Theils vom Baue des so beliebten Weines, so wie mancher herrlichen Früchte, der Orangen, Bananen, Citronen und anderer mehr.

Da es unsere Absicht nicht war, Funchal, die Hauptstadt der Insel, zu besuchen, so hielten wir uns nicht auf, sondern strichen mit einem frischen Winde vorwärts, und verloren bald die Insel aus dem Gesicht. Ein günstiger Passatwind trieb uns mit großer Schnelligkeit nach dem Wendekreise hin, ohne daß besondere Ereignisse unsere Ruhe gestört hätten. Fliegende Fische erhoben sich in silbernen Geschwadern, und flohen zu beyden Seiten vor unserm Schiffe. Je näher man dem Äquator kommt, desto häufiger erscheinen diese Thiere; ehe man den Wendekreis berührt, sind sie noch selten.

Am 6. Juny durchschnitten wir den nördlichen Wendekreis, und erhielten von nun an einige Unterhaltung durch verschiedene sich uns zeigende Mollusken. Unter dem 22. Grad 17 Min. nördlicher Breite erblickten wir die erste Physalie (Physalis), ein äußerst sonderbares Mollusk *), das von hier an nach dem Äquator nun immer häufiger erscheint, so daß man weiter südlich deren mehrere Hunderte an einem Tage zählen kann. Sehr viele Reisebeschreiber haben dieses sonderbaren Geschöpfes schon erwähnt, und es interessirte mich daher ganz besonders, dasselbe genauer zu beobachten. Der größere über dem Wasser schimmende Theil des Thieres ist eine mit Luft gefüllte Blase, die bloß dazu zu dienen scheint, den Obertheil über Wasser zu halten; an ihrem untern Theile stehen acht bis neun Bündel langer Fleischfäden, welche an der Wurzel in kurze dicke Stämme verwachsen sind, und hier an der Basis der Blase ein Ganzes ausmachen. In diesem Theile liegt das Leben des Thieres; die Fäden sind reitzbar (aber nicht die Blase), verlängern und verkürzen sich, fangen auch den Raub, und sind mit einer Menge von Saugnäpfchen und Saugwarzen bedeckt. Die Blase scheint unveränderlich; ich habe keine Canäle finden können, die sich in dieselbe öffnen; sie

*) Über dieses Mollusk siehe die Nachrichten des Herrn Hofrath Tilesius im 3. Band von Capt. von Krusenstern's Reise um die Welt. Seite. 1 bis 108

fällt beym Absterben des Thieres nicht zusammen; denn selbst in Weingeist gesetzt, behält sie ihre Gestalt. Ihr Bewegungsvermögen ist nur schwach; sie krümmt sich in die Gestalt eines halben Mondes, auch biegt sie ihre beyden Enden auf- und abwärts. Durch diese Bewegungen richtet sie sich auf, wenn eine heranrollende Welle sie umgeworfen hat. Die Blase selbst kann man ohne schmerzhafte Empfindung berühren; allein die Saugfäden verursachen einen brennenden Schmerz. Dieses merkwürdige Mollusk wird von den Engländern Portuguese man of war, von den Franzosen Galère, und von den Portugiesen Agoa viva oder Caravela genannt. Näher nach dem Äquator zu nahm die große Zahl dieser Mollusken ab; hier fanden wir hingegen die Medusa pelagica oft sehr häufig. Seevögel umflatterten uns ebenfalls einige Mahl; nach einem Sturmschauer fing der Steuermann Cook eine Meerschwalbe (Sterna stolida, *Linn.*) mit den Händen, da sie ermüdet sich niedergesetzt hatte; auch zeigten sich Fregattvögel (Pelecanus aquilus, *Linn.*) die von den benachbarten Klippen verschlagen worden waren.

Das Wetter blieb, während wir die nördliche heiße Zone durchschifften, im Ganzen gut; aber nun wurde uns oft die immer zunehmende Hitze im Schiffe sehr beschwerlich. Dunkle Regen- und Sturmwolken stiegen zuweilen völlig isolirt am Horizonte auf; sie breiteten sich aus, kamen schnell heran mit einem äußerst heftigen Sturme und Regenschauer, wovon sogleich das ganze Schiff überschwemmt war, machten aber gewöhnlich in einer halben Stunde dem heitersten Sonnenscheine schon wieder Platz. Da es uns zuletzt an gutem frischem Wasser zu fehlen anfing, so waren die Regengüsse oft sehr willkommen. Unvorsichtige Schiffer, die bey der Annäherung ähnlicher Wetter nicht die obern Segel einziehen, leiden zuweilen von diesen plötzlichen Windstößen (Squalls) Schaden, oder verunglücken gar; nach den Erzählungen unserer Schiffer hatte vor noch nicht langer Zeit dieses traurige Schicksal ein Schiff betroffen. Auch auf unserm Schiffe zerriß der Sturm einige Segel, that aber übrigens keinen Schaden, da man jederzeit auf dergleichen Fälle vorbereitet war.

Am 22. Juny durchschnitt der Janus den Äquator, wo Neptun, wie gewöhnlich seinen Besuch am Bord abstattete. Schon am Abend zuvor hatte man uns einen Abgeordneten des Herrschers der Meere angekündigt; dieser stieg zu uns herauf, und unterhielt sich mit dem Capitän durch das Sprachrohr, worauf er mit einem feurigen Schiffe wieder abfuhr; seine Fregatte, bestehend in einer brennenden Theertonne, gewährte uns Allen noch einen schönen Anblick in der Dunkelheit der Nacht.

Vom Äquator südlich fanden wir jetzt weniger gutes Wetter. Kurze Regenschauer, begleitet von Sturmstößen, stellten sich häufiger ein; die See war nicht selten bewegt, Sturmvögel (Procellaria pelagica) und Delphine, Braunfische und größere Cetaceen zeigten sich öfters. Wir hatten die Linie unter dem 28. Grad 25 Min. W. L. von Greenwich durchschnitten, weil wir früher, den Afrikanischen Küsten näher, viel Regen und Gewitter gefunden hatten, und deßhalb mehr westlich gesteuert waren; dieses brachte uns in die Strömungen, welche nach der Amerikanischen Küste hinziehen.

Am 27. Juny Morgens, als wir zum Frühstücke vereint waren, wurde uns die Ansicht des Landes gemeldet. Alles stürzte auf's Verdeck, und siehe da, Brasilien stieg vor unsern freudigen Blicken über den Spiegel des Oceans empor. Bald erschienen zwey Arten von Tang (Fucus) und mancherley Anzeigen der Küste, bis wir endlich ein Fischerfloß in See erkannten, auf welchem sich drey Menschen befanden. Diese Flöße, Jangadas, werden aus fünf bis sechs Baumstämmen von einer leichten Art Holz gemacht, die in Brasilien Pao de Jangada genannt wird. Koster hat in seiner Reise nach Brasilien die Zeichnung davon gegeben. Diese Jangadas gehen ziemlich sicher in See; sie werden zum Fischfange oder zu Fortschaffung verschiedener Gegenstände längs der Küste gebraucht, und laufen schnell, da sie ein starkes Segel an einem niedern Maste führen. Wohl würden wir nach einer langen Fahrt gern die Gelegenheit benutzt haben, uns mit einigen frischen Fischen zu versehen; doch schien uns die Befriedigung dieses Wunsches nicht bedeutend genug, um deßhalb der Fischer-Jangade nachzusegeln. Wir liefen schnell nach der Küste hin, und hatten uns derselben schon gegen Mittag so sehr genähert, daß man sie für die Gegend von Goiana oder Paraiba do Norte in der Capitania von Pernambuco erkennen konnte. Wenn wir bey starkem Winde und bey Nacht in dieser Richtung dem Lande uns so genähert haben würden, so hätten wir in große Gefahr gerathen können. Glücklicher Weise konnten wir jetzt bey Zeiten umlegen und wieder der hohen See zusteuern. Schon in der Nacht traf sehr heftiger Regen mit Sturm ein, der uns nöthigte, mehrere Tage beynahe auf derselben Stelle zu kreuzen. Der Wind heulte, das Schiff ward heftig umher geworfen, Regen stürzte in Strömen vom Himmel, so daß wir selbst in unsern Betten kaum mehr sicher waren. Unsere Matrosen litten am meisten durch die Nässe; sie mußten wegen den uns drohenden Gefahren Tag und Nacht auf dem Verdecke seyn, und selbst der Rhum war kaum mehr hinreichend, sie bey Muth und gutem Willen zu erhalten. Der Anblick der See in diesen finstern stürmi-

schen Regennächten war furchtbar. Hoch sich aufthürmend schlugen die brausenden Wogen bis auf's Schiff, und die ganze unabsehbare Wasserfläche schien in Feuer zu stehen; tausend leuchtende Puncte, Striche, und selbst große weite Felder glänzten um uns her, und veränderten Gestalt und Ort in jedem Augenblicke. Dieses Licht gleicht vollkommen dem des feuchten faulenden Holzes, das wir öfters in den Wäldern sehen. Man hofft bey jenen finstern Sturmnächten gewöhnlich auf den kommenden Tag; allein der Tag erschien uns oft, ohne unsere Lage zu bessern. Furchtbar trübe und dunkel zeigte er sich uns, wie die Nacht, die vor ihm herging, und die Seeleute konnten ihre Besorgnisse vor noch heftigerm Sturme nicht unterdrücken. Man machte alsdann jedes Mahl die erforderlichen Vorbereitungen, zog manche Stricke, die in der Nacht gewichen waren, wieder an, befestigte die Masten, den Bogspriet und so weiter, und setzte die Pumpen in Bewegung, um die Dichtigkeit des Schiffes zu untersuchen und dergleichen. Solche Zurüstungen sind für die Passagiere äußerst beunruhigend und ängstigend. Einen bedeutenden Fehler hatten wir dadurch gemacht, daß wir uns hier bey Pernambuco der Küste so sehr genähert hatten, da in dieser Gegend im Winter der heißen Zone stets ähnliche Gewitter und Stürme herrschen. Der Capitän wendete das Schiff, so viel es der Wind erlaubte, um die hohe See zu suchen, mußte aber beständig kreuzen, und kam demnach wenig vorwärts. Endlich, etwa acht Tage nach unserer ersten Ansicht des Landes, wurde der Wind etwas besser, und erlaubte uns eine günstigere Richtung zu nehmen. Man maß einige Mahl die Strömung der See, eine nöthige Vorsichtsmaßregel, da wir der Küste so nahe steuerten; große Seevögel, Möven oder Petrelle umschwebten uns einzeln, ohne daß wir jedoch einen davon hätten schießen können; dabey umschwammen Physalien unser Schiff; fliegende Fische flohen vor uns, und große Cetaceen bliesen ihren Wasserstrahl in die Luft.

Am 8. gegen Mittag hatten wir wieder die Ansicht der Brasilianischen Küste in der Gegend der Bahia de todos os Santos. Sie zeigte uns hohe schön geformte Gebirge, über denen dichte Wolkenschichten gelagert waren. Man sah Strichregen auf sie herabfallen, so wie auch wir in See noch beständig abwechselnd Sturm, Regen und ungünstigen Wind hatten. Da wir des Abends den Wind von der Küste her zu erwarten hatten, so segelten wir am Tage nach derselben hin; und da jener nie eintrat, bey Nacht immer wieder in hohe See; auf diese Art hatten wir fast beständig den Anblick der Küste. Am 10. ward das Wetter schön und der Wind günstig. Wir waren die gefährlichen Felsen-Inseln der Abrol-

hos (öffne die Augen, abra os olhos) vorbey geschifft, und konnten jetzt die Richtung gerade auf Cabo Frio nehmen. Unter dem 22. Grad 23 Min. südlicher Breite beobachtete ich eine zweyte Art von Seeblase (Physalis), die weit kleiner als die gewöhnliche Art ist, und nichts Rothes in ihrer Färbung hat; es ist ohne Zweifel die, welche Bosc im zweyten Bande seiner Histoire naturelle des Vers, Tab. 19 abgebildet hat. Dieses Thier fand sich in großer Menge. Die Hitze wurde jetzt am Mittage in dieser Region des Meeres immer drückender; von einer Tasse Thee gerieth man in starke Transpiration. Dagegen waren die Nächte bey hellem Mondscheine und dem Glanze der Sterne, welche vorzüglich hell und heiter strahlten, von angenehmer Temperatur. Die Anzeigen des nahen Landes nahmen nun immer mehr zu; Fucus, Pflanzen und dergleichen zeigten sich in Menge, bis wir am Nachmittage des 14. die Küste wieder erblickten, und deutlich vor uns das Vorgebirge Cabo Frio mit einer kleinen vorliegenden Felsen-Insel erkannten. Laut und lebhaft äußerte sich die allgemeine Freude; denn wir waren heute seit unserer Einschiffung zu Gravesend an der Themse schon 70 Tage in See, und hatten bis Rio de Janeiro nur noch eine kurze Reise zu machen. Gegen Morgen umsegelte der Janus mit günstigem Winde Cabo Frio, und am 15. July waren wir im nahen Angesichte der Südküste von Brasilien, da das Vorgebirge die Südküste von der Ostküste trennt. Der frische günstige Wind bewegte stark das Meer, welches hier, wie an den Küsten von Europa, schon die hellgrüne Küstenfarbe angenommen hatte. Die Berge von Brasilien, von den schönsten, abwechselndsten Formen, alle grün mit jetzt eben mannigfaltig beleuchteten, schönen Waldungen bedeckt, die sich in ununterbrochener Reihe längs der Küste hinziehen, versetzten uns sämmtlich in eine ungemein fröhliche Stimmung; wir mahlten uns im Geiste schon jene neuen, noch nie gesehenen Scenen aus, und erwarteten mit Sehnsucht den Augenblick der Ankunft. Die Urgebirge, an denen wir hinsegelten, haben die mannigfaltigsten Bildungen; oft sind sie kegel- oder pyramidenförmig; Wolken waren auf ihnen gelagert, und ein leichter Nebel oder Dunst gab ihnen eine angenehme sanfte Färbung. Am Mittage hatten wir im Schatten bey sehr schwachem Winde 19 Grad Reaumur (74¾ Fahrenheit) Wärme. Bey einer bald darauf eingetretenen Windstille, die uns bis zum Abende aufhielt, stand das Thermometer auf 17 Grad Reaumur; etwas später erhob sich der Wind, hinlänglich stark, das Schiff segelte schnell, und am folgenden Morgen befanden wir uns vor dem Eingange in das große Binnenwasser von Rio de Janeiro.

Bey einer von neuem eingetretenen Windstille lagen wir eine Zeit lang auf einer und derselben Stelle, wurden aber von der bewegten See stark geschaukelt. Nahe vor uns hatten wir die Öffnung in der Küste, die nach der Königsstadt Rio de Janeiro führt; eine Menge kleiner Felsen-Inseln liegt darin zerstreut, von denen einige durch ausgezeichnete Formen auffallen, und mit den entfernteren Gebirgsmassen der Küste eine höchst mahlerische Ansicht gewähren. Die dem zweyten Abschnitte der Quart-Ausgabe beygefügte Vignette liefert davon ein treues Bild; die Sonne geht auf, und beleuchtet mit ihren kräftigen Strahlen den glänzenden Spiegel des bey der Windstille glatten, ruhigen Meeres, so wie die sich zu beyden Seiten in mahlerische Perspective verlierenden Gebirge. Unter ihnen zeichnet sich zur Linken der sogenannte Zuckerhut (Pão d'assucar) durch seine kegelförmige Gestalt besonders aus, und zur Rechten gewahrt man ihm gegen über in der Ferne die Landspitze, auf welcher zum Schutze der Hauptstadt das Fort St. Cruz; eine kleine, aber starke und mit vielen Kanonen versehene Festung, erbauet ist.

Da sich der Wind gegen 11 Uhr äußerst leise erhoben hatte, so rückte das Schiff kaum bemerkbar vorwärts, wiewohl man ihm durch alle Segel zu helfen suchte. Diese Zeit der Unthätigkeit beschlossen wir zu benutzen, um durch die Untersuchung einer jener Felsen-Inseln die erste nähere Bekanntschaft des Brasilianischen Bodens zu machen. Der Capitän ließ das Boot in See setzen, nahm einige Matrosen mit, und drey der Passagiere, worunter auch ich mich befand, begleiteten ihn. Man ruderte vorwärts, ohne zu bemerken, daß unser Boot sehr stark Wasser zog, indem es immer am Hintertheile des Schiffes aufgehangen, durch die Hitze der Sonnenstrahlen stark ausgetrocknet war. Als wir eine halbe Stunde heftig gegen die hochschwellende See gearbeitet hatten, sahen wir uns genöthiget, das eingedrungene Wasser auszuschöpfen; da es uns aber an Schöpf-Instrumenten fehlte, so blieb nichts übrig, als die Schuhe auszuziehen und mit ihnen dieses Geschäft zu verrichten. Das hohe Anschwellen der See hatte das Schiff unsern Augen entzogen; wir erreichten indessen nach zweymahligem Ausschöpfen des Bootes mit unsern Nothschaufeln glücklich die Ilha raza (die flache Insel zum Unterschiede von der hohen, Ilha rotunda so genannt), wo wir zu landen wünschten. Leider zeigte sich aber bey unserer Ankunft an dieser wüsten Insel die Unmöglichkeit, das Ufer zu ersteigen; denn rings umher waren steile, gebrochene, bunte Felsen, woran eine Menge Fleischgewächse ein wahres Wurzel- und Zweignetz verbreiteten; die ungestüme, mit weißem Schaume hoch aufspritzende Bran-

hos (öffne die Augen, abra os olhos) vorbey ge…
ten jetzt die Richtung gerade auf Cabo Frio neh…
Grad 23 Min. südlicher Breite beobachtete ich …
Seeblase (Physalis), die weit kleiner als d…
und nichts Rothes in ihrer Färbung hat; …
welche Bosc im zweyten Bande seiner …
Vers, Tab. 19 abgebildet hat. Diese …
Menge. Die Hitze wurde jetzt am M…
Meeres immer drückender; von ei…
starke Transpiration. Dagegen wa…
scheine und dem Glanze der Ste…
ter strahlten, von angenehme…
hen Landes nahmen nun im…
dergleichen zeigten sich in M…
die Küste wieder erblickt…
Cabo Frio mit ein…
ten. Laut und lebhaft … weitert
waren heute seit uns … ungeschwollene
schon 70 Tage in … anus bestimmt zu
noch eine kurze … mit, schöpften wieder ein
nus mit gü… Schuhen aus dem Boote, und
ren wir im … der den hohen Wellen die Spitzen der
Vorgebirg… zu entdecken. Nach einer langen anstrengenden
stige Wi… wir endlich das Schiff, auf welchem man auch in
sten vo… um uns gerathen war. Wegen des schwachen Windes
Die … wir nur äußerst langsam fort, ankerten aber dennoch, als
me… Abend kam, schon in dem stark verengten Eingange des großen
F…

*) Die Strömungen im Eingange des Busens von Rio werden den Schiffen bey eintretender Windstille oft gefährlich. Kurz vor meiner Ankunft hatte sich ein merkwürdiger Fall dieser Art daselbst zugetragen. Ein Amerikanisches Schiff lief ein, und gleich darauf ein Englischer Caper; der Amerikaner zögerte lange, auszulaufen, mußte aber endlich absegeln, und der Engländer wollte ihm sogleich folgen, um ihn zu nehmen. Nach den Hafengesetzen von Rio ist den Schiffen eine Frist von drey Stunden vergönnt, ehe ein feindliches Fahrzeug ihnen folgen darf. Der Engländer mußte daher drey Stunden verstreichen lassen; dann aber zog er alle Segel auf, und eilte nach. Kaum war er in die Gegend der Ilha rotunda gekommen, als eine völlige Windstille eintrat; die Strömung warf nun das Schiff mit großer Gewalt an den Felsen; es scheiterte, und ging mit aller Mannschaft zu Grunde, während der Amerikaner schon längst in offener See war.

von Rio de Janeiro, der vor Zeiten von den hier
n Stämmen der Urbewohner Ganabara genannt wurde.
gang ist imponirend und äußerst mahlerisch. Zu beyden
n sich hohe schroffe Felsengebirge, denen der Schweiz
ancherley sonderbar gestalteten Kuppen und Hörnern,
re eigenen Nahmen haben. Unter ihnen belegt man
en mit dem Nahmen der Duos Irmaos (der bey-
andere wird von den Engländern Parrotbeak
nnt, und weiter hinein liegt der hohe Cor-
n von Rio aus besteigt, um eine weite
n Gegend zu erhalten. Als wir etwa eine
rt den Anker geworfen hatten, durch-
e große, uns umgebende Natur. Die
heile mit Wald bedeckt, aus dessen
ie Cocos-Palmen empor steigen.
nds auf jenen ansehnlichen Urgebir-
e Gipfel; an ihrem Fuße brandete weiß-
und verursachte ein Geräusch, das wir von al-
um uns her die ganze Nacht hindurch vernahmen.
Schimmer der untergehenden Sonne erblickten wir auf dem Spiegel des Meeres Schaaren sehr schön gefärbter Fische, deren prächtig rothe Farbe einen seltenen Anblick gewährte. Seetang (Fucus) und einige Mollusken, die wir fischten, beschäftigten uns, bis die einbrechende Nacht und der in dieser Zone der Erde gewöhnliche heftige Thau uns vom Verdecke in den Raum des Schiffes hinab nöthigten. Als wir aber im Begriffe waren, uns zur Ruhe zu begeben, rief uns ein fernes Schießen wieder auf's Verdeck. Im Hintergrunde des Meerbusens, da, wo wir wegen einer Menge großer Schiffe die Lage von Rio de Janeiro vermuthet hatten, überraschte uns in der Dunkelheit der Nacht ein wahrhaft prachtvoller Anblick — ein schönes großes Feuerwerk. — Der nächste Morgen ward nunmehr mit Ungeduld von uns erwartet; auch lichteten wir, als kaum die Sonne ihre ersten heißen Strahlen verbreitete, die Anker, und segelten mit einem mäßigen Winde dem Hafen zu. So viel Unser waren, vereinten wir uns Alle auf dem Verdecke; stolz wehte über unsern Köpfen die Englische Flagge, und alle Segel waren majestätisch aufgeschwellt. Ein Boot nahete sich mit acht Indischen Ruderern *), und brachte zwey Piloten, um

*) Indier (Indios) nennen die Portugiesen alle Urbewohner von Brasilien, so wie man überhaupt fälschlich alle Amerikanischen Völkerstämme, in allen Theilen dieses weiten Continents, Indianer oder Indier zu nennen pflegt.

den Janus zur Stadt Rio vor Anker zu führen. Sie überreichten uns als Proben ihres schönen Landes, köstliche Orangen, die uns um so willkommener waren, da wir nun in den 72 Tagen unserer Seefahrt keine frischen Früchte genossen hatten. Jetzt segelten wir von einem Ufer zum andern in den engen Eingang des Busens, immer weiter nach der Stadt hinauf. Prachtvoll schwanden die Gebirge an beyden Ufern dahin; wir sahen niedliche Wohnungen mit freundlich rothen Dächern in von dunklem Gebüsche beschatteten Bergschluchten liegen, aus welchen schlanke Cocospalmen emporstiegen; Schiffe segelten hin und her, kleine Inseln wurden zurück gelegt, unter welchen sich eine auszeichnet, auf welcher Villegagnon das Fort Coligny erbaut hatte, und welche noch seinen Nahmen trägt; im Jahre 1560 wurden die Franzosen von da vertrieben. Von hier übersieht man einen Theil des großen Busens von Rio, welcher in blauer Ferne rund umher von hohen Gebirgen eingefaßt ist, worunter die Serra dos Orgaos (das Orgelgebirge) durch die merkwürdigsten, den Schweizerischen ähnlichen Kegelhörner sich auszeichnet. Mancherley niedliche Inseln liegen in diesem schönsten und sichersten Hafen der neuen Welt, dessen Eingang an beyden Seiten durch starke Batterien vertheidiget wird. Gerade gegenüber ist man hier der Stadt Rio de Janeiro, oder eigentlich St. Sebastian, die auf mehreren Hügeln unmittelbar am Ufer erbaut ist, und mit ihren Kirchen und Klöstern auf den Höhen einen angenehmen Anblick gewährt. Den nahen Hintergrund der Stadt bilden schöne, mit Wald bedeckte grüne Gebirge von ziemlich kegelförmiger, oben abgerundeter Gestalt; sie verschönern unendlich die Landschaft, deren Vordergrund durch eine Menge Schiffe aller Nationen belebt wird. Hier herrscht reges Leben und mannigfaltige Thätigkeit; Boote und Canots fahren hin und her, und die kleinen Küstenschiffe der benachbarten Hafen füllen den Raum zwischen den majestätischen Dreymastern der Europäischen Völker.

Kaum hatte unser Schiff geankert, als wir schon von mehreren Booten umlagert wurden; eines derselben führte Soldaten, die sogleich das Verdeck besetzten; die Bedienten der Alfandega (Zollbeamten) stellten sich ein; auch erschien eine Gesundheits-Commission, welche den Gesundheits-Zustand der Angekommenen, und Officiere, welche unsere Pässe untersuchten; endlich ward das Schiff von einer Menge Engländer angefüllt, welche nach Neuigkeiten aus dem Vaterlande verlangten. Leicht schwand uns nun am Bord unseres Schiffes der letzte Abend, nach einer Gefangenschaft von zwey und siebzig Tagen, und während wir uns bey heiterem Mondscheine und einer stillen, angenehm warmen Temperatur bis spät in die Nacht

auf dem Verdecke unterhielten, konnten wir uns gegenseitig die ungeduldigen Erwartungen für den kommenden Tag nicht verbergen. Unsere Einbildungskraft beschäftigte sich mit den lebhaftesten Bildern der nahen Zukunft, und doch konnte ich dabey nicht ohne Interesse auf die jetzt in Ruhe versetzten hohen Masten des guten Schiffes zurücksehen, welches uns so sicher und nach so manchen glücklich überstandenen Prüfungen aus fernen Landen herüber geführt hatte. Der Reisende, welcher auf dem unermeßlichen Ocean für eine lange Zeit seine Heimath in einer solchen künstlichen Arche gefunden hat, fühlt gegen sie eine gewisse Dankbarkeit, wenn er sie verlassen soll, und dem rohen, aber biederen Seemanne, der so lange seine Stütze war, wünscht er herzliches Lebewohl, und Glück zu den weitern Zügen auf jenem unsichern trügerischen Elemente, dem er sein Leben gewidmet hat.

II.

Aufenthalt in Rio de Janeiro.

Die Stadt und ihre Umgebungen. Die Indianer zu St. Lorenzo. Anstalten zur Reise in's Land.

Rio de Janeiro, welches in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts nur 2500 Einwohner mit 600 Soldaten zählte *), hat sich nun zum Range einer der ersten Städte der neuen Welt erhoben. Da man schon mehrere Schilderungen dieser Hauptstadt besitzt, so würde es unnütze Wiederhohlung seyn, wenn ich mich auf eine förmliche Beschreibung derselben einlassen wollte. Barrow, der angenehme Reisebeschreiber, gab eine ziemlich anschauliche Idee von ihr; man findet aber jetzt die Ansicht im Ganzen sehr verändert, da mit dem Könige beynahe 20,000 Europäer aus Portugal einwanderten, welches die natürliche Folge hatte, daß nun die Brasilianischen Gebräuche den Europäischen weichen mußten. Verbesserungen aller Art wurden in der Hauptstadt vorgenommen; sie verlor viel von ihrer Originalität, und ward hierdurch Europäischen Städten ähnlicher. Freylich befremdet es den neuen Ankömmling, unter den zahlreichen, in den Straßen sich drängenden Menschen den größeren Theil schwarz oder gelbbraun gefärbt zu sehen; denn Rio zählt unter seiner beträchtlichen Volksmenge mehr Neger und farbige Leute, als Weiße. Mancherley Nationen werden hier durch den Handel vereint, und aus ihrer Verbindung entspringen wieder mancherley neue Blendlinge. Den vorzüglicheren Theil der Bewohner aller Portugiesisch-Brasilianischen Staaten machen echte Europäische Portugiesen aus, Portuguezes oder Filhos do reino; ferner Brazileiros (Brasilianer oder Portugiesen in Brasilien geboren, von mehr oder weniger reiner Abkunft); Mulatos (Mulatten, aus der Vermischung

*) *Southeys* History of Brasil. Vol. II. p. 667.

der Weißen mit Negern); Mamaluccos (Mamelucken, von Weißen und Indiern, sonst auch Mestizen genannt); Negros (echte Neger aus Afrika, auch Muleccos genannt; Creolos (Creolen, von Negern in Brasilien geboren); Caribocos (vom Neger und Indier); Indios, reine Indier oder Urbewohner von Brasilien, unter denen man die civilisirten Caboclos nennt, und die noch im rohen Urzustande lebenden mit dem Nahmen der Gentios, Tapuyas oder Bugres belegt.

Von allen diesen Farben-Varietäten kommen Proben in Rio de Janeiro vor, jedoch von den Tapuyas nur einzeln, als Seltenheiten. Dieses merkwürdige Gemisch sieht man bey dem ersten Eintritte in die Straßen der Stadt mannigfaltig beschäftigt, so wie neben ihnen auch alle Europäischen Nationen. Sehr zahlreich sind hier die Engländer, Spanier und Italiäner; Franzosen wandern jetzt aus ihrem Vaterlande in Menge dahin aus; in geringerer Anzahl findet man Deutsche, Holländer, Schweden, Dänen und Russen. Neger, zum Theil mit halbnacktem Körper, ziehen schwere Lasten, und durch diese nützliche Menschen-Classe werden alle Kaufmannsgüter vom Hafen in die Stadt geschafft; sie tragen vereint zu zehn und zwölf, durch Gesang oder vielmehr Geheul sich im Tacte haltend, schwere Lasten an großen Stangen. Der Karren bedient man sich nie, um Waaren fortzuschaffen; dagegen sieht man Kutschen und andere von Maulthieren gezogene Fuhrwerke, welche die, im Allgemeinen schlecht gepflasterten, aber mit Trottoirs versehenen Straßen durchkreuzen. Die Straßen durchschneiden sich meistens in rechten Winkeln; die Häuser sind größten Theils niedrig von ein oder zwey Stockwerken. Doch gibt es in einigen Theilen der Stadt ansehnliche Gebäude, besonders in der Nähe des Hafens, der Rua direita, und in der Gegend des nicht besonders prächtigen aber schön gelegenen königlichen Pallastes, wo man nach dem Meere hin eine herrliche Aussicht hat. Zu den vorzüglicheren Gebäuden gehören besonders die zahlreichen Kirchen, welche innerlich zum Theil prächtig verziert sind; Kirchenfeste, Prozessionen und ähnliche Feyerlichkeiten fallen hier häufig vor, und man hat die sonderbare Gewohnheit, bey allen Gelegenheiten der Art, in den Straßen vor den Kirchthüren Feuerwerke unter heftigem Geknalle und Geprassel abzubrennen.

Rio besitzt ein ziemlich ansehnliches Opernhaus, eine Italiänische Oper und Französische Ballett-Tänzer. Ein bedeutendes Werk ist der Aquäduct, und vorzüglich angenehm der Spaziergang nach der Höhe, von welcher derselbe in die Stadt hinab läuft; herrlich ist von dort aus die Aussicht in den Hafen, und auf die in einem Thal-Einschnitte ausgebreitet liegende Stadt, aus welcher Cocospalmen

(Cocos butyracea) emporsteigen. Auf der Landseite ist die Stadt von einigen mit Mangle-, oder wie die Portugiesen sagen, Mangibäumen (Rhizophora) bewachsenen Sümpfen umgeben, welche Nachbarschaft, so wie überhaupt ihre Lage, nicht sehr günstig für die Bewohner seyn soll.

Der Europäer, welcher sich zum ersten Mahl in diese tropischen Regionen verpflanzt sieht, wird von allen Seiten durch die Schönheit der Natur, und besonders durch die Üppigkeit und Fülle der Vegetation angezogen. In allen Gärten wachsen die herrlichsten Bäume, zum Beyspiel hohe colossale Mangostämme (Mangifera indica, *Linn.*), die einen dunkeln Schatten und eine angenehme Frucht geben; hohe schlanke Cocosbäume, Bananenbäume (Musa) in dichten Gruppen, dunkelgrüne Orangenwäldchen mit goldenen Früchten beladen, Melonenbäume (Carica), die prachtvolle scharlachroth blühende Erythrina und andere mehr. Diese und manche andere treffliche Gewächse in den nächsten Umgebungen der Stadt verschaffen eine Menge angenehmer Spaziergänge; auch biethen diese schönen Gebüsche der Bewunderung der Ausländer noch nie gesehene Vögel und Schmetterlinge dar, unter denen ich nur die vergoldeten Colibris als die bekanntesten nennen will. Herrlich sind ferner die Spaziergänge am Strande des Meeres, und der Anblick der aus fernen Weltgegenden in den Hafen glücklich anlangenden Schiffe; auch darf ich des Passeio publico, eines von Bäumen beschatteten Platzes mit Gängen und einer Terrasse am Ende, zu erwähnen nicht vergessen. Bis jetzt hat in Brasilien die Natur mehr gethan als der Mensch; jedoch ist seit der Anwesenheit des Königs schon viel zum Vortheil des Landes geschehen. Besonders hat Rio viele Verbesserungen erhalten; hierhin gehören vorzüglich manche Anordnungen zur Begünstigung eines sehr thätigen Handels, auf welchen jedoch, zum Schaden der Unterthanen, Großbrittannien zu starken Einfluß hat; denn selbst die Schiffe der Portugiesen müssen mehr Abgaben entrichten als die Brittischen. Indessen hat der Umlauf bedeutender Summen den Wohlstand der Stadt sehr gehoben, und hierzu trägt der Aufenthalt des Hofes nicht wenig bey; der Hof selbst ernährt eine große Menge Menschen; dabey haben die Gesandten der Europäischen Höfe und andere dadurch herbeygezogene Fremde, einen bedeutenden Grad des Luxus unter den verschiedenen Classen der Bewohner verbreitet. Trachten und Moden sind völlig die unserer Europäischen Hauptstädte; auch findet man schon so viele Künstler und Handwerker aller Art aus allen Ländern, daß man in wenigen Jahren nicht leicht etwas von dem vermissen wird, was zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört. Hierzu kommt der Reichthum an Früchten und anderen Erzeugnissen jeder Art,

welche das vortreffliche Clima hervorbringt, und die nur der Mensch durch Fleiß, Wartung und Veredelung muß zu schätzen und zu gebrauchen wissen. Orangen, Mangos, Feigen, Weintrauben, Goyaven (Psidium pyriferum, *Linn.*), Ananas (Bromelia Ananas, *Linn.*) gedeihen zu einer seltenen Vollkommenheit; die Bananen (Musa) hat man von mehreren Abarten, besonders die von S. Tomé und die Banana da terra, welche man noch für gesünder hält; beyde sind sehr nahrhaft und wohlschmeckend; die Cocosnüsse mit ihrer erfrischenden Milch; die Jacas (Artocarpus integrifolia) mit widerlich süßem Geschmack; die Melancias (Wassermelonen), die Nüsse des Sapucaya-Baumes (Lecythis Ollaria, *Linn.*), die der Brasilianischen Fichte (Araucaria) und andere Früchte werden auf den Straßen zu allen Stunden zum Verkaufe angebothen; das Zuckerrohr soll ursprünglich, besonders in der Gegend von Rio, wild gefunden worden seyn. Eben so reich sind die Märkte an Fischen verschiedener Art, von den sonderbarsten Gestalten und den schönsten Farben; Geflügel, so wie mancherley vom Jäger verkauftes Wildbret, vermehren den Überfluß. Von den Hühnern hat man hier eine Raçe mit gelben Füßen und Schnäbeln, die aus Afrika gekommen seyn soll. Ein jetzt bedeutend zahlreiches Militär ernährt ebenfalls viele Menschen. Der Unterschied zwischen den von Portugal herüber geschifften Truppen, die unter Wellington in Spanien gefochten hatten, und jenen, welche in Brasilien errichtet worden sind, ist sehr auffallend. Ein militärischer Anstand zeichnet die Erstern aus; die Letztern sind durch das warme Clima weichlicher und gemächlicher, geworden, und lassen sich vom Exercier-Platze ihre Gewehre durch Negersclaven nach Hause tragen.

Von einem Reisenden, der sich nur eine kurze Zeit in dieser Stadt aufgehalten hat, wird man keine vollendete Schilderung derselben und ihrer Bewohner verlangen; denn hierzu ist eine längere Beobachtung nöthig, und falsche, übereilte Angaben würden in einem solchen Gemählde unvermeidlich seyn, und seine Zuverlässigkeit sehr gefährden. Gewiß haben wir indessen in kurzem von den vielen gegenwärtig dort lebenden Europäern interessante Darstellungen dieser Königsstadt zu erwarten.

Ich trat im Winter des tropischen Clima's in Rio an's Land, bey einer Temperatur, die der Hitze unserer wärmsten Sommermonathe gleich war, und erwartete Regen in diesem Amerikanischen Winter; allein ich hatte mich zu meiner Freude geirrt; es regnete nicht; ein Beweis, wie ungegründet die gemeine Sage ist, daß es in dem heißen Amerikanischen Clima in der kalten Jahreszeit beständig regne. Meine Empfehlungsbriefe verschafften mir in einigen Häusern eine sehr zuvorkommende Aufnahme.

Ich muß hier mit innigem Dankgefühle des Schwedischen General-Consuls Westin, des Russischen Consuls von Langsdorff, des Englischen Chargé d'affaires Chamberlain, und des Russischen Swertskoff erwähnen. Diese Herren bestrebten sich um die Wette, mir meinen Aufenthalt angenehm zu machen, und mein Landsmann, der Ingenieur-Major Feldner, überhäufte mich mit Beweisen seiner Güte. Ihnen verdanke ich mehrere unterhaltende Landpartien, welche mich die schöne Gegend um Rio kennen lehrten. Unter diesen war eine für mich vom höchsten Interesse, da sie mir die erste Ansicht der Urbewohner Brasiliens verschaffte. Das Dörfchen St. Lourenzo ist in der Nähe von Rio de Janeiro der einzige Ort, wo sich noch Überreste der ehemahls so zahlreichen eingebornen Stämme dieses Landes erhalten haben. Um diese näher kennen zu lernen, verließen wir in angenehmer Gesellschaft die Stadt, geführt von dem der Gegend kundigen Capitän Perreira, und überschifften einen Theil des Busens von Rio. Das schönste Wetter begünstigte uns, und jeder Augenblick brachte mir Freude durch die neuen Ansichten und Naturscenen, wozu die reitzenden Gebüsche an den Ufern, die aus den schönsten Formen zusammen gesetzt, von dem lieblichsten Coloritt belebt, und durch die grellsten Lichter gehoben sind, unendlich viel beytrugen. Wir landeten unweit St. Lourenzo, und erstiegen mäßige Höhen auf einem Pfade, der durch dunkles Buschwerk von den schönsten Gewächsen hinauf führt. Lantanen (Lantana) mit ihren feuerfarbenen, hochrothen oder rosenrothen Blumenköpfchen bilden hier, mit Helikonien (Heliconia) und andern zierlichen Pflanzen gemischt, ein dichtes Gesträuch. Auf der Höhe liegen die Wohnungen der Indier zerstreut in Wäldchen von finster-schattigen Orangen-, Bananen-, Melonen- und anderen Bäumen, die mit herrlichen Früchten beladen sind. Hier würde der Mahler Gelegenheit haben, seinen Pinsel an der tropischen Pflanzenfülle und an den ländlichen Scenen einer erhabenen Natur zu vervollkommnen. Wir fanden die Bewohner in ihren Hütten sämmtlich mit Verfertigung irdener Geschirre aus einer dunkelgrauen Thonart, die sich nachher röthlich brennt, beschäftiget. Sie bereiten daraus große Gefäße, bloß mit den Händen, ohne Töpferscheibe, und glätten sie mit einer kleinen Seemuschel, die sie mit dem Munde anfeuchten; Jung und Alt saß dabey auf der Erde. Die Männer arbeiten im Dienste des Königs auf den Schiffen. Der größte Theil dieser Menschen hat noch unverkennbar seine echt Indische Gesichtsbildung; Andere hingegen schienen schon etwas vermischter Abkunft. Die unterscheidenden Züge der Brasilianischen Menschenraçe, die ich hier zuerst beobachtete, später aber immer bestätigt fand, sind ein mäßig großer,

öfters kleiner, wohlgewachsener Körper, bey den Männern untersetzt und muskulös; eine röthlich- oder gelblich-braune Farbe, ein sehr starkes, hartes, langes, kohlschwarzes, schlichtes Haar; ein breites, etwas stark knochiges Gesicht, oft mit etwas schief gestellten Augen, jedoch häufig wohlgebildet, mit starken Zügen und meistens etwas dickem Munde; Hände und Füße klein und zierlich; bey den Männern ein gewöhnlich dünner, harter Bart.

Die wenigen hier wohnenden Indier machen den ganzen Überrest der alten, zahlreichen Bevölkerung dieser Gegend aus; doch ist diese nicht eigentlich ihre Heimath. Ursprünglich war Rio und die umliegende Gegend von dem kriegerischen Stamme der Tamoyos bewohnt. Diese, von den Tupin-Imba (die Portugiesen nennen sie Tupinambas) zum Theile verdrängt, verbanden sich nachher mit jenen gegen die Portugiesen, und schlossen sich mit ihnen an die Franzosen an, bis sie endlich auch bey der Vertreibung der Letztern im Jahre 1567 aus dieser Gegend, von den Portugiesen und den mit diesen vereinten Indiern zum Theile ausgerottet, zum Theile in die Wälder weiter zurück gedrängt wurden. Diese Tupinambas sollen, wie eine, jedoch kaum glaubwürdige Sage behauptet, quer durch die Urwälder bis zum Amazonenstrome gezogen seyn, und sich dort niedergelassen haben. So viel ist aber gewiß, daß man heut zu Tage an jenem großen Strome auf einer Insel am Ausflusse des Madeira, in dem Flecken Tupinambara, aus welchem später der Ort Topayos entstanden ist, einen Überrest dieses Stammes findet. Man kann hieraus auf die weite Verbreitung dieses Volkes schließen *). Über den Zustand, die Lebensart und Gebräuche der Tupinambas finden wir die interessantesten Nachrichten in Lery und Hans Staden's wahren und treffenden Schilderungen. Diese Nachrichten bleiben um so lehrreicher, da sie zugleich ein Gemählde aller dieser nun civilisirten Stämme der Küsten-Indier, die von den Portugiesen heut zu Tage gezähmten Indier oder

---

*) Nach der Beschreibung des Pater d'Acunha bey de la Condamine Seite 137. Die Stämme der Tupinambas und der andern mit ihnen verwandten Küsten-Indier waren weit verbreitet. Dieses beweisen aus ihrer Sprache hergenommene Benennungen an der ganzen Ostküste, am Amazonenstrome und selbst in Paraguay, wo sie Azara mit dem Nahmen der Guaranis belegt. Vol. II. p. 52. — Zwar findet sich in den Wörtern, welche dieser Schriftsteller aus der Guarani-Sprache hernahm, manche Abweichung von denen der Lingoa geral, jedoch auch viele Übereinstimmung, so daß beyde Völker einander wenigstens sehr nahe verwandt scheinen.

Indios mansos genannt werden, darstellen. Southey in seiner gehaltreichen, und Beauchamp in seiner romanartigen Geschichte von Brasilien, haben diese Quellen benutzt. Vasconcellos *) theilt, in seinen Noticias curiosas do Brasil, alle Stämme der Urvölker des östlichen Brasiliens in zwey Classen, nähmlich in gezähmte oder civilisirte Indier, Indios mansos, und in Tapuyas, oder wilde Horden. Die Erstern bewohnten, als die Europäer dieses Land zuerst besuchten, bloß die Seeküste; sie waren in viele Stämme getheilt, aber durch Sprache, Sitten und Gebräuche sehr wenig von einander verschieden. Bey ihnen herrschte der Gebrauch, die Gefangenen zu mästen, an einem festlichen Tage sie mit der Keule, Tacapé oder Iwere Pemme, die mit bunten Federn geschmückt war, zu erschlagen, und sie alsdann aufzufressen. Unter ihnen nennt man die Stämme der Tamoyos, Tupinambos, Tupinaquins, Tobayaras, Tupis, Tupigoàes, Tumiminos, Amoigpyras, Araboyaras, Rariguaras, Potigoares, Carijos u. a. m. Von ihrer Sprache, die man, weil sie allen Küstenstämmen gemein war, die allgemeine Sprache Lingoa geral oder matriz nannte, haben uns die Jesuiten, besonders Pater Jose de Anchieta **) eine sehr vollständige Grammatik hinterlassen. Ob nun gleich alle diese Indier heut zu Tage civilisirt sind, und Portugiesisch reden, so verstehen sie doch, mehr oder weniger, noch immer einige Worte derselben, und manche Alte unter ihnen sprechen sie selbst noch ziemlich vollständig; allein mit jedem Tage verliert sich die Gewohnheit, sie zu reden, mehr und mehr. Aus dieser Sprache sind alle in den Reisebeschreibungen von Brasilien vorkommende Benennungen der Thiere, Pflanzen, Flüsse u. s. w. übrig geblieben. Da dieselbe von St. Paulo bis Para längs der Küste geredet wird, so finden wir die darin üblichen Benennungen, hauptsächlich die der Thiere, besonders in Marcgraf's Naturgeschichte. Indessen sind durch die Aufnahme solcher Provincial-Benennungen in den Systemen nicht selten schädliche Irrungen veranlaßt worden; denn obgleich in der Regel dieselben Nahmen in einem weiten Umkreise längs der Küste hin gelten, so kommen dennoch große Abänderungen darin vor, wie sich dieses in der Folge meines Reiseberichtes zeigen wird. Einige Beyspiele von Worten und Nahmen aus dieser Sprache sind: Jaüaréte (Felis Onca, *Linn.*) Tamandua (Myrmecophaga), Pécari (Schwein), Tapiireté (Ta-

*) Noticias antecedentes, curiosas, e necessarias das Cousas do Brasil in Padre *Simao de Vasconcellos* Chronica da Companhia de Jesu do Estado do Brasil etc.

**) Pater *Joseph de Anchelta* arte da Lingoa Brasilica Lisboa etc.

pirus americanus, *Linn.*) Cùia (Cabasse *); Tapyyia (Barbar oder anderes feindseliges Volk), woraus man nachher Tapuyas gemacht hat; Panacum (ein länglicher Korb); tinga (weiß); uassú oder assú (groß); miri (klein) ꝛc. Eben so haben die Portugiesen für die verschiedenen eßbaren Gewächse und die daraus zubereiteten Speisen die alten Indischen Benennungen angenommen und beybehalten. Sie essen z. B. den Mingau der alten Küstenstämme.

Daß diese Sprache in Brasilien und den angränzenden Provinzen Süd-Amerika's weit verbreitet war, beweisen unter andern die Nahmen der Thiere, welche Azara in seiner Naturgeschichte von Paraguay anführt. Sie sind aus der Sprache der Guaranis aufgenommen, stimmen aber mit denen der Lingoa geral zum Theile ganz überein.

Die erste Classe der Indier (nach Vasconcello's Eintheilung) hat demnach ihre Lebensweise gänzlich verändert, und dadurch ihre Originalität verloren. Anders ist es mit der zweyten, den Tapuyas; diese befinden sich noch unverändert in dem Urzustande der Rohheit. Durch ihre Wohnplätze im Innern der großen Küstenwälder dem Auge und dem Einflusse der Europäischen Ankömmlinge entzogen, lebten diese rohen Barbaren sicherer und ungestörter als ihre an der Küste wohnenden Brüder, mit denen sie, wie mit den Europäern, in beständige Kriege verwickelt waren. Sie theilen sich in viele Stämme, wobey es dem Forscher sehr merkwürdig seyn muß, daß alle diese kleinen Horden völlig verschiedene Sprachen reden. Ein einziger, sehr wilder Stamm der Tapuyas, die Uëtacas oder Goaytacases, wie die Portugiesen sie nennen, wohnte zwar an der Ostküste zwischen den Völkern der Lingoa geral, redete aber eine von der ihrigen völlig verschiedene Sprache, lebte in beständigen Kriegen mit denselben, und ward auch von ihnen, wie von den Europäern, gefürchtet, bis die in ihrer Bildung jener rohen Horden so erfahrenen Jesuiten durch Geduld, Muth und Ausdauer endlich auch diesen wilden Stamm bändigten.

Das Dorf St. Lourenzo hatte Mendo de Sa 1567 bey

---

*) Diese Cuias sind Abschnitte von der Schale einer gewissen Art Kürbis, die, ausgeleert und gesäubert, gute leichte Schüsseln, Näpfe zum Essen und Trinken geben. Ist der ausgehöhlte Kürbis noch ganz und stellt eine Flasche vor, so nennt man das Gefäß Cabaça. Dieser Gebrauch, so wie das Wort Cuia stammt, wie schon gesagt, aus der Lingoa geral, und ward auch von den Europäern in Brasilien angenommen.

der Erbauung von St. Sebastian (Rio de Janeiro) unter einem gewissen Martim Afonso für die Indier, welche sich in verschiedenen Gefechten gegen die Franzosen und die mit ihnen verbundenen Tupinambas, und bey der Vertreibung derselben sehr tapfer gezeigt hatten, angelegt. Nach dieser Zeit haben die Jesuiten neubekehrte Goaytacases dahin geführt, um den Ort durch sie neu zu bevölkern. Die jetzt daselbst wohnenden Indier stammen also von jenem Volke ab.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu den stillen Wohnungen von St. Lourenzo zurück. Gatterwerk von Stäben, die Zwischenräume mit Lehm ausgefüllt, bildet die Mauern der Hütten, deren Dächer mit Cocosblättern gedeckt sind. Der Hausrath ist sehr einfach. Rohrmatten (Esteiras), auf Pritschen von Stangen gelegt, vertreten die Stelle der Betten; hier und da sieht man auch noch Schlafnetze (Rede) von baumwollenen Schnüren geknüpft, die in den frühern Zeiten unter ihnen gebräuchlich waren. Diese beyden Arten von Lagerstätten sind in ganz Brasilien auch von den niedern Classen der Portugiesen angenommen worden. Große Töpfe, worin man das Wasser stets kühl erhält, Talha genannt, sind hier, wie im ganzen Lande, in Gebrauch; sie werden von einer Thonart gemacht, durch die das Wasser langsam sintert, an der äußern Seite des Gefäßes verdunstet, und so im Innern desselben abgekühlt wird. Zu diesen Gefäßen gehört alsdann eine durchgeschnittene, mit einem hölzernen Stiele zum Handgriffe versehene Cocosnuß, als Schöpflöffel. Einige irdene Kochtöpfe (Panellas) und Cuias oder Kürbisschüsseln, als Teller zu gebrauchen, so wie mehrere andere Kleinigkeiten des Anzuges und des Putzes, und etwa die Flinte oder der Bogen und die Pfeile zur Jagd, machen den übrigen Hausrath aus.

Alle diese Leute leben zum Theile von ihren Mandiocca- (Jatropha Manihot, *Linn.*) und Mays- (Milho) Pflanzungen, deren Beschreibung ich nicht mehr zu geben brauche, da Koster und Mawe *) davon sehr ausführlich gesprochen haben. Außer diesen Gewächsen, die den eigentlichen Unterhalt der Brasilianer aller Nationen ausmachen, pflanzt man um die Wohnungen her noch einige Gewürzsträuche (Pimenteiras). Verschiedene Arten von Capsicum, wovon das mit länglicher, rother Frucht Malagueta, und das mit runder, rother oder gelber Frucht Pimenta di cheiro genannt wird, und Gebüsche von Ricinus (Baga **), mit ihren wink-

*) Koster gibt einen besondern Abschnitt für die Agricultur von Brasilien, und Mawe spricht S. 73 von den Mandiocca-Pflanzungen.

**) Nach Koster in Pernambucco Carrapato genannt. Seite 376.

lichen Blättern, umgeben das Haus und versorgen die Haushaltung mit dem aus ihrem Samen gepreßten Öhle. Unser Botaniker, Herr Sellow, fand nahe bey den Wohnungen der Indier eine Art Kresse (Lepidium) wild wachsend, die im Geschmacke unserer Europäischen ähnlich ist, und von welcher die Indier behaupten, daß sie ein gutes Mittel gegen Brustbeschwerden sey. Während Herr Sellow Ausbeute in seinem Fache machte, erhielt ich einige hübsche Vögel, die uns die Indier, in hölzernen Käfigen eingeschlossen, zum Verkaufe anbothen, unter andern die violett und orangegelbe Tanagra (Tanagra violacea), welche in dieser Gegend von Brasilien Gatturama genannt wird.

Nach einem interessanten Aufenthalte zu S. Lourenzo traten wir den Rückweg an, und stiegen bald unfern dem Landhause des Herrn Chamberlain wieder an's Land. Dieses Landhaus liegt in einer kleinen Felsenbucht, von lieblichen Gebüschen umgeben. Sie bestehen in Anpflanzungen von Orangen- und Cacaobäumen (Theobroma), an welchen die angenehme Frucht unmittelbar aus dem Stamme hervor wächst; hohe Mangobäume (Mangifera indica, *Linn.*), die unsere größten Eichen übertreffen, beschatten in einer kleinen Schlucht eine kühle Quelle, und machen diesen Platz zu einem angenehmen Ruhepunct. Am Ufer bewunderten wir die mancherley wilden Früchte, Schoten, Hülsen, Kapseln und Nüsse, worunter die große gurkenähnliche Frucht der vieläſtigen, ganz mit Stacheln überdeckten Bombax-Stämme besonders häufig ist. Auf dieser Baumart lebt, der Entdeckung des Herrn Sellow zu Folge, der prachtvolle Brillantkäfer (Curculio imperialis), eines der schönsten Insecten Brasiliens, über dessen Verwandlungsart wir von jenem Reisenden nähere Nachrichten zu erwarten haben. An den benachbarten Bergen zeigen sich, nahe an der Küste, äußerst hohe Felsenwände mit großen Cactus-Stämmen und der Agave foetida bewachsen, und an ihrem Fuße erheben sich mahlerisch-dunkle Gebüsche. Auf dem Rückwege nach Rio sahen wir noch die Armaçoa das Baleiias oder die Magazine für den Wallfischfang. Die Wallfische halten sich an den Brasilianischen Küsten in Menge auf, man stellt ihnen aber jetzt zu sehr nach; vor Zeiten kamen sie bis in das Binnenwasser von Rio de Janeiro, wie Lery *) erzählt.

So angenehm mir ein längerer Aufenthalt in der Hauptstadt hätte seyn müssen, so lag es dennoch nicht in meinem Plane, hier lange zu verweilen, da der Reichthum der Natur nicht in Städten,

*) *Lery* pag. 92.

sondern in Feld und Wald zu finden ist. Durch die Regierung, deren liberale Gesinnungen sich in dem wohlwollenden Benehmen des alles Gute und Nützliche befördernden Ministers Conde da Barca höchst erfreulich offenbarten, unterstützt, ward ich in den Stand gesetzt, meine Anstalten zur Abreise schnell betreiben zu können. Ich erhielt meine Päße und Empfehlungs-Schreiben an die verschiedenen General-Capitäne so günstig für mich ausgefertiget, wie sie wohl schwerlich anderen Reisenden früher gegeben worden sind. Die Obrigkeiten waren darin angewiesen, uns auf alle Art behülflich zu seyn, unsere Sammlungen nach Rio zu besorgen, und uns, wenn wir es fordern würden, mit Lastthieren, Soldaten und andern Leuten zu unterstützen. Zwey junge Deutsche, die Herren Sellow und Freyreiß, welche Sprache und Sitte des Landes kannten, hatten sich mit mir zu dem gemeinschaftlichen Zwecke verbunden, die Untersuchungsreise längs der Ostküste nach Caravellas hinauf zu machen. Wir hatten 16 Maulthiere angeschafft, deren jedes zwey hölzerne, mit roher Ochsenhaut überzogene, und so gegen Regen und Feuchtigkeit geschützte Kisten trug, und zehn Menschen, theils zur Wartung unserer Thiere, theils als Jäger in unsere Dienste genommen. Alle waren bewaffnet, und so traten wir, mit hinlänglicher Munition und allen zum Sammeln der Naturalien nöthigen Bedürfnissen versehen, die ich zum Theile unnöthiger Weise aus Europa mitgebracht hatte, unsere Reise an.

III.

Reise von Rio de Janeiro nach Cabo-Frio.

Praya-Grande; St. Gonzalves; Fluß Guajintibo; Serra de Inua; See und Freguesia de Marica; Guraptiu; Ponta negra; Sagoarema; Lagoa de Araruama; St. Pedro dos Indios; Cabo-Frio.

Nachdem wir zu St. Christoph, einem kleinen Orte in der Nähe von Rio, die nöthigen Vorbereitungen zu unserer Abreise getroffen hatten, wurden unsere Thiere in einer großen Barke eingeschifft. Die Halsstarrigkeit der Maulthiere ist bekannt; auch uns kostete es viel Mühe, bis wir sie dahin brachten, den Sprung in die tiefe Barke zu wagen, und zwar um so viel mehr, da es in diesem Lande noch sehr an den nöthigen Vorrichtungen fehlt, um Lastthiere leicht in die Fahrzeuge zu bringen. Wir verließen St. Christoph am 4. August, und durchschifften das große Binnenwasser von Rio bis nach dem Dorfe Praya-Grande, wo wir um Mitternacht landeten. Alles lag hier in tiefem Schlafe. Wir fanden daselbst Neger, die sich unter freyem Himmel ohne Umstände in den Sand gebettet hatten; ein kleines Feuer verbreitete nothdürftige Wärme, und ihre nackten Körper waren nur mit einem dünnen baumwollenen Tuche bedeckt, welches sie vor dem starken Thau sehr wenig schützen konnte. Nach langer Bestürmung eines Wirthshauses öffnete uns endlich der Wirth, in seinen Mantel gehüllt, mit halbschlafenden Augen die Thür. Wir sahen uns genöthiget, uns den ganzen folgenden Tag hier aufzuhalten, da unsere Tropa (so nennt man eine vereinigte Anzahl Lastthiere) wegen des seichten Wassers erst spät am Mittage ausgeschifft werden konnte. Dieses geschah wieder unter vielen Schlägen, ohne welche die Maul-

thiere nicht zu dem gefährlichem Sprunge aus der Barke zu bringen waren. Ein Paar sehr geübte Treiber (Tropeiros), Mariano und Felippe, beyde Bewohner von S. Paulo, einer der südlichen Capitanien von Brasilien, welche eine besondere Geschicklichkeit in Behandlung der Maulthiere haben, leisteten dabey gute Dienste.

Wir verließen, von einigen unserer Freunde, die unsere Abreise mit ansehen wollten, begleitet, am 6. August Praya-Grande in der Hoffnung, noch eine gute Strecke Weges zurück zu legen; allein wir fanden bald, daß es weit umständlicher und mühsamer ist, mit beladenen Maulthieren zu reisen, als nach Europäischer Art sein Gepäck auf Wägen fortzuschaffen. Die Beschwerde war für uns um so größer, da die zum Theil unbändigen Thiere, welche in der Eile zusammen gekauft worden, ihre Sättel und ihr Gepäck noch nicht kannten; hier war ein Riemen, welcher drückte, dort eine Last, welche nicht recht gerade lag. Kaum waren wir aufgebrochen, so sahen wir zu unserm Kummer, aber auch zu großer Belustigung der Zuschauer, beynahe alle unsere Thiere unter den seltsamsten Sprüngen angestrengte Versuche machen, sich ihrer Bürde zu entledigen. Man läßt bey dergleichen Reisen seine Lastthiere, die sich bald an einander gewöhnen, frey hinter einander hergehen; die unserigen aber liefen jetzt nach allen Richtungen in's Gebüsche, und vielen glückte es, ihre Last abzuwerfen. Wir waren genöthiget, umher zu reiten, das abgeworfene Gepäck aufzusuchen und zu bewachen, bis unsere Tropeiros herbey kamen, und die Thiere von neuem beladen. Dieser Zeitverlust hinderte uns heute, weit vorwärts zu kommen. Wir erreichten nach ein Paar Stunden eine hübsche, ebene, rundum von Gebüschen fein gefiederter Mimosen eingeschlossene Wiese, wo, um uns an's Lagern unter freyem Himmel zu gewöhnen, Halt gemacht wurde, obgleich Wohnungen in der Nähe waren. Unser Gepäck wurde zum Schutz vor feuchter Nachtluft in einen Halbkreis herumgestellt, und Ochsenhäute vor demselben zu unserm Lager ausgebreitet; in der Mitte zündeten wir ein hoch aufloderndes, helles Feuer an. Gegen den starken Thau dieses Clima's schützten wir uns durch dicke wollene Decken; unsere Mantelsäcke dienten zu Kopfkissen. Unser frugales Abendessen von Reiß und Fleisch war bald zubereitet; einige Schüsseln, Löffeln und andere nöthige Geräthschaften führten wir mit uns. Wir speiseten unter dem herrlichen tropischen Sternenhimmel: unbeschreiblicher Frohsinn würzte das Mahl, und die benachbarten Pflanzer, die, sich zur Ruhe nach ihren Wohnungen begebend an uns vorübergingen, machten ihre Glossen über die selt-

same Zigeunerbande *). Um vor Diebstahl in diesen bewohnten Gegenden sicher zu seyn, hatten wir uns in Wachen abgetheilt. Meine Deutschen Jagdhunde waren dabey von großem Nutzen; denn sie rannten, bey dem leisesten Geräusche in der Nähe, mit heftigem Gebelle in der Dunkelheit muthig auf die Seite zu, woher das Geräusch kam. Die Nacht war herrlich, und wir sahen oft erfreut zum Himmel auf; in den Gebüschen rief das Caburé (eine kleine rostrothe Eule); an den uns umgebenden Lachen glänzten leuchtende Insecten, und die Frösche ließen leise sich hören. Der heitere Morgen verschaffte mir zum ersten Mahl einen Jagdzug, den ich bisher nur aus le Vaillant's so interessanten Afrikanischen Schilderungen gekannt hatte. Unsere Decken und unser Gepäck war vom Thau wie von einem Regen durchnäßt; allein die früh schon heiß brennende Sonne trocknete es bald. Nach dem Frühstücke ergriff jeder von uns seine Flinte, und drang, mit allen Arten von Bley wohl versehen, in die umliegende schöne Gegend ein. Die Gebüsche rings umher waren von einer Menge eben erwachender Vögel belebt, welche uns durch ihren Gesang auf die angenehmste Weise unterhielten. Schlich man hier einer sonderbaren Stimme nach, so ward man dort durch das schöne Gefieder eines andern Vogels angezogen. In einem nahen Sumpfgebüsche erlegte ich bald ein niedliches Wasserhuhn (Gallinula), mehrere Arten von Tanagra (Tanagra), ebenfalls vom schönsten Gefieder, und einen allerliebsten kleinen Colibri. Als die Sonne schon heftig zu brennen anfing, kehrte ich zu unserm Lagerplatze zurück. Jeder Jäger zeigte nun vor, welche Schätze er erhascht. Herr Freyreiß hatte unter andern schönen Vögeln die prächtig-blaue Nectarinia cyanea (Certhia cyanea, *Linn.*) mitgebracht.

Man belud nun unsere Tropa. Obgleich die Thiere noch nicht recht gewöhnt waren und noch zuweilen abwarfen, so ging es doch allmählich besser. Unser Weg führte zwischen Bergen hin, an denen wir die herrlichste Vegetation bewunderten; Pflanzungen von Mandiocca, Zuckerrohr, Orangenbäumen, die hier kleine Wäldchen rings um die Wohnungen her bilden, wechseln mit kleinen Sümpfen. Bananenstämme in dichten Gebüschen, Mammonbäume und hohe schlanke Cocos-Palmen zieren die einzelnen Wohnungen; prachtvolle buntfarbige Blumen blühen unter niederen Gebüschen, scharlachroth glühte die Erithrina mit ihren langen Röhrenblumen,

---

*) Es soll in Brasilien Zigeuner geben; auch Koster redet davon Seite 399; ich habe indessen keine gesehen.

sanft-gelb mit großen Blüthen eine schöne Trompetenblume (Bignonia), welcher Herr Sellow den Beynahmen coriacea beylegte. Mitten aus diesen Gesträuchen ragen Cactus, Agave foetida und hohe Gebüsche einer fächerartigen Rohrart empor. An den Wegen wächst, zuweilen 10 bis 12 Fuß hoch, das Blumenrohr (Canna indica, *Linn.*) mit seinen hochrothen Blumen, und mehr wie alle diese erfreut den Fremden der Anblick der Buginvillaea brasiliensis, eines etwas stacheligen, über und über mit sanftem Roth prachtvoll gefärbten, buschigen Baumes. Es ist jedoch nicht die Blume, sondern die großen, dieselbe bedeckenden Bracteen, welche diesen schönen Anblick gewähren.

Bewohner der Gegend in leichten Jäckchen von dünnen Sommerzeug, große, runde, flache Hüte auf dem Kopfe, ritten hin und her, und staunten uns an. Die Pferde, die man in Brasilien zieht, sind zum Theil sehr gut und leicht, von mittlerer Größe, ja selbst eher klein zu nennen, von Spanischer Raçe, und haben mehrentheils ein schönes, ebenes Kreuz und schöne Füße. Die Sättel sind noch wie in der alten Zeit, groß, schwer, mit Bauschen versehen, mit Sammt überzogen und oft künstlich ausgenäht; an denselben befinden sich ein Paar schwere Altfränkische Steigbügel von Bronze oder Eisen, welche durchbrochen gearbeitet sind; manche führen sogar einen vollkommenen Kasten oder Schuh von Holz, worin der Fuß steht. Die Portugiesen sind überhaupt viel zu Pferde, und man trifft ganz gute Reiter unter ihnen an. Sie lieben außerordentlich den Paßgang, und binden ihren Pferden gewisse Hölzer an die Füße, um sie an diesen Schritt zu gewöhnen. Wir durchritten das Dörfchen St. Gonzalves, welches eine kleine Kirche hat, und langten Nachmittags am Flüßchen Guajintibo an, wo wir bey einer einzelnen Venda *) unser Lager aufschlugen.

Der Guajintibo ist ein kleiner Fluß, der in einer sanften sandigen Vertiefung sich durch dunkle Waldgebüsche hinschlängelt. Die Wiesenplätze versprachen gute Nahrung für unsere Thiere, und die Waldungen waren voll Vögel; daher wählten wir diese Stelle. Mit Anbruch des folgenden Morgens vertheilten sich die Jäger; ich eilte dem Ufer des Flusses zu, das von hohen, alten Mimosen beschattet war. Dieses Baumgeschlecht ist in den Brasilianischen, so wie in allen tropischen Waldungen sehr häufig anzutreffen. Ich ent-

*) Venda's nennt man Häuser an den Landstraßen, an Wegen und in den Orten selbst, worin verschiedene Bedürfnisse, besonders Lebensmittel und Getränke, verkauft werden.

deckte bald die schönsten Vögel; glühend-roth zeigte sich in den dunklen Schatten des kühlen Flüßchens der prachtvolle Tije (Tanagra brasilia, *Linn.*) der rothbraune Guckguck (Cuculus cayanus, *Linn.*) mit seinem langen Schweife, und andere schöne Arten. Ich erlegte bald eine ziemliche Anzahl Vögel, und lernte dabey das Beschwerliche der hiesigen Jagd kennen; denn alle Gebüsche, besonders die Mimosen, sind voll kleiner Dornen und Stacheln, und die Schlingpflanzen (Çipo's) sind so dicht in einander, und um die Stämme verflochten, daß man ohne ein breites großes Hack- oder Waldmesser (Facâo) nicht in diese Wildnisse eindringen kann. Eben so nöthig als diese Hülfswaffe sind hier auch starke Stiefel oder Jagdschuhe mit dicken Sohlen. Die kleine Art der Moskiten ist hier im Schatten am Ufer des Baches für den Jäger sehr lästig. Man nennt diese Thierchen Marui oder Murui (Muruim); sie sind äußerst klein, und verursachen dennoch durch ihren Stich ein sehr heftiges Jucken. Engländer haben mich versichert, daß es dieselben Insecten sind, welche man auf den Westindischen Inseln Sandfly nennt *). Für die Beschwerde, die sie uns verursachten, wurden wir durch die Neuheit der Umgebungen, und besonders durch die Schönheit der Vögel, die wir fanden, reichlich entschädiget. Auch trafen wir hier herrliche Pflanzen an, unter andern im Schatten eine hochroth blühende Salvia, welche Herr Sellow splendens nannte **), und eine schöne Justicia mit rosenrother Blume. Da es in den schattenreichen Gebüschen, ungeachtet der großen Hitze, vom nächtlichen Thaue immer noch sehr naß war, so begab ich mich auf eine trockene offene Wiese, die mit niedern Sträuchen, besonders mit Lantana und der Asclepias curassavica mit ihren orangenfarbenen Blumen bedeckt war. Hier schwirrten eine Menge von Colibri's, die gleich Bienen summend die Blumen umflatterten. Ich erlegte auf dem Rückwege mehrere dieser niedlichen Vögelchen, z. B. den blaukehligen Fliegenvogel mit dem korallenrothen Schnabel (Trochilus saphirinus, *Linn.*) der hier sehr gemein ist; auch bemerkte ich den kleinen allerliebsten Kragen-Colibri mit rostrother Haube (Trochilus ornatus ***). Von

---

*) *S Oldendorf* Caraib. I., p. 123.

**) Herr Professor Nees v. Esenbeck gibt folgende Charaktere dieser schönen Pflanze: S. calycibus campanulatis trilobis coloratis, verticillis trifloris subnudis, foliis deltoidibus acuminatis serratis.

***) Der Kragen-Colibri (Trochilus ornatus) des östlichen von mir bereiseten Brasilien, scheint von demjenigen etwas abzuweichen, wel-

Quadrupeden sahen wir auf diesem ersten unserer Jagdgänge nichts, außer einem kleinen Tapiti (Lepus brasiliensis, *Linn.*), welcher von des Herrn Freyreiß jungem Coropo-Indier, Francisco, geschossen wurde. Dieser kleine Hase ist überall in Süd-Amerika verbreitet; er gleicht unserm wilden Kaninchen, und hat ein gutes Fleisch. Francisco war bis jetzt unser geschicktester Jäger; denn er verstand eben so gut mit der Flinte, als mit dem Indischen Bogen und Pfeile zu schießen; dabey war seine Geschicklichkeit, die stacheligsten und verworrensten Gebüsche zu durchkriechen, bewundernswerth. Zum Lohne wurden ihm die abgestreiften Vögel immer zu Theil; er wußte sie sehr gut an einem kleinen Spieße von Holz zu braten, und verzehrte sie mit großem Appetite. Wir verließen nun den Guajintibo, und erreichten einen dichten Wald von 10 bis 12 Fuß hohen Rheria-Gebüschen mit hohen Bäumen und Wiesenplätzen abwechselnd untermischt; diese niedern Gegenden waren von allen Seiten von hohen blauen Gebirgen, mit Urwald und Cocos-Palmen bewachsen, eingeschlossen. Auf diesen Triften flog und hüpfte unter weidenden Rindviehherden häufig der schwarze Madenfresser (Crotophaga Ani, *Linn.*) umher, so wie der Bentavi (Lanius Pitangua, *Linn.*), der beständig seinen Nahmen, Bentavi! oder Tictivi! laut ruft. In der Nähe einer Fazenda *) fand Herr Sellow eine schöne neue Art von Blumenrohr (Canna) mit gelben Blüthen. Etwas weiter hin erreichten wir eine von hohen wilden Waldhügeln eingeschlossene und mit Gesträuch bedeckte Stelle, wo im kühlen Schatten klare Wasserdümpfel lagen. Eine Menge Vögel belebten diesen Ort. Der rostrothe Rohrsänger mit zugespitzten Schwanzfedern (L'Inondé. *Azara* voyages. Tom. III. p. 461) baute eben sein Nest in's Rohr, und trug Materialien herbey. Hinter dieser Stelle wurden wir durch einen hohen Urwald entzückt; himmelanstrebende, schlanke, weißstämmige Mimosa-, Cecropia-, Cocos- und andere Bäume, waren durch unzählige Schlingpflanzen (Cipo's der Portugiesen und Lianen der Spanier) so dicht verschlungen, daß das Ganze ein undurchdringliches Gewirre schien. In den

---

cher von Audebert und Vieillot abgebildet ist; ob er als specifisch verschieden anzusehen sey, bezweifle ich, eher vielleicht als Altersverschiedenheit; doch habe ich die alten männlichen Vögel immer von einerley Zeichnung gefunden. Ihr Halskragen ist nicht rothbraun, sondern die Federchen sind weiß, mit einer schön grünen Spitze, wodurch derselbe eine solche Einfassung erhält.

*) Fazenda ist der Portugiesische Nahme eines von seinen Wirthschaftsgebäuden und Pflanzungen umgebenen Landgutes.

finstern Kronen der Bäume strahlte wie Feuer die Blumenmasse der rankenden Bignonia Bellas (so genannt von Herrn Sellow nach der Marquisinn von Bellas, welche dieses schöne Gewächs zuerst entdeckte), und andere Prachtblüthen; unten schwirrten mannigfaltige Colibri's und Schmetterlinge. Dieser Wald war indessen doch nur ein schwaches Bild der Urwildniß, welche wir nun bald in der Serra de Inuá kennen lernten.

Wir fanden nun Gegenden, wo man an einigen Stellen den Wald abgebrannt hatte, um den Boden zu bebauen, oder um, wie man sich hier ausdrückt, ein Roçado oder eine Roça anzulegen. Die ungeheuern angebrannten Stämme standen gleich Ruinen von Säulengängen da, durch verdorrte Stricke von Schlingpflanzen noch zum Theil verbunden. Als wir hier anhielten, ertönte plötzlich ein unerträgliches lautes Geknarre; es war der Ton, welchen die Karren hervorbringen, deren man sich auf den Fazenda's bedient. Noch ist hier im Lande die Industrie nicht so weit vorgerückt, Räder, den Europäischen gleich, an jenen Fuhrwerken anzubringen. Eine schwere, massive, hölzerne Scheibe mit zwey kleinen runden Öffnungen bildet das Rad, welches sich mit der heftigsten Reibung um die Achse dreht, und ein weit durch die Gegend schallendes, höchst widriges Geheul verursacht. Es scheint sogar, daß es den Pflanzern zu einer Art von Bedürfniß geworden ist, diese liebliche Musik zu hören; so groß ist die Macht der Gewohnheit! Selbst in Portugal bedient man sich noch dieser abscheulichen Fuhrwerke. Die Ochsen, welche diese Karren zogen, waren von colossaler Größe und der schönsten Raçe; ihre Hörner sind sehr lang und stark; ein Neger-Sclave, einen langen Stock in der Hand, führte sie. Wir näherten uns jetzt einer Gebirgskette, die den Nahmen der Serra de Inuá trägt. Diese Wildniß übertraf Alles, was sich meine Phantasie bis jetzt von reitzenden, großen Natur-Scenen vorgestellt hatte. Wir betraten eine tiefe Gegend, in der viel klares Wasser in felsigem Boden floß, oder stehende Dümpfel bildete. Etwas weiter zeigte sich ein Urwald ohne gleichen. Palmen und alle die mannigfaltigen baumartigen Prachtgewächse dieses schönen Landes waren durchaus mit rankenden Gewächsen so verschlungen, daß es dem Auge unmöglich war, durch diese dichte grüne Wand zu dringen. Überall, selbst auf dünnen niedern Stämmchen, wachsen eine Menge Fleischgewächse, Epidendrum, Cactus, Bromelia u. a. m., die zum Theile solche Blumen tragen, daß, wer sie zum ersten Mahle erblickt, davon entzückt werden muß. Ich nenne nur eine Bromelia-Art mit hoch korallenrother Blumenkolbe, deren Blättchen herrlich violettblaue Spitzen haben, und die Heliconia, ein der Strelitzia ähnliches Ba-

nanengewächs, mit hochrothen Blumenscheiden und weißen Blumen. In diesen dunkeln Schatten, an kühlen Felsen-Quellen, überfällt den erhitzten Wanderer eine plötzliche Kälte. Uns Nordländern behagte diese erquickende Temperatur, die das Entzücken erhöhte, mit dem uns in dieser schauerlichen Wildniß, die Erhabenheit der sich uns darstellenden Natur-Scenen stets auf's Neue erfüllte. Mit jedem Augenblicke fand Jeder von uns etwas Neues, seine ganze Aufmerksamkeit Fesselndes, und kündigte es mit lautem Freudenrufe seinen Gefährten an. Selbst die Felsen sind hier mit tausendfältigen Fleischgewächsen und cryptogamischen Pflanzen bedeckt; insbesondere findet man die herrlichsten Farrenkräuter (Filix), die zum Theile, gleich gefiederten Bändern, von Bäumen höchst mahlerisch herabhängen. Die dürren Stämme ziert ein hochrother horizontaler Schwamm; ein schön karminrother Lichen bedeckt die Rinde der kräftigern Bäume mit seinen schönen runden Flecken *). Die colossalen Stämme der Brasilianischen Wälder sind so hoch, daß unsere Flinten nicht zu ihren Gipfeln hinauf trugen; daher schossen wir oft vergebens nach den schönsten Vögeln, beluden uns aber desto öfter mit schönen Blüthen von saftigen Gewächsen, die wir leider nachher wegwerfen mußten, da sie schnell faulen und im Herbarium nicht aufbewahrt werden können. Ein Redouté würde hier reichen Stoff zu einem Prachtwerke von seltenem Gehalte sammeln können.

Die Üppigkeit und Saftfülle der Süd-Amerikanischen Pflanzenwelt ist Folge der in diesen Wäldern überall verbreiteten großen Feuchtigkeit. Amerika hat in dieser Hinsicht einen großen Vorzug vor allen andern heißen Ländern, und Herr von Humboldt erklärt sich hierüber sehr schön in folgenden Worten **): „Die Schmalheit des mannigfaltig eingeschnittenen Continents, seine weite Ausdehnung gegen die beeiseten Pole hin, der freye Ocean, über den die tropischen Winde wegblasen, Flachheit der östlichen Küsten, Ströme kalten Meerwassers, welche vom Feuerlande bis gegen Peru hin nördlich vordringen, die Zahl quellenreicher Gebirgsketten, deren schneebedeckte Gipfel weit über alle Wolkenschichten emporstreben, die Fülle ungeheurer Ströme, welche nach vielen Wendungen

*) Diese schöne carminrothe Flechte brachte schon der Engländer Mawe mit nach Europa (siehe dessen Reise Seite 271), und man hat in England bereits Versuche über die Benutzung ihres Färbestoffes angestellt.

**) Siehe Alexander von Humboldt's Ansichten der Natur Seite 14.

stets die entfernteste Küste suchen, sandlose und darum minder erhitzte Steppen, undurchdringliche Wälder, welche die flußreichen Ebenen am Äquator ausfüllen, und im Innern des Landes, wo Gebirge und Ocean am entlegensten sind, ungeheuere Massen theils eingesogenen, theils selbst erzeugten Wassers aushauchen; alle diese Verhältnisse gewähren dem flachen Theile von Amerika ein Clima, das mit dem Afrikanischen durch Feuchtigkeit und Kühlung wunderbar contrastirt. In ihnen allein liegt der Grund jenes üppigen saftstrotzenden Pflanzenwuchses, jener Frondosität, welche den eigenthümlichen Charakter des neuen Continents bezeichnet."

Als wir die Höhe der Serra de Inuá erreicht hatten, sahen wir über den hohen Waldbäumen die Papageyen paarweise, unter lautem Geschrey umher fliegen; es war der rothstirnige Papagey (Psittacus Dufresnianus, *Vaill.* *), in diesen Gegenden Camutanga, und in andern wegen seiner Stimme Schaüá genannt. Wir haben ihn späterhin oft für unsere Mahlzeiten benutzt. Unsern Weg fortsetzend stiegen wir in ein angenehmes, ebenes Land hinab, und übernachteten in der Fazenda de Inuá. Der Eigenthümer, ein Capitän, der durch den unerwarteten Besuch nicht wenig befremdet war, hielt ziemlich viel Vieh und Geflügel auf seinem Hofe. Wir sahen bey ihm auffallend schöne große Ochsen und fette Schweine, wovon man hier eine niedrige schwarze Raçe mit einem Senkrücken, langem Rüssel und herabhängenden Ohren zieht; Hühner, Puter, Perlhühner, zum Theile mit weißem Gefieder, Gänse von der Europäischen Art, und Bisam-Änten (Anas moschata, *Linn.*) die zuweilen ausfliegen und wieder kommen. Die letzten finden sich, wie bekannt, wild in Brasilien.

Die Serra de Inuá ist ein nach dem Meere hin vortretender Arm der höhern Gebirgskette, welche mit der Küste parallel zieht. Sie ist von hohen Urwäldern bedeckt, in denen mancherley Nutzhölzer wachsen, und in welchen besonders der Jäger reiche Ausbeute findet. Wir benutzten hier einen Tag bloß zum Jagen, da uns ohnehin ein krank gewordenes Lastthier Aufenthalt verursachte. Wir bekamen eine Menge schöner Vögel. Nach dem kleinen, schön röthlich

*) Die Brasilianer nennen diesen angenehmen, gelehrigen Vogel nach seiner Stimme, welche vollkommen so klingt, Schaüá, auch belegen sie ihn mit dem Nahmen Camutanga, welcher aus der Lingoa geral oder Tupinamba-Sprache herstammt, in welcher dieser Vogel Aiurú - Acamutanga hieß.

goldfarbenen Affen, welcher unter dem Nahmen des Marikina (Simia Rossalia, *Linn.*) bekannt ist, schoß Herr Freyreiß leider vergeblich. Dieses niedliche Thierchen wird hier rother Sahui (Sahui vermelho) genannt; es lebt in den dicksten Wäldern, und wird bloß südlich in der Nähe von Rio de Janeiro und Cabo Frio angetroffen; weiter nördlich haben wir es wenigstens nie mehr gefunden. In diesen waldreichen Bergen sind die Papageyen äußerst zahlreich, besonders einige Arten mit langem, keilförmigem Schwanze, die man hier Maracaná nennt, wozu unter anderen der Psittacus Macavuanna und Guianensis gehören, welche schwarmweise in die benachbarten Mays-Pflanzungen fielen *).

Inuá verlassend, traten wir in die Schatten eines Urwaldes, von hohen, wildverflochtenen Riesenstämmen, wo sich uns einige bis jetzt noch nicht gesehene Gegenstände zeigten. Zuerst fanden wir auf der Erde die große, über und über behaarte Buschspinne, Aranha Caranguejeira (Aranea avicularia, *Linn.*), deren Biß eine schmerzhafte Geschwulst erregen soll. Sie lebt, wie Herr von Langsdorf schon gesagt, meistentheils in der Erde. Nebst diesem sonderbaren Thiere fand ich hier eine Menge großer, breiter Kröten, jedoch nicht in der Anzahl wie in der Serra, die wir eben verlassen hatten; denn dort war die Erde, wenn es Abend geworden, völlig bedeckt mit diesen häßlichen Thieren, unter denen ich eine wahrscheinlich noch unbeschriebene Art (Bufo bimaculatus), mit zwey großen dunkeln Feldern auf dem Rücken, bemerkte. An den hohen weißen Mimosa-Stämmen des Waldes hingen ungeheuer lange Zöpfe des Bartmoses (Tillandsia) herab; im Glanze der heitern Sonne blinkte oben auf dem Gipfel eines hohen dürren Astes ein milchweißer Vogel (Procnias nudicollis), bekannt durch seine weitschallende Stimme, die völlig lautet, wie der Schlag eines Hammers auf einem Ambos oder an eine hellklingende, gesprungene Glocke. Dieser Vogel aus dem Genus, welchem Illiger den Nahmen Procnias gegeben hat, wird an der ganzen Ostküste Araponga genannt; er hat in der Farbe die größte Ähnlichkeit mit Linnée's Ampelis carunculata; dennoch aber ist es ein anderer Vogel; seine nackte grüne

---

*) Der hier von mir für Psittacus Macavuanna, *Linn.* gehaltene Vogel scheint eine wirklich verschiedene Species zu bilden, welche die Herren Temminck und Kuhl Psitt. Illigeri benannt haben. Azara beschrieb diesen Vogel zuerst (Vol. IV., pag. 55.) und nannte ihn Maracana fardé (siehe Kuhl Conspectus Psitt. in den Verhandl. der kaiserl. Leopold. Carol. Akad. B. 10, S. 19.)

Kehle und der Mangel des Fleischzapfens auf der Stirn unterscheiden ihn hinlänglich.

Der schattenreiche Wald, in welchem wir jetzt hinwanderten, war äußerst angenehm; Schaaren von Papageyen zogen laut schreyend hin und her, und unter ihnen ließ sich besonders häufig der niedliche Perikit, mit keilförmigem Schwanze, sehen, der hier den Nahmen Tiriba trägt. Ich schoß ein Einhörnchen (Sciurus aestuans, *Linn.*) von der einzigen Art, welche ich auf der ganzen Reise angetroffen habe; sie unterscheidet sich durch ein bräunlich-grau und gelblich-melirtes Haar. Züge von Lastthieren gingen bey uns vorüber; die Führer waren über das Schießen, welches zu beyden Seiten des Weges rund umher von unsern in allen Richtungen vertheilten Jägern gehört wurde, nicht wenig verwundert.

Nachdem wir Pflanzungen, abgebrannte Waldungen, Sümpfe und Wiesen, von hohen höchst mahlerisch mit Wald bedeckten Felsengebirgen umschlossen, durchwandert hatten, kamen wir auf große Wiesen mit Sumpf- und Rohrstellen, wo die schneeweißen Reiher, der Amerikanische Kibitz (Vanellus Cayennensis), Jassana's (Parra Jacana, *Linn.*), hier Piasocca genannt, und Regenpfeifer in Menge umher liefen. Rindvieh weidete in diesen Triften, und dazwischen spazierte der violettglänzende Pirol (Oriolus violaceus) häufig umher. Unsere Reit-Maulthiere waren jetzt schon so gewöhnt, daß es mir möglich war, zu schießen, ohne abzusteigen. Ich erlegte mehrere Pirole mit Einem Schusse. Eben so häufig als diese glänzenden Pirole fanden wir die Madenfresser (Crotophaga Ani, *Linn.*) auf den Zäunen der Fazendas und auf den Triften sitzen, gerade so, wie bey uns die Stahre an manchen Orten; sie waren dabey so wenig scheu, daß man nahe zu ihnen hinreiten konnte.

Am Abende erreichten wir das Kirchdorf (Freguesia, Kirchspiel) M a r i c a am See gleiches Nahmens. Etwa 600 Seelen sind hier eingepfarrt. Die Bewohner eines etwas abgesondert gelegenen Hauses, an welchem wir anhielten, verschlossen sorgfältig ihre Thür. Es versammelten sich sogleich alle Nachbarn, um uns anzustaunen; als wir aber anfingen, die heute erlegten Thiere abzustreifen und zu präpariren, da schüttelte Alt und Jung den Kopf, und Alle lachten laut auf über die albernen Fremden. Unsere Doppelflinten, die ihnen eine völlig neue Erscheinung waren, interessirten sie indessen mehr als wir selbst. Der See M a r i c a, an dem wir einen Ruhetag hielten, um seine sandigen Umgebungen kennen zu lernen, ist groß, und soll etwa sechs Stunden im Umfange halten; er hat niedrige, sumpfige Ufer und ist sehr fischreich. Ich sah hier eine kleine Art Wels (Silurus) häufig fangen; dieses Genus scheint in den Gewäs-

fern der Ostküste von Brasilien zahlreich an Arten zu seyn. An den Ufern des Sees fanden wir einige Muscheln, aber nur von einer sehr bekannten Art, und in den benachbarten Sümpfen eine Land- oder Sumpfschnecke, wovon ich an einer anderen Stelle mehr zu sagen Gelegenheit finden werde. Von Vögeln fanden wir hier am Ufer eine Art Möven, unserer Larus ridibundus sehr ähnlich, mit aschgrauem Kopfe, rothem Schnabel und rothen Füßen; eine schöne Art Meerschwalben (Sterna), Kibitze, eine Art Regenpfeifer (Charadrius) u. a. m., und über den Gebüschen und Sümpfen schwebten die Urubus in der Luft. Mir ward zuerst die Freude, den bis jetzt nur von Azara richtig unterschiedenen Acabyray (Vultur Aura, *Linn.*) zu erlegen *). Auf den ersten Anblick gleicht er zwar sehr dem grauköpfigen Urubu (Iribu Azara); dennoch aber läßt er sich bey näherer Beobachtung, selbst im Fluge hoch in der Luft schon von jenem unterscheiden. Diese Geyer sind eine Wohlthat der Natur für alle heißen Länder; denn sie reinigen die Erde von dem, was die Atmosphäre mit faulen animalischen Dünsten erfüllen würde. Ihr Geruch ist so scharf, daß man sie selbst da, wo man vorher in weiter Ferne keinen erblickte, haufenweise herbey eilen sieht, sobald ein Thier krepirt ist; daher wird ihnen auch nicht nachgestellt, und sie sind in offenen und beholzten Gegenden gleich häufig anzutreffen. Wegen des sandigen und sumpfigen Erdreiches erscheinen die nähern Umgebungen des Sees nicht besonders fruchtbar. Alle trockenen Stellen sind entweder Triften mit kurzem Grase, wo Vieh weidet, oder Berge mit Wald und Felsen. Es scheint, daß man hier viele Pferde zieht; sie sind aber schlecht, und meistens von kleinem Schlage. Auch Ziegen sahen wir hier mit sehr kurzem, glänzendem, gelbrothem Haare und schwarzen Abzeichen. Von den Ufern des Sees nicht sehr weit entfernt, erreicht man auf sandigem Wege durch Gebüsche die kleine Villa de Santa Maria de Marica, den Hauptort der Freguesia aus niedrigen, einstöckigen Häusern und einer Kirche bestehend, mit regelmäßigen aber ungepflasterten Straßen. Die Gebäude haben keine Glasfenster, sondern bloße Öffnungen, welche, wie in ganz Brasilien, mit hölzernen Gitterläden verschlossen werden. In der

*) Die besten, dennoch zum Theil unrichtigen Abbildungen dieser beyden Geyer befinden sich in *Viellot* histoire naturelle des oiseaux de l'Amérique septentrionale T. I pl. 1 und 2 bis —. Die letztere ist die richtigere, obgleich hier die Färbung des Kopfes auch nicht der Natur getreu dargestellt ist. Der Vultur Urubu des Verfassers hat wenigstens in Brasilien nicht einen rothen, sondern einen aschgrau gefärbten Kopf und Hals.

Nähe des Ortes zieht man Mandiocca, Bohnen, Mais, etwas Kaffeh und besonders Zuckerrohr, das an fruchtbaren Stellen hoch werden soll, im Sandboden aber die Höhe von sechs Palmen (Spannen) nicht übersteigt.

Immer abwechselnde, schöne Gebüsche unterhielten uns auf unserm weitern Wege; im Gesträuche rankte die Trompetenblume (Bignonia) mit den herrlichsten Blüthen; auch einige sehr sonderbar gebildete Früchte zeigten sich uns. Der Botaniker machte hier die Bemerkung, daß die Anzahl der hülsentragenden Gewächse (Plantae leguminosae) bey weitem die größere in Brasilien ist. Ungeachtet der vielen hier befindlichen Fazendas ist die Gegend dennoch wild; sie bildet ein breites, von hohen mahlerischen Bergen eingeschlossenes Thal mit hügligem Boden, aus welchem die köstlichsten Waldbäume, mit Gebüschen umringt, ihre hohen schlanken Stämme erheben. In den Gipfeln aller dieser Bäume bemerkt man an den Ästen große, schwarzbraune Massen, Nester einer Art sehr kleiner Termite, welche man Cupi oder Cupim nannte. Ameisen und die ihnen verwandten Geschöpfe sind in Brasilien den Pflanzungen höchst verderblich. Man findet diese zum Theile sehr gefräßigen Thiere überall so zahlreich und von so mancherley Arten, daß ein Entomologe über diese Insecten allein ein großes Werk schreiben könnte. Sie sind von verschiedener Größe; eine der größten Arten erreicht beynahe einen Zoll Länge, und hat einen unverhältnißmäßig dicken Leib, der in manchen Gegenden, z. B. in Mina Geraës, geröstet gegessen wird; dort wird sie Tenachura genannt. Eine andere, sehr kleine, rothe Art ist höchst beschwerlich und schädlich. Auch dem Sammler sind diese Ameisen sehr nachtheilig; denn sie verzehrten uns oft in kurzer Zeit eine Menge Insecten, besonders Schmetterlinge. Sie dringen oft in großen Zügen in die Wohnungen ein, wo sie alles Eßbare, besonders Süßigkeiten, schnell aufzehren. Um sie von solchen Sachen abzuhalten, hat man kein anderes Mittel, als die Füße der Tische durch eine große Schüssel voll Wasser zu isoliren, oder sie mit Theer zu bestreichen; allein oft überwinden sie selbst solche Hindernisse. Einige Arten bauen an den Wänden der Zimmer aus einer erdigen Masse lange bedeckte Gänge mit mancherley Verzweigungen, in welchen sie auf- und abgehen. In den Waldungen sieht man ganze Züge von großen Ameisen, welche sämmtlich Stücke grüner Blätter nach Hause tragen.

Ein wilder Wald, in den wir jetzt eintraten, zeigte uns wieder neue interessante Scenen. Der Tuckan (Ramphastos dicolorus, *Linn.*) mit colossalem Schnabel und der brennend-orangenfarbenen, mit dem schwarzen Gefieder schön contrastirenden Kehle,

reitzte zum ersten Mahl die Ungeduld unserer Jäger; allein für dieß Mahl war ihnen noch kein Glücksschuß gewährt; denn die Vögel hielten sich so hoch oben in den Baumwipfeln, daß es unmöglich war, ihnen beyzukommen. Bald wanderten wir auf einem schwarzen Moorgrunde und bald wieder auf rothem Letten. Der Wald ward immer herrlicher und schöner; er bildete eine finstere, schwarzgrüne Wildniß, aus den schönsten Bäumen zusammen gesetzt, alle saftvoll und mit den abwechselndsten Blattformen. Der aus dem Norden kommende Europäer hat von solchen Wäldern keinen Begriff, und geräth bey ihrem Anblicke in Erstaunen; auch möchte es wohl in dem Reiche der Unmöglichkeit liegen, eine dem empfangenen Eindrucke entsprechende Beschreibung dieses Anblickes zu geben. Hier wuchs häufig die etwa 30 Fuß hohe Cocospalme, welche in der Lingoa geral Aïri assú, und in Minas Brejeüba genannt wird. Die Wilden benutzen sie zur Verfertigung ihrer Bogen; ihr Stamm ist schwarzbraun und über und über dicht mit langen Stacheln besetzt, welche in horizontalen Ringen stehen. Ihre Blätter sind lang und schön gefiedert, wie bey allen Cocosarten; da, wo sie entspringen, hängt der gelbliche Blüthenbüschel herab, an welchem sich später glänzend-schwarzbraune, sehr harte Nüsse von eyförmig zugespitzter Gestalt und von der Größe der Taubeneyer ausbilden. Man findet in allen diesen Waldungen auch noch eine ähnliche, stets klein bleibende, stachelige Palme, Aïri mirim *) genannt. Beyde sind bis jetzt in den Systemen noch nicht aufgeführt; allein Arruda erwähnt derselben **). An allen Stämmen drängen sich holzige und zarte rankende Gewächse, Cactus, Agave und Epidendrum hervor, und wuchern mit herrlich gefärbten Blüthen in den dicht verflochtenen Ästen. Wo nur ein Stamm ein eingefaultes Loch oder einen Spalt hat, da prangen Arum, Caladium, Dracontium und andere dergleichen Arten mit großen, saftvollen, herz- oder pfeilförmigen, dunkelgrünen Blättern in schönen Büscheln, so daß man verschiedene Vegetationen über- und durcheinander zu sehen glaubt. Von der oben genannten Pflanzenform war hier besonders häufig das Dracontium pertusum mit seinen auf das Sonderbarste durchlöcherten Blättern; eine prachtvoll blau blühende Maranta zog ebenfalls die Aufmerksamkeit unseres Botanikers auf sich.

Auf unserer heutigen Wanderung hatten wir mit unserm jungen Indier Francisco einen unterhaltenden Auftritt. Jemand

---

*) Bey diesem und vielen ähnlichen Portugiesischen Wörtern wird das m am Ende nicht gehört.

**) Siehe den Appendix in Koster's Reise nach Brasilien.

aus unserer Gesellschaft glaubte auf einem hohen dürren Baume einen Vogel zu sehen, und schoß nach demselben; aber nun erst bemerkte er, daß das, was er für einen Vogel angesehen hatte, der Auswuchs eines Astes war. Francisco, der bey der Schärfe seines Gesichts, die er mit allen seinen Landsleuten gemein hat, den Irrthum auf den ersten Blick erkannt hatte, wartete den Schuß ruhig ab, dann aber brach er in ein so unmäßiges Gelächter aus, daß er sich eine geraume Zeit hindurch nicht wieder erhohlen konnte. Alle Sinne der Indier sind so geübt und geschärft, daß ihnen ein solcher Verstoß höchst lächerlich und kläglich vorkommt. Francisco diente uns oft zur Unterhaltung; er hatte ein gutes und treues Gemüth, dabey aber auch viel Eigensinn und Dünkel; so wollte er z. B. immer die meisten und besten Vögel geschossen haben Von gewissen Indischen Eigenheiten war er nicht abzubringen; er ging nie, wie die übrigen Jäger, nüchtern auf die Jagd, sondern wartete vielmehr, und hätte es noch so lange gedauert, auf das Frühstück, und wurde es seinem Herrn höchst übel genommen haben, wenn er ihn hätte zwingen wollen, sich hierin nach den Andern zu bequemen.

Wir hatten die Absicht, heute Ponta-Negra zu erreichen; allein einige sich theilende, grundlose Wege in dem dichten Urwalde hatten uns irre geleitet. Wir kamen indessen bis zu einer großen Fazenda, deren Besitzer, Herr Alferes da Cunha Vieira, uns sehr gastfreundschaftlich aufnahm. Das Landgut hieß Gurapina, und enthält ein beträchtliches Zucker-Engenho (Fabrik), deren Einrichtung Koster und andere Reisende hinlänglich beschrieben und abgebildet haben. Das Rohr wird zwischen drey senkrecht stehenden, mit ineinander greifenden Zähnen von hartem Holze versehene Walzen geschoben, welche es auspressen. Es kommt auf der andern Seite als Stroh völlig platt gedrückt wieder zum Vorscheine; der Saft aber läuft in einen unten befindlichen hölzernen Trog. Diese Walzen werden an einer langen Stange von Ochsen, Maulthieren oder Pferden gedreht. Der nachher in Pfannen abgesottene Saft wird, nachdem er sich krystallisirt hat, und in dem Gefäße angeschossen ist, in große zugespitzte Töpfe gebracht, die unten eine Öffnung haben, durch welche die überflüßige Feuchtigkeit abträufelt; auf der Oberfläche des den Topf anfüllenden Zuckers wird grauer Thon (barro) aufgeschlagen, der denselben bleichen soll. Herr da Cunha Vieira versicherte uns, daß er jetzt mit 20 Sclaven etwa 600 Arroben (jede zu 32 Pfund), also 19,200 Pfund Zucker jährlich gewinne; doch könne er, wenn mehrere Arbeiter hier angewendet würden, 90 bis 100,000 Pfund bereiten. Man hat in frühern Zeiten das Cayenne'sche Zuckerrohr hier gebaut; als man aber späterhin das von

Otahiti kennen lernte, und es ungleich ergiebiger fand, so wurde durch dasselbe der Anbau des Cayenne'schen fast ganz verdrängt. Unser gütiger Hauswirth hatte uns für die vielen Menschen und das sehr beträchtliche Gepäck eine große Halle angewiesen, wo wir bequem mehrere Feuer unterhalten und kochen konnten. Er, so wie die übrigen Bewohner der Fazenda besuchten uns oft, und konnten ihr Erstaunen über unsere naturhistorischen Beschäftigungen nicht genug an den Tag legen. Da starkes Regenwetter eintrat, so hielten wir uns hier lange auf; und als das Wetter sich aufklärte, fanden wir in den hohen Waldgebirgen, die das mit Zuckerpflanzungen angefüllte Thal einschließen, die günstigste Gelegenheit zu reicher Jagdausbeute. Ein junger Portugiese, der auch Francisco hieß, und hier auf der Fazenda wohnte, trat als Jäger in unsere Dienste und zeigte seltene Talente für dieses Geschäft. Er war schlank und leicht gebaut, äußerst abgehärtet und ein sehr guter Schütze, dabey ein gutmüthiger Mensch. Da er die Gegend und ihre Bewohner aus der Thierwelt genau kannte, so lieferte er eine Menge interessante Gegenstände, unter andern auch den Marikina (Simia Rosalia, *Linn.*), den wir bis jetzt noch nicht erhalten hatten. Der Araponga (Procnias nudicollis), dessen schon oben gedacht ist, war in allen diesen gebirgigen Waldungen äußerst häufig, und überall verkündigte ihn seine hellklingende Stimme. F r a n c i s c o war der Erste, der diesen schönen Vogel für unsere Sammlung erlegte. Gute Brasilianische Jäger besitzen einen seltenen Grad von Gewandtheit in Durchspähung der großen Waldungen; ihr abgehärteter Körper, und die Gewohnheit, immer mit bloßen Füßen zu gehen, erleichtert ihnen dieses Geschäft außerordentlich. Auf der Vignette, welche vor diesem Abschnitte in der Quart-Ausgabe steht, sind ein Paar solcher Leute, von der Jagd heimkehrend, abgebildet. Ihr Anzug besteht in einem leichten Hemde und Beinkleidern von Baumwollenzeug; über die Schulter gehängt tragen sie oft eine tuchene Jacke, um dieselbe anzuziehen, wenn Regen oder die kühle Nacht eintritt. Ihr Kopf ist mit einem Filz- oder Strohhute bedeckt. Über die Schulter tragen sie an einem ledernen Riemen das Pulverhorn und den Schrotbeutel, und das Schloß der langen Flinte wird gewöhnlich durch ein Thierfell gegen die Nässe verwahrt. Der eine der daselbst abgebildeten Jäger trägt einen Brüllaffen (Guariba), und der andere hat an seiner Flinte die große Eidechse Teiú (Lacerta Teguixin, *Linn.*) aufgehängt, in der Hand aber hält er einige Vögel, worunter der Tucan in die Augen fällt. Die Hunde, welche diese beyden Leute begleiten, werden besonders gebraucht um Rehe und Schweine zu jagen.

Zu G u r a p i n a war die Temperatur sehr abwechselnd; einige

Tage waren so kalt, daß der Thermometer Mittags auf 13 Grad Reaumur fiel; dazwischen hatten wir aber auch wieder ziemlich warmes und angenehmes Wetter. Ich vertiefte mich öfters in diese gebirgigen, schauerlichen Wildnisse, und entzückt von der hier herrschenden tiefen Ruhe und Stille, die nur zuweilen durch Schaaren von schreyenden Papageyen unterbrochen wurde, hätte ich Tage lang hier verweilen können. Bey solchem Geistesgenusse lebten wir in den Umgebungen von Gurapina sehr heiter und in Freuden, um so mehr, da wir frische Lebensmittel im Überflusse hatten. Diejenigen, welche der Brasilianische Reisende mit sich führen kann, bestehen in Mandiocca-Mehl (gewöhnlich bloß Farinha genannt), schwarzen Bohnen (Feijão), Mays (Milho), getrocknetem Salzfleisch (Carne seca oder do Sertam *) und Reiß (Arroz). Statt des Carne seca erhielten wir hier gutes frisches Fleisch; daneben versorgte uns der Besitzer der Fazenda mit einer großen Menge der herrlichsten Orangen, mit Branntwein (Agoa ardente de canna), den er aus dem Zuckersafte bereiten ließ; mit Reiß, Zucker, Farinha, Mays, Baumwolle, und war dabey so uneigennützig, für alle diese vielen Gegenstände keine Bezahlung nehmen zu wollen. Diese Weigerung nöthigte uns, früher von hier aufzubrechen, als wir es sonst gethan haben würden, da uns diese Gegend, bey so manchen andern Begünstigungen, so viele frohe Genüsse und so reichen Stoff für unsere Wißbegierde darboth. Wir nahmen Abschied von unserm Wirthe und traten die Reise nach Ponta-Negra an.

Die Wege waren oft so grundlos, daß unsere Thiere Gefahr liefen, mit den schweren Lasten einzusinken. Wir durchritten dichte Gebüsche von hohem, rohrartigem Grase, Canna, Rhexia und niedrigen Palmen; auf einigen Höhen fanden wir Neger, die, um das Land urbar zu machen, mit einem, an einer Stange befestigten, sichelförmigen Eisen (Fouçe), das niedrige Gesträuch wegschafften, und bey einigen Fazendas, an denen wir vorbey ritten, bewunderten wir dichte Hecken oder Einzäunungen von Orangenbäumen. Mit schwer gefüllten Jagd- und Rocktaschen, die von Vögeln und mancherley jetzt reifen Sämereyen strotzten, erreichten wir endlich die Lagoa da Ponta-Negra. Der schöne See ernährt an seinen sumpfigen, mit Rohr bewachsenen Ufern, Schaaren von Jassanas (Parra Jacana, *Linn.*) und weißen Reihern, von welchen einer durch unsere Jäger erlegt wurde; das milchweiße Gefieder dieser

*) In Pernambucco nennt man es Carne de Seara, nach Koster Seite 123 und 130.

Vögel erhält sich wegen ihrer langen Füße selbst im Sumpfe stets in der blendendsten Reinheit. Nicht fern davon erreichten wir eine isolirte Venda, wo sich die Reisenden in der großen Hitze durch eine Limonade, oder besser, durch einen kalten Punsch zu erfrischen pflegen. Hier vernahmen wir, daß die Nachricht von unserer bevorstehenden Ankunft uns schon vorangegangen sey, und machten die unangenehme Erfahrung, daß die Wirthe schon im Voraus Speculation auf unsern Beutel gemacht hatten. Nahe bey diesem Hause wurden wir auf einer Anhöhe durch die herrlichste Aussicht auf das Meer, den Landsee und die hinter uns liegende Gegend von Rio de Janeiro überrascht. Weiterhin in den dichten Gebüschen, die unser Weg durchschnitt, fanden wir einen uns noch neuen Vogel, den großen Annú (Crotophaga major, *Linn.*) sehr häufig. Sein Gefieder ist schwarz, schillernd in Kupfergrün und Stahlblau. Hier hörten wir die Brandung des Meeres, und kamen bald darauf zu den Sanddünen, wo wir die mit weißem Schaume bedeckten Wogen ungestüm an den Waldbergen der Küste sich brechen sahen. Zunächst hinter dem weißem Sande der Praya (Seeküste), erhebt sich ein dicht verflochtenes Gesträuch von den verschiedensten Baumarten, das von den Seewinden und Stürmen niedergehalten wird, und daher nur allmählich sich erhebt.

In diesem 20 bis 30 Fuß hohen Dickicht längs der See, worin wir unsere Reise fortsetzten, wachsen hohe Fackeldisteln (Cactus), und besonders zahlreich sieht man die oft mit wunderschönen Blumen geschmückten Bromelien. Kleine Eidechsen rauschten in dem dürren Laube unter den Gesträuchen, während der große Annú und der Tijé (Tanagra brasilia, *Linn.*) mit seinem blutrothen Gefieder das Dickicht beleben. Dieses schöne Thier ist in Brasilien sehr gemein, besonders an den Seeküsten und Flußufern.

Gegen Abend befanden wir uns zwischen der Seeküste und einem großen Rohrsumpfe, in welchem Schaaren von Vögeln sich zur Ruhe begaben; der Tijé war besonders häufig, und die rostbauchige Drossel (Turdus rufiventris des Berliner Museums), hier Sabiah genannt, saß auf den Spitzen der Gesträuche und ließ ihren angenehm flötenden Abendgesang hören. In der Dämmerung flog der Caprimulgus nahe vor unsern Pferden umher, so wie ein großer Abendfalter von schieferblaulicher Farbe (Papilio Idomeneus, *Fabr.* *)

*) Hier ist die Rede von dem Idomeneus des Fabricius, dessen Beschreibung vollkommen auf meinen Schmetterling paßt; allein auch zugleich auf die Abbildung des Seba. Tom. IV. Tab. 31. Fig. 3. et 4.

von welchem wir eine Menge Exemplare hätten fangen können, wenn uns nicht gerade in diesem Augenblicke das dazu erforderliche Netz gefehlt hätte. An einem Aste fand ich eine todte Fledermaus aufgehängt, welche in dieser Stellung gestorben seyn mußte. Sie gehörte zu dem Genus Philostoma, und hatte große Ähnlichkeit mit Azara's Chauvesouris première ou obscure et rayée *), ist mir aber auf meiner ganzen Reise nie wieder vorgekommen. Als wir die Blüthe einer niedrigen Palme untersuchen wollten, fanden wir, an einem Ästchen befestiget und auf's niedlichste gebaut, das Nestchen des blauscheitlichen Fliegenvogels, einer Art, die dem Trochilus bicolor (Saphir émeraude, *Buff.*) gleicht**), welches so nett mit Moos überlegt war, wie die Nester unsers Deutschen Stieglitzes und anderer kleiner Vögel. Man findet in allen diesen Fliegenvogelnestern zwey längliche weiße Eyer, die bey manchen Gattungen außerordentlich klein sind.

Beym Einbruche der Nacht zogen wir zwischen einigen Seen fort, an welchen leuchtende Insecten funkelten und Frösche leise sich hören ließen, und erreichten nach einem bedeutenden Tagmarsche eine Venda am See Sagoarema, wo wir unsere Leute mit den Lastthieren vorfanden, die uns auf einem andern Wege dahin voraus gegangen waren. Wir erwarteten hier schon unsere Kochkessel aufgehangen zu sehen; allein es fehlte hier an allem zur Bereitung der Mahlzeit Erforderlichen. Wir sendeten unsere Leute nach Lebensmitteln aus; da diese aber so lange ausblieben, daß wir zu fürchten anfingen, sie seyen uns durchgegangen, so schickten wir andere zu Pferde nach. Mit diesen kamen sie endlich zurück, brachten aber nichts als einige lederne Säcke (Boroacas) mit frischen Fischen. Die Nacht war indessen vorüber gegangen, und aus unserm Abendessen wurde ein Frühstück.

Der Sagoarema-See hängt mit dem Meere zusammen, und ist ein bedeutendes Binnenwasser von etwa 6 Legoas Länge und ¾ Legoa Breite, dessen gesalzenes Wasser, ob es gleich an einigen Stellen einen unangenehmen Geruch von sich gibt, demungeachtet fischreich ist. Hier befindet sich eine zerstreute Povoaçao von Fischern, welche in kleinen Lehmhütten an den Ufern wohnen. Jedes Haus

---

*) *S. Don Felix de Azara* Essais sur l'histoire naturelle des Quadrupedes de la Province du Paraguay. Tom. II. p. 269.

**) Trochilus pileatus; 4 Zoll 8 Linien (Pariser Maß) lang; Körper prachtvoll glänzend-grün; Scheitel, gabelförmiger Schwanz, Schwung- und große Flügeldeckfedern dunkelblau; After weiß; Schnabel gerade

hat eine ausgegrabene Vertiefung, die ihm als Cisterne dient, da das Seewasser oft faulig ist. Die Fischer hier sind leicht gekleidet, wie alle Brasilianer, tragen große Strohhüte, dünne weite Beinkleider und Hemden, und gehen mit unbedecktem Halse und bloßen Füßen; im Gürtel hat ein jeder ein spitzes Stilet mit Messing oder Silber beschlagen. Dieses letztere ist unter den Portugiesen allgemein üblich; aber eine gefährliche Waffe; denn es gibt leicht zu Mordthaten Anlaß, besonders unter rohen Menschen, wie es die Fischer zu Sagoarema sind. Die hier am See gelegene Venda wird von diesen Leuten gemeinschaftlich gehalten und ihr Ertrag getheilt; es ist daher kaum nöthig zu bemerken, daß die Reisenden mehr als an andern Orten bezahlen müssen. Etwa eine Stunde von hier liegt das Kirchspiel (Freguesia) de Sagoarema, ein großes Dorf, oder vielmehr eine kleine Villa, mit einer Kirche. Da wir unsere Tropa über die Lagoa setzen mußten, die sich von dieser Stelle mit einer schmalen Einmündung in die See ergießt, so nahmen wir unser Quartier in einem leer stehenden Hause, und benutzten die Zeit, die umliegende Gegend näher kennen zu lernen.

Nahe bey der Freguesia steigt am Seestrande ein Hügel empor, worauf sich die Kirche, der Kirchhof und ein Telegraph befinden. Wir erstiegen diese Höhe gerade, als die Sonne unterging. Welche große, herrliche Aussicht! Vor uns öffnete sich das unabsehbare Meer, das dumpf und weißschäumend gegen den Berg, auf welchem wir standen, heran rollte, und sich an demselben brach; zur Rechten erhoben sich in der Ferne die Gebirge von Rio; uns näher sahen wir die mannigfaltig buchige Küste, und noch näher die Ponta Negra; hinter uns hatten wir hohe Waldgebirge, eine vor denselben liegende, jedoch auch mit Wald bedeckte Niederung, und die großen glänzenden Spiegel der Seen; zu unsern Füßen lag die Freguesia von Sagoarema, und links die Küste, wo die Wogen furchtbar brausend schäumten. Dieses vielumfassende Gemählde, von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet und endlich im Nebel der Dämmerung verschwindend, erweckte in uns das Andenken an das entfernte Vaterland. An die Seite eines Beinhauses gelehnt, und neben den unter einem Kreuze an der bemoosten Mauer aufgethürmten Schedeln, hingen wir schweigend unsern Empfindungen nach. In dieser ernsten Pause fühlten wir es recht lebhaft, wie viel der Reisende entbehren lernen muß, wenn er, hinaus getrieben von der unwiderstehlichen Sehnsucht nach Erweiterung seiner Kenntnisse, sich in einer fremden Welt einsam stehen sieht. Unser Auge strebte vergeblich, die wunderbar verschleyerte Zukunft zu durchblicken, und vor ihm lagen beunruhigend alle die Beschwerden, die noch über-

wunden werden mußten, ehe wir hoffen konnten, über den weiten Spiegel des unermeßlichen Oceans zu den heimischen Gestaden zurückzukehren. — Die Nacht machte unsern Betrachtungen ein Ende.

Wir kehrten nach Sagoarema zurück, das meistens von Fischern bewohnt ist, die aber auch zum Theil von ihren Pflanzungen leben. Man baute hier ehemahls viel Cochenille, deren Cultur aber jetzt aufgehört hat. Der König bezahlte für das Pfund ½ Doble (6400 Rees oder 1½ Carolin); allein die Pflanzer verdarben sich den vortheilhaften Handel selbst; sie mischten dieses theuere Product mit Farinha, und verfälschten es dermaßen, daß es allen Werth verlor. — Am folgenden Tage, einem Sonntage, wohnten meine Reisegefährten einer Messe in der Kirche von Sagoarema bey; ich ließ indessen unsere Tropa über den See schiffen. Das Gepäck wurde auf Canoen übergefahren, und unsere Lastthiere wateten unbeladen durch das seichte Wasser. Wir verließen die Gegend, und kamen nun durch Waldungen, die wir mit vielen schönen Blumen angefüllt fanden. Eine Hauptzierde dieser Gegend sind die glänzenden Spiegel vieler Landseen, die sich von Marica bis gegen Cabo-Frio ausdehnen. Eine außerordentliche Menge Wasservögel lebt an den See-Ufern, besonders Meerschwalben, Möven und Reiher, deren wir in kurzer Zeit eine große Schaar erlegten. Dem Ornithologen dringt sich die Beobachtung auf, daß die meisten hiesigen Sumpf- und Wasservögel ein Analogon in Europa finden; so erblickten wir z. B. eine der Larus ridibundus ähnliche Art, die Larus marinus, Sterna caspia, Hirundo und eine dritte der Minuta sehr ähnliche. Die Unterschiede dieser Vögel in Amerika und Europa fanden wir nur unbedeutend. Die kleinste Meerschwalbe *) war an den Dünen der Seeküste sehr häufig; hier flogen diese niedlichen kleinen Möven wie die Schwalben umher, und ihr blendendes Weiß wurde jetzt noch von den schwarzen Wolken eines stürmischen dunkeln Himmels gehoben. Hinter den Sanddünen der Küste verbreiteten sich Sümpfe, und zwischen beyden war der sandige Bo-

*) Ich nenne diesen Vogel Sterna argentea; er könnte wohl mit unserer Sterna minuta verwechselt werden, dennoch ist er verschieden; seine Größe übersteigt die unseres Europäischen Vogels; denn ich fand ihn 9 Zoll 1 Linie; Schnabel und Füße sind gelb, der erstere mit einer schwarzen Spitze; Stirn und alle untern Theile des Vogels sind weiß; Scheitel und Nacken schwarz, Rücken, Flügel und Schwanz schön nett silbergrau.

den mit einem dichten Gebüsche von niedern etwa drey Fuß hohen Zwerg-Cocos-Palmen bewachsen. Dieses Gewächs ist stängellos, mit gefiederten eingerollten oder abwärts gebogenen Blättern und Fruchtkolben, welche gleich einer Typha auf einem aufrechten Schafte stehen, und mit kleinen Nüßchen von der Größe der Haselnüsse bedeckt sind; diese sitzen wie die Körner am Mays, und haben an der Wurzel ein gelbröthliches, eßbares, süßlich schmeckendes Fleisch. Man nennt diese Pflanze dort Cocos de Guriri oder de Pissandó *). Zu unserm Nacht-Quartiere bestimmten wir heute die Fazenda von Pitanga, welche wir auf einer Höhe vor uns, einer alten Ritterburg gleich, vom hellen Mondscheine magisch beleuchtet, liegen sahen. Wir ritten hinauf, und pochten an die verschlossenen Thore, die sich endlich öffneten und uns einnahmen. Der gefällige Feitor (Verwalter) räumte uns sogleich das Gebäude ein, in welchem die Farinha bereitet wird. Wir fanden mit allen unsern Leuten und unserm Gepäcke ein bequemes, geräumiges Quartier, und blieben deßhalb einige Tage hier, um die ganze umliegende Gegend zu durchstreifen.

Diese Farinha-Fabrik war eine der vollständigsten. Das Mehl wird auf folgende Weise bereitet: Die Wurzeln der Mandiocca-Pflanze (Jatropha Mahinot, *Linn.*) werden zuerst geschabt, um sie von der Rinde zu befreyen; hierauf hält man sie an ein großes Rad, das herum gedreht wird, und schleift sie dadurch zu einem kleingeriebenen Brey ab. Alsdann wird die Masse in lange, weite, von Rohr oder Bast geflochtene Schläuche gefaßt, welche aufgehängt und in die Länge gezogen werden; durch diese Ausdehnung wird der Schlauch enger, und preßt den in der Masse befindlichen Saft aus **). Den übrigbleibenden consistenten Theil bringt man in große eingemauerte Pfannen von Kupfer oder gebranntem Thon, in welchem

*) Die Zwerg- oder Küstenpalme (Cocos de Guriri.) Von Herrn Professor Nees v. Esenbeck Allagoptera pumila benannt, und auf folgende Art charakterisirt: Classis Linneana Monoecia Monadelphia. Fam. nat. Cicadae. Spadix simplex. Flores ♂ et ♀ quincunciatim positi. — ♂ Calyx triphyllus, coralla tripetala, filamenta 14, basi connata. Antherae liberae. ♀ Calyx et coralla maris, ampliores. Stigma cuneiforme, trifidum. Drupa monosperma. Herr Professor Martius wird die Beschreibung dieser Palme, welche Herr Professor Nees v. Esenbeck nach den von mir mitgebrachten Exemplaren verfertigte, in seinem bald zu erwartenden Werke über die Palmen mittheilen.

**) S. *Gilii Saggio* Storia americana. T. II. p. 304 sqq. Tab. 5.

er durch die Hitze völlig getrocknet wird, wobey aber die dicke Masse beständig mit eigens dazu bestimmten Werkzeugen, einer Stange, welche an ihrem vordern Ende ein kleines, senkrecht gestelltes Bret trägt, hin und her bewegt werden muß, damit sie nicht anbrenne. Das nun so bereitete trockene Mehl ist nun das, was man Farinha nennt. Auf den Pfannen der Mandiocca-Öfen trockneten wir auch, wenn feuchte Witterung eintrat, unsere neupräparirten Naturalien; aber obgleich alsdann immer des Nachts dabey gewacht wurde, so verbrannten uns dennoch zuweilen seltene Thiere.

Das Wetter war jetzt sehr kalt, ein heftiger Wind blies an der Seeküste, und das Thermometer stieg am Mittage kaum auf 13 Grad Reaumur. Die Gegend, in welcher Sümpfe, Triften, Gebüsche und Waldungen mit einander abwechseln, lieferte uns manches interessante Thier. Unsere Jäger brachten zum ersten Mahl die Jacupemba (Penelope Marail, *Linn.*), die sehr gut zum Essen ist, und die grünen Tucane oder Arassaris (Ramphastos Aracari, *Linn.*) ein, schöne Vögel, die einen kurzen zweysylbigen Laut von sich geben. Die Aussicht von den Gebäuden aus war sehr hübsch und von weitem Umfange; ein Telegraph correspondirte von hier mit dem zu Sagoarema, welchen wir in der Ferne liegen sahen. Pitanga war ehemahls ein Kloster gewesen, welches noch unter andern die alte Kirche zeigt. Gegen Mittag war unsere Tropa beladen, und es gewährte uns großen Vortheil, daß der Verwalter, um uns den Weg zu zeigen, uns zu Pferde begleitete. Mit unsern unbändigen Maulthieren würden wir in der Dunkelheit der uns später ereilenden Nacht und in dem schlechten Wege voll Wasser wahrscheinlich einen Theil unseres Gepäckes eingebüßt haben, indem unsere Thiere mit ihren Kasten in den schmalen Waldwegen nicht fortkonnten, gegen die Bäume rennend, scheu ihre Ladung abwarfen und in das Dickicht flohen. Das Wiederfangen und das Wiederbeladen derselben hielt uns sehr lange auf; wir mußten nun mit mehr Vorsicht zu Werke gehen, und die uns hindernden Stämme abhauen. Endlich erreichten wir offene Wiesen mit großen Sümpfen, Gesträuchen und breiten Wasserpfützen, die wir durchwaten mußten, eine unangenehme Erscheinung für unsere Fußgänger, besonders für die im Gebüsche jagenden Europäer, die nicht an solche Wasserreisen zu Fuße gewöhnt waren. Durch diese widrigen Begegnisse aufgehalten, erreichten wir erst spät bey Nacht die Fazenda Tiririca, wohin wir einen Reiter voraus gesendet hatten, um uns Quartier zu erbitten. Ihr Eigenthümer, der Herr Capitän Mor, wies uns anfänglich sein Zucker-Engenho zum Nachtlager an, als wir ihm aber unsere Portaria (Paß vom Minister) vorzeigten,

ward er sehr höflich und lud uns in seine Wohnung ein; diese Einladung nahmen wir indessen nicht an, weil wir bey unsern Leuten zu bleiben wünschten. Tiririca ist eine ansehnliche Zucker-Fabrik in einer angenehmen Lage; das Zuckerwerk liegt am Fuße eines grünen Hügels, auf dessen Höhe das Wohnhaus des Besitzers, von ungefähr 20 kleinen Hütten seiner Leute und Neger-Sclaven umringt, erbaut ist. Die großen Zuckerpflanzungen umgeben die Fazenda; jenseits erheben sich dichte, hohe Waldungen, und nahe vor dem Zuckerwerke lag eine Wiese voll Sümpfe und Pfützen, von Wasser- und Sumpfvögeln belebt, die man aus den Fenstern erreichen konnte. Nachdem wir am folgenden Morgen mit unserm gefälligen Hauswirthe das Frühstück eingenommen hatten, vertheilten wir uns in die Waldungen. Herr Sellow und ich durchgingen die Zuckerpflanzungen und einige andere kleine Fazenda's, welche von niedlichen Orangenwäldchen umgeben sind, und vertieften uns dann in einen der finster verflochtenen Urwälder, welche mir während meines Aufenthaltes in Brasilien immer den reichsten Genuß gewährten. Hohe, abgestorbene Baumstämme am Saume desselben zeigten noch von dem Brande, wodurch man diese Gegend urbar gemacht hatte. Der Wald selbst war eine dunkle Wildniß von kolossal-schäftigen Urstämmen; hier wuchsen die Mimosa-, Jacaranda-, Bombax-, Bignonia- und andere Bäume, auch das Pao Brazil (Caesalpinia brasiliensis), auf ihnen wieder eine Menge Cactus, Bromelia, Epidendrum, Passiflora, Bauhinia, Banisteria, und andere Geschlechter, deren rankende Stämme unten an der Erde wurzeln, deren Blätter und Blumen aber bloß die höchsten Baumkronen einnehmen; man kann sie daher nicht anders untersuchen, als wenn man diese Riesenbäume niederhaut, wobey aber oft wegen der Härte des Holzes das Eisen der besten Art zerbricht. Schlinggewächse verbinden die Bäume auf das wunderbarste. Unter ihnen zeichnet sich eine Bauhinia aus, deren feste, holzige Ranken stets in abwechselnden Bogen wachsen; die Concavität jedes Bogens ist so künstlich ausgehöhlt, als ob der Hohlmeisel eines Bildhauers dazu gebraucht worden wäre, und auf der entgegen gesetzten convexen Seite steht ein kurzer, stumpfer Dorn. Dieses sonderbare Gewächs, das man leicht für ein Kunst-Product ansehen könnte, steigt bis in die höchsten Baumkronen. Sein Blatt ist klein und zweylappig (bilobum), die Blüthe aber ist mir nie zu Gesicht gekommen, obgleich die Pflanze sehr gemein ist. Andere Arten von Schlingbäumen zeichnen sich durch einen besonders starken, theils angenehmen, theils unangenehmen Geruch aus. Die Cipo Cravo riecht sehr angenehm, etwa wie Gewürznelken; eine andere hingegen, von der

schon, als am Amazonen-Flusse wachsend, la Condamine *) redet, riecht wie Knoblauch. Viele dieser sonderbaren Gewächse senken lange Zweige herab, die wieder Wurzel schlagen, und so dem Wanderer den Weg versperren. Man ist genöthiget, sie mit dem Facao abzuhauen, um fortkommen zu können; hängende Zweige der Art, die, wenn der Wind oder ein anderer Umstand sie bewegt, dem Reisenden an den Kopf schlagen, finden sich auf allen Waldwegen Brasiliens. Überhaupt ist in diesen Zonen die Vegetation so üppig, daß jeder alte hohe Baum das Bild einer kleinen Welt ist, ein botanischer Garten von oft schwer zu erhaltenden und gewiß größten Theils unbekannten Gewächsen. Wir erlegten hier manchen schönen Vogel. Der gelbbauchige Surucua (Trogon viridis, *Linn.*) war sehr gemein; überall erschallt seine Stimme, ein oft wiederhohlter, von der Höhe zur Tiefe herabsinkender Pfiff. Wir hatten ihn bald nachahmen gelernt, und konnten ihn so leicht locken. Mit leisem, schnellen Fluge kommt er herbey, und setzt sich in der Nähe auf einen niedrigen Zweig, wo man ihn ohne viele Mühe herabschießt. Eben so häufig waren die Spechtpirole (Dendrocolaptes, *Illigeri*), welche in Gesellschaft des schönen Spechtes mit blaßgelber Haube (Picus flavescens), des rothköpfigen Spechtes (Charpentier à huppe et cou rouge, *Azara*) und des Picus lineatus an den großen Stämmen pochend gefunden und geschossen wurden. Die kleinen Papageyen mit keilförmigem Schwanze, hier Tiribas genannt **) erlegten wir oft in Menge. Gegen Abend glückte es mir, auch den Pavo (Pie à gorge ensanglantée des Azara) zu erhalten. Er ist ein schöner schwarzer Vogel von der Größe einer Krähe, am Vorderhalse mit dem lebhaftesten Roth gefärbt. Herr Sellow entdeckte heute im Allgemeinen nicht viele neue Pflanzen, fand jedoch häufig die schöne Alstroemeria Ligtu, *Linn.*, mit angenehm roth und weißgestreifter Blume. Er fing auch eine hier zwar gemeine

---

*) S. *De la Condamine* voyage etc. p. 74.

**) Der Papagey, welcher an dem größten Theile der Ostküste unter dem Nahmen Tiriba bekannt ist, scheint eine noch unbeschriebene Art zu seyn, welche ich Psittacus cruentatus nannte. Er hat die Größe einer Drossel und einen keilförmig verlängerten Schwanz, und mißt 8 Zoll 11 Linien in der Länge; Gefieder grün; Scheitel und Hinterkopf graubraun; Backen und Kinn grün; zwischen Auge und Ohr bräunlich-roth; hinter dem Ohr an der Seite des Halses ein orangengelblicher Fleck; Vorderhals himmelblau; am Bauche und Uropygium ein blutrother Fleck. Psittacus erythrogaster des Berliner Museums.

Schlange, welche aber die größte Zierde dieses Geschlechtes ausmacht. Dieses schöne Thier ist im Lande unter dem Nahmen Cobra Coral oder Coraës bekannt *), darf jedoch nicht mit jener Coraës verwechselt werden, die in den Werken von Lacepede, von Daudin und Andern beschrieben ist. Den Nahmen der Korallenschlange verdient die hier gefundene mit großem Rechte; das reinste brennendste Scharlachroth wechselt an ihrem glatten Körper mit schwarzen und grünlich-weißen Ringen, so daß dieses schöne, und dabey völlig unschädliche Reptil mit einer bunten Korallenschnur verglichen werden kann. Ich habe mehrmahls das prachtvolle Geschöpf in Spiritus gesetzt; allein es nie dahin gebracht, ihm die herrliche rothe Farbe zu erhalten. In dem Linnéeschen System ist diese Schlangen-Art ohne Zweifel unter dem Nahmen Coluber fulvius, nach Exemplaren beschrieben, welche im Weingeiste ihre Farbe verloren hatten. Abends bath uns der Hauswirth zu Tische. Bey der Mahlzeit erschienen, nach Brasilianischer Sitte, die weiblichen Bewohner des Hauses nicht; sie sahen aber dafür durch die Ritzen der Thüren und Fensterläden, um die seltenen Gäste zu betrachten; Neger-Sclaven, männlichen und weiblichen Geschlechtes, warteten bey Tische auf. Über diese und ähnliche Gebräuche der Brasilianer haben Mawe und Koster umständliche Nachricht gegeben, und ich brauche mich daher hierbey nicht aufzuhalten. Während des Essens wurde das Gespräch von unserer Seite auf verschiedene Gegenstände und Einrichtungen des Landes gelenkt; allein unser sonst gefälliger Hauswirth schien hierüber keine Auskunft geben zu wollen oder zu können.

Der folgende Tag war ein Sonntag, wo man früh zur Messe ging. Nach dem Gottesdienste reiseten wir ab. Die Hitze war groß, daher erfrischten wir uns unter Weges mit kaltem Punsche und vortrefflichen Orangen, die man in vielen Gegenden umsonst erhält. Diese herrliche Frucht darf man, selbst bey der größten Erhitzung, in Menge genießen, ohne Nachtheil für die Gesundheit zu befürchten; nur Abends sollen sie nicht wohl bekommen. Weit vorsichtiger muß man im Genusse der Cocosnüsse und der andern kühlenden Früchte seyn.

Da die Entfernung von Tiririca nach Parati nur etwa

---

*) Die hier genannte Cobra Coral ist ein Elaps, und nicht, wie ich früher vermuthete, Linné's Coluber fulvius (siehe Merrem's Versuch eines Systems der Amphibien. Seite 144, und den 10. Band Seite 105 der Verhandl. der kaiserl. Leopol. Carol. Acad., wo ich eine Abbildung dieses vorzüglich schönen Reptils gegeben habe.)

drey Stunden Weges beträgt, so erreichten wir, durch Sumpf und sandige Wälder ziehend, bald die Fazenda, welche wir schon von Ferne auf einer Wiese liegen sahen, und in der wir, der Aussage unseres gestrigen Wirthes zu Folge, eine sehr freundliche Aufnahme zu erwarten hatten. Sie war ehemahls ein Kloster gewesen, und hat eine ansehnliche neue Kirche, wobey große Wirthschaftsgebäude angelegt sind. Hier sahen wir zuerst eine Krankheit, die in den südlichen Gegenden von Brasilien unter den Negern sehr gemein ist, nähmlich dick geschwollene Füße. Sie überziehen sich mit einer harten Haut wie bey der Elephantiasis. Wir bathen den Hausherrn, die Nacht hier zubringen zu dürfen; allein gegen die Art der Brasilianischen Pflanzer, die wir bisher nur von einer vortheilhaften Seite kennen gelernt hatten, wies man uns eine sehr schlechte Varanda an einem Stalle oder Schoppen an, wo wir von oben gegen den Regen gedeckt, von den Seiten aber der Witterung bloßgestellt waren. Der Wirth entfernte sich bey unserer Ankunft, und zeigte uns sogleich, daß man ihm in Tiririca mit dem Nahmen eines gastfreundlichen Mannes zu viel Ehre angethan hatte. Als wir ihn ersuchen ließen, uns etwas Reiß für unsern Tisch, und Mays für unsere Thiere zu verkaufen, schlug er es uns rund ab, unter dem Vorwande, er habe nichts; und erklärte: ob man uns Wasser geben wolle, das werde sich noch zeigen. Wir sendeten nun Leute zu Pferd in die Nachbarschaft, und kauften die nöthigen Bedürfnisse auf andern Fazenda's. Am folgenden Morgen ließen wir früh unsere Tropa laden und aufbrechen; wir selbst aber ritten an das Haus des Herrn Capitam, und ließen ihm sagen, daß wir Abschied zu nehmen wünschten. Als er erschien, dankten wir ihm mit der größten Höflichkeit für seine zuvorkommende Güte, setzten aber hinzu: wir würden an den Prinz-Regenten in Rio de Janeiro berichten, wie gut er den in unsern Papieren ausgedrückten gütigen Willen der Regierung erfüllt habe, worauf er zwar betroffen ward, aber vor Wuth schäumend ausrief: Was geht mich der Prinz-Regent an!

Unsere Reise fortsetzend, erreichten wir bald mit hohen Gebüschen umgebene Sümpfe, an deren Ufern der Quer-Quer oder Brasilianische Kibitz (Vanellus cayennensis) sehr gemein ist *). Dieser schöne Vogel hat den Nahmen Quer-Quer, weil er beym Anblicke der Menschen oder anderer fremdartiger Gegenstände mit einer durch-

*) Mawe erwähnt dieses Vogels S. 80, indem er sagt, er habe schöne Lapwing's geschossen, mit einem rothen Sporn an jedem Flügel, die einen grossen Lärm verursachten.

dringenden, widerlichen Stimme das Geschrey Quer! Quer! Quer! erhebt, und dadurch alle anderen Vögel aufscheucht. Man trifft ihn auf allen Brasilianischen Wiesen, Triften und Sümpfen an. Eben so gemein ist hier die große Schwalbe mit dem weißlichen Halsringe*).

Die Hitze war jetzt so drückend, wie sie noch nie gewesen war. Es regte sich kein Lüftchen, und der trockene tiefe Sandboden, in dem sich die Strahlen der Sonne brachen, vermehrte die Gluth der Atmosphäre.

In einem schönen Walde, durch den unser Weg jetzt führte, schossen unsere Jäger eine hübsche Art von Maracanà (Psittacus guianensis, *Linn.*), welche sich hier in zahllosen Schaaren aufhielt. Jenseits des Waldes kamen wir an eine Stelle, wo eine Menge Indier von S. Pedro mit der Ausbesserung des Weges beschäf-

---

*) Die hier gefundene Schwalbe (Hirundo collaris) ist eine schöne neue Art, von der Größe unseres Deutschen Cypselus. Ihr Gefieder ist bräunlich-schwarz, überall mit grünem Schiller; rund um den Hals liegt ein weißlicher Ring. Die Schwanzfedern haben Stachelschäfte, deren Spitze eine Linie lang hervortreten. Die Ferse ist unbefiedert, die Zehen sehr stark zusammengedrückt, und mit scharfen bogenförmigen Nägeln versehen, welche zum Anhalten an den Felsen recht geeignet sind. Diese Art habe ich auch zuerst in den Felsen bey Rio de Janeiro gefunden. — Nach Herrn Temminck's ornithologischem Systeme in der neuesten Angabe seines Manuel d'Ornithologie (prem. Part. pag. XXXIX.) ist Hirundo collaris ein Cypselus. Ich hatte sie nicht von den Schwalben getrennt, da sie nur drey Zehen vorwärts und eine rückwärts gestellt zeigt. Hirundo pelasgia hat vollkommen dieselbe Bildung. H. collaris lebt in den Felsen um Rio de Janeiro und in anderen selbst völlig ebenen Gegenden, wo jedoch Felsen in der Nähe sind; zum Beyspiel an den Seen von Marica, Sagoarema u. s. w., wo sie an den Ufern umher streicht. Als Gegensatz zu dieser großen Schwalbe fand ich zu Rio de Janeiro eine andere sehr kleine Art, welche ich für unbeschrieben halte, und daher hier in der Kürze angeben will. Hirundo minuta: 4 Zoll 3 Linien lang, 8 Zoll 4 Linien breit; Schnabel schwarz; Füße dunkelbraun; Mittelzehe beynahe 2 Linien länger als die übrigen; Ferse unbefiedert; Fußrücken getäfelt; alle oberen Theile schwarz, stahlblau glänzend; der wenig gabelförmige Schwanz und die Schwungfedern ohne Glanz; Bauch, Kehle und Brust rein weiß; untere Schwanzfedern vom After an bräunlich-schwarz, oft mit etwas grünlichem Glanze; vorderer Flügelrand ein wenig weiß geschuppt; junge Vögel sind an der Stirn und dem Unterrücken bräunlich gemischt. Sie nistet häufig in den Gebäuden der Stadt.

tiget waren. Diese Masse von braunen Menschen war uns neu und interessant. Nachdem wir einige Hügel zurückgelegt hatten, erblickten wir plötzlich vor uns die Lagoa de Araruama, welche 6 Legoas lang und dabey sehr breit ist, mit dem Meere 1½ Legoa nördlich von Cabo Frio zusammenhängt, und aus deren fischreichen Gewässern man an einigen Stellen des Ufers Salz gewinnen soll *). Wald und einige Wohnungen bekränzten das jenseitige Ufer, und auf einer kleinen Anhöhe in der Ferne lag die Kirche des Dorfes S. Pedro. Nachdem wir einen Theil des See's umritten hatten, erreichten wir die Venda des Dorfes, wo ich abladen ließ, und meine von der Hitze und der starken Fußreise ermüdeten Jäger erwartete. Sie kamen bald, mit mancherley interessanten Thieren bepackt, die sie unter Weges geschossen hatten.

S. Pedro dos Indios ist ein Indierdorf (Aldea), welches die Jesuiten ursprünglich aus Goaytaca-Indiern gebildet haben sollen **). Hier befindet sich zwar eine ansehnliche Kirche, und der Ort hat mehrere Straßen; aber die Häuser sind nur Lehmhütten, die alle, so wie die meisten einzelnen Ansiedelungen der hiesigen Gegend, von Indiern bewohnt werden. Sie haben hier im Dorfe einen Capitam Mor (so viel als Commandant oder Schulze) von ihrer eigenen Nation, der aber durch nichts als durch seinen Amtsnahmen ausgezeichnet ist. Außer dem Geistlichen befinden sich nur einige wenige Portugiesen hier. Die hier wohnenden Indier haben noch großen Theiles die reine Indische Physiognomie, die schon zu S. Lourenzo weiter angegeben ward, hier sich aber noch charakteristischer ausspricht als dort. Ihre Kleidung und Sprache ist die der niedern Classen der Portugiesen, und nur zum Theile kennen sie noch ihre alte Sprache. Sie haben die Eitelkeit, Portugiesen seyn zu wollen, und sehen auf ihre noch rohen, uncivilisirten Brüder in den Wäldern, die sie Caboclos oder Tapuyas nennen, mit Verachtung herab. Nach der Sitte der Portugiesinnen binden ihre

*) Dieser Landsee wird auch Lagoa de Iraruama oder Aruama genannt.

**) Die Corografia brazilica Tom. II. p. 45 gibt folgende Notiz von der Entstehung dieses Indierdorfes. Es ward angelegt als Salvador Correa de Sa, die drey Brüder Correa's, Gonsalo, Manuel und Duarte, der Capitam Miguel Ayres Maldanado und mehrere Andere im April 1629 in dieser Gegend ein großes Stück Land von den Goaytacases-Indianern befreyten, welches sie schon im August 1553 geschenkt bekommen hatten.

Weiber ihr langes, rabenschwarzes Haar oben auf dem Kopfe in einem Knoten zusammen.

In den Ecken ihrer Hütten findet man die Schlafnetze der Familie aufgehängt; auch fanden wir bey ihnen viele aus grauem Thon verfertigte Gefäße. Die Männer sind meistens gute Jäger und geübt im Schießen mit der Flinte; die Knaben schießen sehr gut mit dem kleinen Bogen von Airi-Holz, Bodoc genannt. Die Bogen haben zwey Sehnen, welche durch ein Paar kurze Stückchen Holz von einander entfernt gehalten werden; in der Mitte befindet sich eine Stelle, wo die beyden Schnüre durch ein netzartiges Geflechte vereinigt sind, um die Thonkugel oder den kleinen runden Stein (Pelotta) anzulegen. Man zieht hierauf mit den vordern Fingern der rechten Hand die Schnur und die Kugel zugleich zurück, und läßt dann jene plötzlich los, wodurch die Kugel fortgeschnellt wird. Schon Hofrath von Langsdorf erwähnt solcher Bogen, die er zu St. Katharina sah; auch sind sie überall an dieser Küste gebräuchlich; ja am Rio Doce führen selbst erwachsene Männer dergleichen zu ihrem Schutze gegen die Botocuden, wenn sie kein Feuergewehr besitzen. Sie sind sehr geübt in dieser Art zu schießen, und tödten einen kleinen Vogel auf eine bedeutende Entfernung, ja selbst Schmetterlinge an Blumen, wie Herr von Langsdorf erzählt. Azara, in seiner Beschreibung von Paraguay, sagt*), daß man dort mehrere Kugeln zugleich mit diesen Bogen abschieße. (In der Quart-Ausgabe ist auf der dreyzehnten Tafel Figur 1 ein solches Instrument abgebildet).

Koster hat in seiner Reise in der Capitania von Pernambuco die entwilderten Indier ziemlich richtig, doch in einem etwas zu ungünstigen Lichte, geschildert; es ist aber möglich, daß sie dort auf einem noch geringeren Grade der Bildung stehen als hier. Auch muß ich hier zum Voraus bemerken, daß ein Theil der Schuld der geringen Bildung und des oft schlechten Charakters dieser Indier in der falschen Behandlung und Bedrückung gesucht werden muß, welche sie früherhin von den Europäern zu erdulden hatten, die sie oft kaum für Menschen erkannten, und mit dem Nahmen Caboclos oder Tapuyas die Idee von Wesen verbanden, die bloß geschaffen seyen, um sich von ihnen mißhandeln und tyrannisiren zu lassen. — In der Hauptsache ist übrigens Alles wahr, was Koster von ihrem Charakter sagt; denn noch immer äußert sich bey ihnen ein Hang zu ungebundenem indolentem Leben; sie lieben starke Getränke und arbeiten ungern, sind wenig zuverläßig in ihren Worten, und man hat unter ihnen noch sehr wenige Beyspiele von ausgezeichneten Män-

*) *Azara*, Voyages etc. Vol. II. pag. 67.

nern. An Geistesfähigkeiten fehlt es ihnen indessen nicht; sie begreifen Alles sehr leicht, was man sie lehrt, und sind dabey schlau und verschlagen. Sehr auffallend in ihrem Charakter ist ein unbeugsamer Stolz und eine große Vorliebe für ihre Wälder. Viele von ihnen hängen noch ihren alten Vorurtheilen an, und die Geistlichen klagen, daß sie schlechte Christen sind. Der Priesterstand steht ihnen offen; dennoch aber ist es etwas sehr Seltenes, daß sie sich demselben widmen. In Minas Geraës befand sich ein Geistlicher, welcher ein Indier, und zwar von einem der roheren Stämme war. Dieser Mann war überall geachtet, und lebte mehrere Jahre auf seiner Pfarre; plötzlich aber wurde er vermißt; man fand, daß er seinen Ornat von sich geworfen hatte, und erfuhr, daß er nackt in die Wälder unter seine Brüder gelaufen, wo er mehrere Weiber nahm, nachdem er lange Jahre von den Lehren, welche er predigte, durchdrungen geschienen hatte. Ganz verschieden von diesen Indiern sind die Neger, die in Brasilien leben; unter ihnen findet man viel Geschick und Ausdauer zur Erlernung aller Künste und Wissenschaften, ja es haben sich unter ihnen ausgezeichnete Leute gefunden *).

Haben die Indier hinlänglich zu essen, so bringt man sie nicht leicht zur Arbeit; sie verkürzen sich lieber die Zeit mit Tanz und Trinkgelagen. Die jetzt bey ihnen üblichen Tänze haben sie von den Portugiesen angenommen; einen darunter, Baducca genannt, lieben sie besonders. Nach dem Schalle der Viola (Guitarre) machen die Tanzenden mancherley unanständige Stellungen gegen einander, klatschen mit den Händen und schnalzen mit der Zunge **); dabey wird der wohlbekannte Caüy ***) nicht vergessen, der heut zu Tage

---

*) Hierüber siehe Blumenbach's Beyträge zur Naturgeschichte 1. Theil S. 94, als Bestätigung für die Geistesfähigkeiten der Neger, für die anziehende Kraft des vaterländischen Bodens und die gewohnte Lebensart roher Völker.

**) Siehe v. Eschwege's Journal von Brasilien 1 eft Seite 59.

***) Simao de Vasconcellos zählt uns in den Noticias curiosas do Brasil p. 86 und 87 alle Arten von Caüy auf, welche die Küsten-Indier vor Zeiten bereiteten; sie gossen dieses Getränk in Talhas, welche sie Igaçabas nannten. Einige zählten 32 Arten derselben, z. B. von Acayà, Aipy, (dieses nannten sie alsdann Caüy caraçú und Caüy maschaschéra), von Pacoba (Pacoüy), Millio (Abatiüy), Ananas (Nanavy), welches stärker ist und leicht berauscht, von Bataten (Jetiüy) Genipaba, Beju oder Mandiocca (Tepiocuy), wildem Honig, Zucker (Carapa), Acaju u. s. w.; den letztern liebten sie am meisten. Über den Caüy siehe auch Jean de Lery Seite 123.

bloß aus der Mandiocca-Wurzel, Mays oder Bataten bereitet wird. Die Wurzel wird geschabt, in Stücke geschnitten, abgesotten, gekaut, mit den Fingern aus dem Munde genommen und in ein Gefäß geschüttet, wo sie, mit Wasser begossen, gährt, und dann ein etwas berauschendes, säuerliches und nahrhaftes Getränk gibt, das im Geschmacke der Molke sehr nahe kommt. Gewöhnlich wird dieser Lieblingstrank warm genossen. Die Lebensart dieser Indier gleicht noch sehr der der alten Küsten-Indier. Die Portugiesen haben Manches von ihnen angenommen; wie z. B. die Bereitung des Mandiocca-Mehles. Sie hatten vormahls eine gröbere Art, welche sie Uy-Entan nannten, und eine feinere unter dem Nahmen Uy-Pu *), und noch heut zu Tage kennen diese jetzt civilisirten Indier den Nahmen Uy recht wohl. Sie bereiteten in jenen frühern Zeiten schon ihren Mingau, indem sie Mandiocca-Mehl in die Brühe des abgekochten Fleisches warfen, worin es aufgeht und einen nahrhaften Brey bildet; die Portugiesen nahmen auch dieses von ihnen an. Sie schütteten, wenn sie aßen, das trockene Mandiocca-Mehl neben sich hin, und warfen es mit einer solchen Fertigkeit in den Mund, daß von diesen einzelnen kleinen Körnchen nichts verloren ging. Man findet bey ihren heutigen Nachkommen, so wie bey den Portugiesischen Pflanzern, diesen Gebrauch ebenfalls **). Die alten Tupinambas kannten schon eine vorzüglich gute Art der Mandiocca-Wurzel unter dem Nahmen Aypi, welche sie in der Asche brieten und in Wasser abkochten ***); beydes geschieht noch heut zu Tage unter ihren Nachkommen, auch heißt die Wurzel noch jetzt eben so, oder Mandiocca doçe; diese und andere Gebräuche haben sich bis jetzt unter ihnen erhalten. Ungeachtet sie sich zum christlichen Glauben bekennen, so gehen doch Viele unter ihnen nur zum Scheine und höchst selten in die Kirche; dabey sind sie abergläubig, und haben eine Menge Vorurtheile, ja Koster †) fand selbst in Pernambuco noch die Maracas ††) in einem Indischen Hause, ein Beweis, daß sie zum Theile auch noch an jenem Gebrauche ihrer Vorfahren hängen. Mit der fortschreitenden Cultur dieses Volkes wird seine Originalität und der letzte Rest seiner alten Sitten und Gebräuche immer mehr verschwinden, so daß selbst an der Stelle, welche ihm die Natur zum Aufenthaltsorte anwies, bald keine Spur davon mehr zu finden seyn, und man

*) *Jean de Lery*, voyage etc. p. 116.
**) ibid. p. 118 et 119.
***) ibid. p. 119.
†) *Koster's* travels etc. p. 314.
††) Hans Staden nennt sie Tamaracas Caput xxii.

nur in Lery's und Hans Staden's Schilderungen noch Kunde von ihnen erhalten wird.

In S. Pedro unterhielten wir uns lange mit den Bewohnern, die in der angenehmen Abendkühle vor ihren Hütten saßen. Der Capitam Mor, ein kluger, ältlicher Indier, und mit ihm alle Bewohner des Ortes, konnten uns ihren Argwohn nicht verbergen, daß wir wohl Englische Spione seyn möchten; und selbst als wir ihm unsere Portaria zeigten, war er noch nicht völlig beruhiget. Die Engländer sind in Brasilien sehr verhaßt; man hält alle Fremde, bey welchen blonde Haare und eine weiße Haut die nördliche Abkunft verrathen, für Glieder jener Nation.

Da die umliegende Gegend uns mannigfaltigen Stoff für unsere Forschungen zu enthalten schien, so verweilten wir hier mehrere Tage; unsere ausgesandten Jäger brachten uns einige Micos (Simia fatuellus, *Linn.*, der gehörnte Sahui), das Faulthier mit dem schwarzen Halskragen *) eine noch wenig gekannte Art, u. s. w.; dieses letztere fanden wir nachher in den südlicheren Gegenden häufig, aber in den nördlicheren nicht mehr. Der folgende Tag war ein Sonntag; alle Bewohner der umliegenden Gegend strömten zur Messe nach S. Pedro herbey. Wir zogen in die Kirche, vor welcher noch, von einem vergangenen Feste her, verdorrte Palmblätter in die Erde gesteckt, eine Allee bildeten. Ein gewisser Herr Capitam Carvalho, welcher sich auch hier eingefunden hatte, war gegen uns sehr zudringlich. Er hatte in der Nähe seine Roça (Pflanzungen) und in der nicht weit mehr entfernten Villa zu Cabo-Frio ein Haus, welches er uns für unsern bevorstehenden Aufenthalt daselbst zur Wohnung aufdrang. Hier in S. Pedro machte er unsern Führer, und lud uns wiederhohlt nach seiner Wohnung in der Nachbarschaft ein, wovon Herr Sellow Gebrauch machte. In der Messe sahen wir die vielen dunkelbraunen Indier mit ihren originellen Gesichtern, ein für Fremde sehr interessanter Anblick. Am

*) Das Faulthier mit dem Halskragen (Bradypus torquatus, *Illigeri*) ist eine neue noch unbeschriebene Art. Es unterscheidet sich in Gestalt und Bildung wenig von dem Aï; seine Farbe ist abweichend; eine Mischung von grau und röthlich, der Kopf mehr in's röthliche fallend und weißlich gemischt. Auf dem Oberhalse befindet sich ein großer Flecken von langen schwarzen Haaren. Diese Art hat übrigens drey Zehen wie der Aï, und nicht zwey, wie Illiger in seinem Prodromus angibt.

Abend tanzten sie im Hause ihres Capitam Mor, und waren bey dem Caüy-Trinken sehr lustig. Der Geistliche hatte sich ebenfalls hier eingefunden; es schien aber, als ob man außer der Messe nicht viel aus ihm mache.

Durch den Besuch, welchen Herr Sellow in der Behausung des Herrn Carvalho abgestattet hatte, lernten wir die verschiedenen interessanten Producte der großen Waldungen bey S. Pedro einiger Maßen kennen. Diese Wälder sind mit den schönsten Nutzhölzern und officinellen Gewächsen angefüllt. Herr Carvalho war früherhin der Ausführung solcher nutzbarer Holzarten, welche der Krone gehören, beschuldiget, und von der Regierung zur Strafe festgesetzt, nachher aber für unschuldig erklärt und wieder frey gegeben worden. Hier ist das Brasilienholz, Pao Brazil (Caessalpinia brasiliensis, *Linn.*) in Menge vorhanden, und Ipé-Holz (Bignonia) von verschiedener Art, mit großen gelben und weißen Blumen, wovon die eine Art Ipé amarello genannt wird; eine andere aber, welche wohl eines der stärksten Schiffbauhölzer liefert, hat den Nahmen Ipé-Tabacco, weil ihr gespaltener Kern ein hellgrünes staubartiges Pulver gibt, ferner Peheá, dessen Frucht genießbar für Menschen, und eine gewöhnliche Nahrung der Affen ist; ferner Pitoma, Oleo Pardo (Laurus), Ipeuna (Bignonia), von allen das härteste Holz. Da es elastisch und dabey sehr leicht ist, so verfertigen die Indier zuweilen ihre Bogen daraus. Hier ist ferner Imbiú, Jaquá, Grubu, Grumbari und Mazaranduba, welches Milchsaft zwischen Splint und Rinde hat, woraus die Indier Vogelleim machen; Graüna und Sorgeira (eine Cassia oder Mimosa, die das Laub abwirft) einer der schönsten und dicksten Bäume. Es ist leicht, ersetzt Linden- und Pappelholz, und man macht Canoes daraus. Hier sind Jarraticupitaya, mit gewürzhafter Rinde, die ein Heilmittel der Indier ist, Jacarandá oder bois de rose (Mimosa), schön schwarzbraun, fest und schwer, nutzbar für Tischler, und von einem schwachen, aber angenehmen Rosengeruche; der weiße Splint wird nicht gebraucht, sondern nur der innere schwarzbraune Kern; Cuiranna (Cerbera oder Gardenia), ein sehr leichtes Holz, aus dem man Löffel und Teller macht, und dessen Rinde einen Milchsaft gibt; Peroba, ein hartes, festes Schiffbauholz, das von der Regierung benutzt wird, und deßhalb für ihr Eigenthum erklärt ist; Canella (Laurus), sehr aromatisch, wie Zimmt riechend; Caüby (Mimosa), Majole, Sepepira, Putumujú, hier und in Rio de Janeiro Araribá genannt, und andere Arten mehr. Auch officinelle Gewächse findet man hier in Überfluß; unter ihnen nenne ich nur einige, als die

Herva Moeira do Sertam *) mit dem Gewürznelken ähnlichen Geschmack, den Costus arabicus, der gegen eine gewisse venerische Krankheit gebraucht wird; die Ipecacuanha preta (Ipecacuanha officinalis, *Arruda*; ohne Zweifel die Raiz preta, in von Eschwege's Journal von Brasilien Heft 1 abgebildet); Ipecacuanha branca (Viola Ipecacuanha, *Linn.*, oder Pombalia Ipecacuanha *Vandelli*), die Buta **), welche die Wirkung der China ersetzen soll u. s. w.

Nachdem wir in der Gegend von S. Pedro mit den Indiern öfter gejagt hatten, verließen wir sie Nachmittags, und begaben uns nach dem nur ein Paar Stunden Weges entfernten Cabo-Frio. Ein Aufenthalt, den uns unter Weges ein Maulthier verursachte, gab uns Gelegenheit, eine hübsche Art von Maracanná, den unter dem Nahmen des Psittacus Macavuanna beschriebenen Vogel, zu erlegen; er hält sich schaarenweise hier in den Wäldern auf, und fällt in die Gebüsche und Maysppflanzungen nahe um die Wohnungen der Indier ein, wo er oft vielen Schaden verursacht.

Noch spät in der Dunkelheit überschifften wir die Lagoa bey der Villa zu Cabo-Frio, und wurden daselbst von dem Herrn Capitam Carvalho in seinem Hause aufgenommen. Cabo-Frio ist das bekannte Vorgebirge, welches schon früher erwähnt worden ist; hohe Felsenberge, vor denen einige felsige Inseln liegen, bilden dasselbe. Auf einer dieser kleinen Inseln ist, in einem Busen nahe an der Küste, ein kleines Fort erbaut. Eine Lagoa zieht sich hier in einem Halbkreise in das Land hinein, und an ihr liegt die Villa do Cabo-Frio. Es ist ein kleiner Ort mit mehreren ungepflasterten Straßen und niedrigen Häusern, von denen indessen einige ein ganz nettes und freundliches Äußere haben. Die Landzunge, worauf die Villa liegt, hat einen theils sumpfigen, theils sandigen Boden; denn nahe bey den Lagoas ist Sumpf, und näher dem Meere zu tiefer Sand, in welchem Gebüsche mancherley Art wachsen. Hier entdeckten wir einige neue Gewächse, unter andern zwey strauchartige

---

*) Canella axillaris *Nees ab Esenb.*: C. floribus axillaribus nutantibus decandris. Die nähere Beschreibung dieses aromatischen Baumes wird Herr Professor Nees v. Esenbeck in den Schriften der kaiserl. Leopold. Carol. Akad. geben.

**) Wir haben diese wirksame Pflanze weder in der Blüthe noch mit der Frucht gefunden, um bestimmen zu können, in welche Familie sie gehöre. Sie ist vielleicht ein Convolvulus.

Andromeden *), die eine mit blaßgelben, die andere mit rosenrothen Blumen. Die ganze umliegende Gegend ist mit großen Seen und Sümpfen durchzogen, weßhalb man diese Gegend für fieberhaft hält: doch behaupten die Bewohner, daß die heftigen Seewinde die Atmosphäre sehr verbessern.

Die Villa nährt sich von der Ausfuhr einiger Producte, wie der Farinha und des Zuckers. Einige Lanchas unterhalten damit einen Küstenhandel. Vor Zeiten war diese Gegend, so wie die zu Rio de Janeiro, von den mächtigen Stämmen der Tupinambas und Tamoyos bewohnt, die zu Lery's Zeit mit den Franzosen gegen die Portugiesen verbunden waren. Salema griff sie 1572 zu Cabo-Frio an, und brachte ihnen eine große Niederlage bey, worauf sie sich in's Innere zurückzogen. Nachher siedelten sich die Portugiesen hier an. In der letzten Hälfte des 17. Jahrhundertes wohnte hier eine kleine Anzahl derselben; auch hatte man schon das Dorf S. Pedro gegründet; ein kleines Fort war nach den Angaben in Southey's history of Brazil fast ohne Besatzung.

Auf die Einladung eines hier wohnenden Capitams, sein Zuckerwerk zu sehen, schifften wir uns an einem Sonntage früh mit ihm ein; unser Hauswirth, Herr Carvalho, und ein Geistlicher begleiteten uns. Man legte, wie gewöhnlich, Rohrmatten (Esteiras) zum Niedersitzen auf den Boden des Canoes. Diese Art Fahrzeuge gebrauchten schon die alten Tupinambas und die ihnen verwandten Stämme; die Portugiesen behielten sie nur bey. Sie sind aus einem einzigen Baumstamme gehauen, äußerst leicht, und die Indier wissen sie vortrefflich zu regieren. Man hat sie von verschiedener Größe; einige sind so schmal, daß man sich nicht viel bewegen darf, ohne das Umschlagen des Canoes befürchten zu müssen; andere hingegen werden aus so ungeheuer dicken Stämmen gehauen, daß sie selbst in der See, wenn sie nicht unruhig ist, ziemlich sicher gehen. Der das Canoe regierende Mann steht aufrecht, und weiß sich so im Gleichgewichte zu halten, daß er durch seine Bewegungen nicht das geringste Schwanken verursacht. Die Ruder haben vorn eine Schaufel von oblonger Form, und werden bey kleinen Canoes aus freyer

*) Herr Professor Schrader zu Göttingen, dessen Güte ich die Bestimmung des größten Theiles der in diesem Buche erwähnten Pflanzen verdanke, hat diese beyden Gewächse für neue, noch unbeschriebene Arten dieses Genus erkannt. — Hierüber siehe Herrn Professor Schrader's vorläufige Nachricht in den Götting'schen gelehrten Anzeigen 72. Stück Seite 709.

Hand geführt, ein Paar geschickte Canoeiros sind im Stande ein solches leichtes Fahrzeug pfeilschnell fortzutreiben. Wir fanden das Wasser der Lagoa von geringer Tiefe, und so klar, daß wir den weißen Sandboden des Grundes mit seinen Korallen-Gewächsen deutlich wahrnehmen konnten; bey der geringen Tiefe saßen wir oft fest. Die Lagoas umschwärmten Möven, Meerschwalben, weiße Reiher und Strandläufer. Zwey Arten von Cormoranen sind hier sehr gemein; der graubraune Tölpel *), und ein anderer unserm Cormoran sehr ähnlicher Vogel **); beyde fischen hier in den Gewässern, und kommen den Häusern der Villa sehr nahe. Die Fazenda des Herrn Capitam, von ihren Negerhütten umringt, ist auf einem grünen Hügel erbaut, und hat eine schöne Lage. Ringsum erblickt

*) Vielleicht der petit fou de Cayenne. *Buff.* pl. 973. (Pelecanus parvus). Diesen Vogel muß ich, der kleinen von der Büffon'schen Beschreibung abweichenden Züge ungeachtet, für den petit fou de Cayenne halten, welcher in den pl. enl No. 973 abgebildet ist. Die Hauptverschiedenheiten der Büffon'schen Beschreibung von den von mir beobachteten Brasilianischen Vögeln besteht in der Größe und Farbe. Büffon gibt seinem Vogel nur 1 1/2 Fuß, also 18 Zoll in der Länge, da der von mir beobachtete 28 Zoll in der Länge mißt; dabey ist mein Vogel nicht schwärzlich, sondern graubraun gefärbt. Die Abweichungen in der Größe können leicht entstanden seyn, wenn Büffon nach einem ausgestopften Vogel oder einer Haut die Maß nahm, und auch der Unterschied der Farbe ist nicht bedeutend genug, um beyde Thiere zu trennen. Diese Vögel leben übrigens selbst südlich im Hafen von Rio de Janeiro, wo man sie am Abend aus der See in regelmäßig geordneten Zügen zurückkehren sieht, welche in winkelförmiger Gestalt, wie bey den Kranichen und wilden Gänsen, pfeilschnell nahe über die Oberfläche des Wassers einherziehen.

**) Dieser Scharbe, welcher unbezweifelt der von Büffon pl. enl. No. 974 abgebildete Vogel ist, hat sehr viel Ähnlichkeit mit unserm Europäischen Carbo Graculus im Jugendkleide, auch wird er von Herrn Temminck in der neuesten Ausgabe des Manuel d'Ornithologie für denselben angenommen. Es finden sich hier noch einige kleine Verschiedenheiten in den Beschreibungen aus dem Wege zu räumen. Der Europäische Vogel soll eine graubraune Iris haben, bey dem Brasilianischen ist sie in jedem Alter schön blau; man gibt die Länge des Europäischen Vogels auf 23 bis 24 Zoll an, der größte Brasilianische von mir gemessene hielt 26 Zoll 8 Linien in der Länge. Das Gefieder habe ich bey diesen Letztern nie abändernd gefunden. Diese aufgezählten Verschiedenheiten geben mir die Muthmaßung, daß die Südamerikanische Art wohl von der unsern getrennt werden dürfe.

man Waldgebirge und bebuschte Anhöhen, welche mit den glänzend-hellgrünen Zuckerpflanzungen einen angenehmen Farbenwechsel bilden; zur Linken belebten mehrere Wasserspiegel, freundliche Wohnungen und ferne blaue Gebirge diese Landschaft. Wir besahen das Zuckerwerk, welches sehr gut eingerichtet zu seyn scheint. Um den Zuckersaft, aus welchem man Branntwein bereiten will, zu verdicken und zu reinigen, gießt man eine scharfe Lauge hinzu. Man erhält diese aus dem Aufgusse von warmem Wasser auf die Asche einer Art Polygonum, das in der Indischen Sprache Cataya, von den Portugiesen aber Herva de Bichu genannt wird. Diese Pflanze hat einen sehr bittern, pfefferartigen Geschmack, wird auch in mancherley Krankheiten *) angewendet, und soll bey der Bereitung des Zuckerbranntweines von großem Nutzen seyn. Die meisten etwas beträchtlichen Fazenden haben eine Kirche, eine Capelle oder doch ein geräumiges Zimmer, welches dazu eingerichtet ist, daß an Sonn- und Festtagen daselbst Messe gelesen werden kann. Es ist den Reisenden zu rathen, ja die Messe nie zu versäumen, indem die Einwohner darauf einen sehr großen Werth setzen; man behandelte uns stets sehr gütig und zuvorkommend, wo wir diese Regel beobachteten, und ließ uns Kälte und Widerwillen sehr deutlich fühlen, wenn wir nicht in die Kirche gingen. Nach der Messe begleiteten wir den Hausherrn wieder nach der Villa zurück, wo wir heute noch eine Seltenheit dieser Gegend, nähmlich die echte Cocospalme (Cocos nucifera, *Linn.*) in Augenschein nahmen. Dieser schöne Baum ist weiter nördlich, wie die Folge des Reiseberichtes zeigen wird, sehr gemein; allein hier in den südlichern Gegenden sehr selten. Er trägt an der Ostküste den Nahmen der Cocos da Bahia.

Auf einer Fazenda in der Nähe von Cabo-Frio befanden sich, wie man mich versicherte, ein paar Dattelpalmen (Phoenix dactylifera, *Linn.*) welche Frucht trugen; allein seitdem man den einen der beyden Bäume abgehauen hat, trägt der andere nicht mehr.

Wir machten nun Jagdzüge in allen Richtungen der Gegenden, und hatten zu diesem Endzwecke zwey neue Jäger, des Landes kun-

*) Am Rio S. Francisco soll dieses Gewächs bey der Krankheit, welche man O Largo, die Erweiterung, nennt, mit Vortheil angewendet werden. Dieses Übel ist nach der Beschreibung eines alten Ungarischen Arztes, der dort lebte, und die Krankheiten jenes Landes beschrieben hat, eine durch Schwäche verursachte Erweiterung des Mastdarmes. Man soll alsdann die Pflanze kochen, die davon erhaltene Brühe erkalten lassen, und sie als Klystier und zum Bade anwenden.

dige Männer, Nahmens João und Ignaçio, in unsere Dienste genommen. Sie brachten uns bald verschiedene Thiere, besonders Brüll-Affen (Guariba), ohne Zweifel die Art, welche man unter dem Nahmen des Stentor oder Mycetes ursinus beschrieben hat, und deren laute Stimme man hier häufig in den Wäldern hört. Diese sonderbaren Geschöpfe zeichnen sich bekanntlich durch die große Stimmkapsel in der Kehle aus, welche Herr von Humboldt in seinen Beobachtungen aus der Zoologie auf der 4. Tafel nach einer andern Species dieses Genus abgebildet hat. Von dem langen, starken Barte des männlichen Guariba, trägt er an dieser Küste den Nahmen Barbado; in S. Paul nennt man ihn Bujio, und mehr nördlich Guariba. Nebst diesem Affen erhielten wir den mit den beyden verlängerten Haarzöpfen auf dem Kopfe (Simia fatuellus, *Linn.*) und den kleinen rothen Sahui (Simia Rosalia, *Linn.*). Beyde sind hier nicht selten, werden aber etwas weiter nördlich gar nicht mehr gefunden. Am Rande der Lagoas und der Sümpfe, besonders in der Nähe der Mangigebüsche (Rhizophora, Conocarpus und Avicennia) fanden wir eine große Menge in die Erde gebohrte Löcher, in welchen Krabben leben. Diese Art wird hier Guayamú genannt; sie darf nicht mit einer andern verwechselt werden, die man an der Seeküste im Sande findet, und mit dem Nahmen Çiri belegt; beyde Arten werden von Marcgraf erwähnt. Das Guayamú wird größer als das Çiri, und hat eine ungefleckte, schmutzige, schieferblaue, etwas in's Bleygraue spielende Farbe. Diese Thiere sind schwer zu fangen; denn schon bey dem leisesten Geräusche ziehen sie sich in ihre Höhlen zurück; ich griff daher zu dem Mittel, sie mit Vogeldunst zu erlegen. Sie machen eine Hauptnahrung der Brasilianer aus, deren Indolenz oft so weit geht, daß sie sich bey Mangel an Fischen mit dieser, unserer Erfahrung nach, elenden Kost behelfen. In den Sandgebüschen fand ich häufig zwey verschiedene Arten Eidechsen, wovon die größere, Daudin's (Lacerta Ameiva *), einen grünen Rü-

*) Sie ist die Lacerta litterata der neueren Naturforscher. Herr Doctor Kuhl hat in seinen Beyträgen zur Zoologie (Seite 116) eine Beschreibung dieser Eidechse gegeben. Das Brasilianische Thier, von welchem an mehreren Orten die Rede ist, habe ich in seiner Färbung sehr selten variirend gefunden. Jüngere Individuen hatten den vorderen Theil des Rückens zuweilen dunkler punctirt, bey älteren war er gewöhnlich gänzlich ungefleckt, schön rein grasgrün; die Seiten des Halses sind mit zwey bis drey parallelen, schwarzbraunen Längsstreifen bezeichnet; die Seiten des Körpers sind grün, am Rande des Bauches blau mit perpendiculären Reihen runder, gelber,

cken und bunt gefleckte Seiten hat. Hier erhielt ich auch die Haut einer Riesenschlange, der Boa constrictor. Mit Unrecht gibt Daudin nur Afrika als das Vaterland dieser Schlange an, da sie doch die gemeinste der Brasilianischen Arten des Genus Boa ist. Die meisten dieses Geschlechtes sind an der Ostküste unter dem Nahmen Jiboya bekannt.

Die bis jetzt schon gemachte sehr beträchtliche Sammlung, die sich in Cabo-Frio, besonders an Wasser- und Sumpfvögeln noch sehr vermehrt hatte, versprach uns Herr Capitam Carvalho nach Rio de Janeiro zu senden. Wir fanden indessen bald Ursache, gegen die uns aufgedrungenen Gefälligkeiten dieses Mannes mißtrauisch zu werden; denn es zeigte sich nur zu deutlich, daß ihn der größte Eigennutz leitete, der sogar so weit ging, daß er uns nöthigte, ihm ein Attestat über die uns geleisteten wichtigen Dienste auszustellen. Eben so unglücklich waren wir mit der Bekanntschaft des hiesigen Apothekers, eines Mannes, der sich sehr für unsere Arbeiten zu interessiren schien, und dem wir anfänglich einige Bildung zutrauten. Bald aber bemerkten wir, daß es in seinem Kopfe nicht ganz richtig war, und ungeachtet wir mit seiner Schwachheit Geduld hatten, sahen wir uns am Ende doch genöthiget, ihn ernster zu behandeln, indem er in der Villa verschiedene uns nachtheilige Gerüchte aussprengte, wofür er indessen, wie wir später erfuhren, von der Polizey einige Tage Arrest erhalten hat.

---

schwarz eingefaßter Augenflecken geziert. Dieses ist die beständige mir häufig vorgekommene Zeichnung dieser schnellen Eidechse. Die von Herrn Kuhl citirten Figuren des Seba Tab. 88 und 90 sind, wenn sie hierher gehören, sehr schlecht gerathen. Sloane scheint unsere Eidechse Tab. 273. Fig. 3 abgebildet zu haben.

dige Männer, Nahmens Joâo und Ignaçio, in unsere Dienste genommen. Sie brachten uns bald verschiedene Thiere, besonders Brüll-Affen (Guariba), ohne Zweifel die Art, welche man unter dem Nahmen des Stentor oder Mycetes ursinus beschrieben hat, und deren laute Stimme man hier häufig in den Wäldern hört. Diese sonderbaren Geschöpfe zeichnen sich bekanntlich durch die große Stimmkapsel in der Kehle aus, welche Herr von Humboldt in seinen Beobachtungen aus der Zoologie auf der 4. Tafel nach einer andern Species dieses Genus abgebildet hat. Von dem langen, starken Barte des männlichen Guariba, trägt er an dieser Küste den Nahmen Barbado; in S. Paul nennt man ihn Bujio, und mehr nördlich Guariba. Nebst diesem Affen erhielten wir den mit den beyden verlängerten Haarzöpfen auf dem Kopfe (Simia fatuellus, *Linn.*) und den kleinen rothen Sahui (Simia Rosalia, *Linn.*). Beyde sind hier nicht selten, werden aber etwas weiter nördlich gar nicht mehr gefunden. Am Rande der Lagoas und der Sümpfe, besonders in der Nähe der Mangigebüsche (Rhizophora, Conocarpus und Avicennia) fanden wir eine große Menge in die Erde gebohrte Löcher, in welchen Krabben leben. Diese Art wird hier Guayamú genannt; sie darf nicht mit einer andern verwechselt werden, die man an der Seeküste im Sande findet, und mit dem Nahmen Ciri belegt; beyde Arten werden von Marcgraf erwähnt. Das Guayamú wird größer als das Ciri, und hat eine ungefleckte, schmutzige, schieferblaue, etwas in's Bleygraue spielende Farbe. Diese Thiere sind schwer zu fangen; denn schon bey dem leisesten Geräusche ziehen sie sich in ihre Höhlen zurück; ich griff daher zu dem Mittel, sie mit Vogeldunst zu erlegen. Sie machen eine Hauptnahrung der Brasilianer aus, deren Indolenz oft so weit geht, daß sie sich bey Mangel an Fischen mit dieser, unserer Erfahrung nach, elenden Kost behelfen. In den Sandgebüschen fand ich häufig zwey verschiedene Arten Eidechsen, wovon die größere, Daudin's (Lacerta Ameiva *), einen grünen Rü-

---

*) Sie ist die Lacerta litterata der neueren Naturforscher. Herr Doctor Kuhl hat in seinen Beyträgen zur Zoologie (Seite 116) eine Beschreibung dieser Eidechse gegeben. Das Brasilianische Thier, von welchem an mehreren Orten die Rede ist, habe ich in seiner Färbung sehr selten variirend gefunden. Jüngere Individuen hatten den vorderen Theil des Rückens zuweilen dunkler punctirt, bey älteren war er gewöhnlich gänzlich ungefleckt, schön rein grasgrün; die Seiten des Halses sind mit zwey bis drey parallelen, schwarzbraunen Längsstreifen bezeichnet; die Seiten des Körpers sind grün, am Rande des Bauches blau mit perpendiculären Reihen runder, gelber,

cken und bunt gefleckte Seiten hat. Hier erhielt ich auch die Haut einer Riesenschlange, der Boa constrictor. Mit Unrecht gibt Daudin nur Afrika als das Vaterland dieser Schlange an, da sie doch die gemeinste der Brasilianischen Arten des Genus Boa ist. Die meisten dieses Geschlechtes sind an der Ostküste unter dem Nahmen Jiboya bekannt.

Die bis jetzt schon gemachte sehr beträchtliche Sammlung, die sich in Cabo-Frio, besonders an Wasser- und Sumpfvögeln noch sehr vermehrt hatte, versprach uns Herr Capitam Carvalho nach Rio de Janeiro zu senden. Wir fanden indessen bald Ursache, gegen die uns aufgedrungenen Gefälligkeiten dieses Mannes mißtrauisch zu werden; denn es zeigte sich nur zu deutlich, daß ihn der größte Eigennutz leitete, der sogar so weit ging, daß er uns nöthigte, ihm ein Attestat über die uns geleisteten wichtigen Dienste auszustellen. Eben so unglücklich waren wir mit der Bekanntschaft des hiesigen Apothekers, eines Mannes, der sich sehr für unsere Arbeiten zu interessiren schien, und dem wir anfänglich einige Bildung zutrauten. Bald aber bemerkten wir, daß es in seinem Kopfe nicht ganz richtig war, und ungeachtet wir mit seiner Schwachheit Geduld hatten, sahen wir uns am Ende doch genöthiget, ihn ernster zu behandeln, indem er in der Villa verschiedene uns nachtheilige Gerüchte aussprengte, wofür er indessen, wie wir später erfuhren, von der Polizey einige Tage Arrest erhalten hat.

---

schwarz eingefaßter Augenflecken geziert. Dieses ist die beständige mir häufig vorgekommene Zeichnung dieser schnellen Eidechse. Die von Herrn Kuhl citirten Figuren des Seba Tab. 88 und 90 sind, wenn sie hierher gehören, sehr schlecht gerathen. Sloane scheint unsere Eidechse Tab. 273. Fig. 3 abgebildet zu haben.

Wohlgeruch verbreiten. Hier fanden wir auch große Termiten-Gebäude von 8 bis 10 Fuß Höhe, ein Beweis ihres Alters. Jetzt verursachten uns unsere Lastthiere neue Unruhe, da sie an verschiedenen sumpfigen Stellen tief einfielen; wir wurden zugleich noch durch den Stachel der Marimbondos, bösartiger Wespen, geängstiget *). Ihr Stich hinterläßt einen zwar heftigen, aber nicht lang anhaltenden Schmerz und eine Beule. Die herrliche Buginvillaea brasiliensis blühte hier vollkommen roth gefärbt, und hohe, mit goldgelben großen Blumen überschüttete Trompetenbäume (Bignonia) drängten sich zur Zierde der finstern Baumkronen empor.

In einer großen Sumpfwiese schritten der Jabirú (Ciconia americana, oder Tantalus loculator, *Linn.* **) und Reiher verschiedener Art, besonders die schneeweißen Egretten, umher ***). Das Vieh watet hier tief im Wasser, und nährt sich von den Sumpfgräsern. Eine große 6 bis 8 Fuß lange Schlange, die grüne Çipo (Coluber bicarinatus) schoß pfeilschnell vor uns hin in dem hohen Grase, und auf den Gebüschen am Rande der Wiese ließ sich eine Schaar Maraccanas (Psittacus Illigeri, *Linn.*) nieder. Da ein uns begegnender Reiter die willkommene Nachricht brachte, daß unsere vorangezogenen Jäger schon eine Menge schöner Vögel geschossen hätten, so ritten wir vorwärts tiefer in den Wald hinein, und labten uns an den wild wachsenden Orangen (Laranja da terra) mit fadem, süßlichem Geschmacke †). Ihre Blüthen dufteten köstlich, und lockten eine große Menge Colibris herbey ††). Beym Austritte aus dem Walde überblickten wir eine freye Wiese, wo auf einer sanften Höhe die große Fazenda von Campos-Novos, eigentlich Fazenda do Re genannt, erbaut ist. Neben dem Wohnhause des Besitzers, eines Capitams, breiten sich die Hütten der Neger in einem Quadrate aus, wodurch ein kleines Dorf ent-

---

*) Mawe nennt sie fälschlich Mirabunde Seite 134.

**) Diese Stelle bezeichnet, daß man in Brasilien beyde Vogelarten unter der Benennung Jabirú zu verwechseln pflege.

***) Zwey völlig schneeweiße Reiherarten leben in Brasilien, der große und der kleine. Azara nennt den ersteren petit heron blanc à manteau (Vol. IV. p. 200.) und den anderen grand heron blanc (p. 201.) Der erstere ist dem Europäischen Garzetta sehr ähnlich, aber verschieden; der letztere ist der Ardea Leuce des Berliner Museums.

†) Sie sind nur zufällig in jenem Walde aufgewachsen, da ehemahls an jener Stelle eine Fazenda gestanden hatte, deren Ruinen noch zum Theile sichtbar waren.

††) Die guten Orangen müssen auch in Brasilien gepfropft werden; läßt man sie wild aufwachsen, so wird die Frucht fade und bitterlich.

sache dieser tragisch-komischen Catastrophe gewesen sey. Wir durchzogen nun nach allen Seiten das nahe Gebüsche, und nur nach einem bedeutenden Aufenthalte brachten wir endlich mit Hülfe unserer guten Tropeiros, welche der Spur folgten, alle versprengten Thiere wieder zusammen. Portugiesische Jäger, welche in diesem Walde Rehe jagten, und hier einen verlornen Hund suchten, wiesen uns zurecht. Die Rehe dieser Gegend sind von zwey verschiedenen Arten, welche Azara unter dem Nahmen Guazapita oder Guazupita beschrieben hat, und Mawe fälschlich Fallow-Deer *) nennt; Koster sagt sogar, indem er von einer der beyden Reharten spricht, daß man eine Antilope geschossen habe **), da doch bekanntlich diese Thierarten in der neuen Welt nicht angetroffen werden ***). Überhaupt findet man vier Hirscharten in Brasilien, welche Azara zuerst beschrieben hat, und sie scheinen über einen großen Theil von Süd-Amerika verbreitet zu seyn. Die gemeinste ist das Veado-Mateiro der Portugiesen, das rothe Reh oder der Guazupita, wovon sich bey dem angeführten Schriftsteller eine recht gute Beschreibung findet. Dieses Thier ist in allen Waldungen und Gebüschen verbreitet und wird häufig gegessen, obgleich sein Wildbret sehr trocken und grobfaserig ist.

Nachdem unsere Tropa, so gut sich's thun ließ, wieder in die nöthige Ordnung gebracht war, setzten wir unsere Reise durch hohe schlanke Waldungen fort, welche häufig mit offenen Stellen abwechselten, wo Wiesen mit großen Brüchen und Rohrgehägen eine Menge Reiher, Änten, Kibitze und andere ähnliche Arten ernähren. Überall tönt hier das Geschrey des Quer-Quer, und im Walde sehr häufig die klingende Stimme des Araponga. Mehrere strauchartige Eugenia-Arten trugen hier ihre schwarzen, reifen, sehr schmackhaften Früchte, welche die Größe kleiner Kirschen haben. Wir ritten durch herrliche Wälder schlank gewachsener, hoher Stämme, mit weißlicher oder rothbräunlicher Rinde, die mit Ehrfurcht erfüllen, während unten in dem Dickicht blühende Mimosen und Justicien

---

*) *J. Mawe's* travels etc. p. 80.

**) *Koster's* travels etc. p. 136.

***) Die Bemerkung, daß man in der neuen Welt keine Antilopen finde, hat in neueren Zeiten durch die Herren Leach und Blainville einen Einspruch gefunden; doch können wir diese bisher allgemein angenommene Meynung nicht eher verlassen, bis uns die wirkliche Existenz einer wahren Antilope in Amerika hinlänglich erwiesen wird.

Wohlgeruch verbreiten. Hier fanden wir auch große Termiten-Gebäude von 8 bis 10 Fuß Höhe, ein Beweis ihres Alters. Jetzt verursachten uns unsere Lastthiere neue Unruhe, da sie an verschiedenen sumpfigen Stellen tief einfielen; wir wurden zugleich noch durch den Stachel der Marimbondos, bösartiger Wespen, geängstiget *). Ihr Stich hinterläßt einen zwar heftigen, aber nicht lang anhaltenden Schmerz und eine Beule. Die herrliche Buginvillaea brasiliensis blühte hier vollkommen roth gefärbt, und hohe, mit goldgelben großen Blumen überschüttete Trompetenbäume (Bignonia) drängten sich zur Zierde der finstern Baumkronen empor.

In einer großen Sumpfwiese schritten der Jabirú (Ciconia americana, oder Tantalus loculator, *Linn.* **) und Reiher verschiedener Art, besonders die schneeweißen Egretten, umher ***). Das Vieh watet hier tief im Wasser, und nährt sich von den Sumpfgräsern. Eine große 6 bis 8 Fuß lange Schlange, die grüne Cipo (Coluber bicarinatus) schoß pfeilschnell vor uns hin in dem hohen Grase, und auf den Gebüschen am Rande der Wiese ließ sich eine Schaar Maraccanas (Psittacus Illigeri, *Linn.*) nieder. Da ein uns begegnender Reiter die willkommene Nachricht brachte, daß unsere vorangezogenen Jäger schon eine Menge schöner Vögel geschossen hätten, so ritten wir vorwärts tiefer in den Wald hinein, und labten uns an den wild wachsenden Orangen (Laranja da terra) mit fadem, süßlichem Geschmacke †). Ihre Blüthen dufteten köstlich, und lockten eine große Menge Colibris herbey ††). Beym Austritte aus dem Walde überblickten wir eine freye Wiese, wo auf einer sanften Höhe die große Fazenda von Campos-Novos, eigentlich Fazenda do Re genannt, erbaut ist. Neben dem Wohnhause des Besitzers, eines Capitams, breiten sich die Hütten der Neger in einem Quadrate aus, wodurch ein kleines Dorf ent-

*) Mawe nennt sie fälschlich Mirabunde Seite 134.

**) Diese Stelle bezeichnet, daß man in Brasilien beyde Vogelarten unter der Benennung Jabirú zu verwechseln pflege.

***) Zwey völlig schneeweiße Reiherarten leben in Brasilien, der große und der kleine. Azara nennt den ersteren petit heron blanc à manteau (Vol. IV. p. 200.) und den anderen grand heron blanc (p. 201.) Der erstere ist dem Europäischen Garzetta sehr ähnlich, aber verschieden; der letztere ist der Ardea Leuce des Berliner Museums.

†) Sie sind nur zufällig in jenem Walde aufgewachsen, da ehemahls an jener Stelle eine Fazenda gestanden hatte, deren Ruinen noch zum Theile sichtbar waren.

††) Die guten Orangen müssen auch in Brasilien gepfropft werden; läßt man sie wild aufwachsen, so wird die Frucht fade und bitterlich.

standen ist. Diese Fazenda, wenigstens die dabey befindliche Kirche, ward von den Jesuiten erbaut.

Da wir ein hier zurückgebliebenes Maulthier abzuwarten hatten, so entstand ein Aufenthalt von mehreren Tagen, der zum Durchstreifen der umliegenden Gegend benutzt wurde. Ein Jäger, aus Neapel gebürtig, kam zu uns in die Venda, und zeigte uns das Fell eines Affen, der hier in einer gewissen Gegend der großen Wälder lebt, und von den Einwohnern Mono genannt wird. Wir jagten lange vergebens nach diesen Thieren, erhielten sie aber in der Folge, und ich erkannte sie bey näherer Untersuchung für eine Art des Genus Ateles *); dieses ist der größte Affe in der von uns bereiseten Strecke, dessen Fell die Jäger zu Regenkappen über ihre Flintenschlösser benutzen. Die Wälder um Campos-Novos sind, wiewohl erst in einiger Entferung von der Fazenda, mit Geschöpfen jener Art angefüllt. Unsere Jäger hatten mehrere Guaribas oder Barbados erlegt; ein alter, männlicher Affe wurde noch lebend in unsere Behausung gebracht. Von diesem merkwürdigen Thiere sagt der weiter unten angeführte Englische Reisende, welcher kein großer Zoolog zu seyn scheint, komisch genug: „Man spricht von ihm als einem langbärtigen Affen, der, wenn er im Schlafe sey, so laut schnarche, daß der Reisende dadurch in Verwunderung gerathe **).“ In den benachbarten Sümpfen fanden wir an den Binsen- und Grashalmen die schön rosenrothen Eyer der Sumpfschnecke, welche Mawe in seiner Reise unter dem Nahmen der Helix ampullacea abgebildet hat, in Bündeln vereinigt ***). Diese Schnecke ist sehr gemein in allen ausgetrockneten Sümpfen von Brasilien, ihr Gehäuse ist dunkel-olivenbraun; auch fanden wir in allen bisher durchreiseten Wäldern die große Landschnecke ziemlich häufig, welche Mawe als eine Varietät der Helix ovalis abgebildet hat. Die Farbe dieses Thieres selbst ist blaß orangengelb, das Gehäuse aber gewöhnlich blaß gelbbräunlich. Hier sahen wir an den Zweigen der Gesträuche

---

*) Ateles hypoxanthus, mit langen Gliedern und starkem langen Schwanze. Haar fahl graugelblich, an der Wurzel des Schwanzes oft gelbroth gefärbt. Gesicht fleischfarben mit schwärzlichen Puncten und Flecken bestreut. Ganze Länge von der Nasenspitze bis zum Ende des Schwanzes 46 Zoll 8 Linien Der Daum der Vorderhände ist nur ein kurzes Rudiment. Hierdurch unterscheidet sich diese Art von dem Arachnoides des Herrn Geoffroi, welchem der Daumen gänzlich fehlt.

**) *J. Mawe's* travels etc. p. 133.

***) Diese von Mawe abgebildete Schnecke wird für eine Varietät der Helix ampullacea gehalten.

das Nest einer Art Wespe (Pelopaeus lunatus, *Fabr. S. Piez.* p. 203) das von Erde gebaut, und von der Größe und Gestalt einer Birne ist. Zerbricht man es, so findet man in der Masse zerstreut, etwa 5, 6 bis 7 Larven oder schon ausgebildete Thiere. Diese Art ist einerley, oder doch sehr nahe verwandt mit jener Wespe, welche Azara *) beschreibt. Sie heftet kleine Gehäuse oder Zellen von Thon an die Wände der Gebäude und Zimmer, wie man dieses in den meisten Wohnungen an der Ostküste von Brasilien finden kann; ich halte diese für identisch mit jener, welche ihr Nest an den Zweig befestiget hatte.

Bey unserer Abreise erschien uns die hübsche Gegend in einem recht freundlichen Lichte. Die Wiesenebene war von niedrigen Waldhügeln eingeschlossen; Gebüsche von besonders lebhaftem und freundlichem Grün erinnerten uns an die Farbe unseres Europäischen Frühlings. Sie bestanden aus einer Art Gardenia, hier Cuiranna genannt, die wahrscheinlich eine noch nicht beschriebene Species ist, und einen Baum mit nutzbarem Holze bildet. Wegen der ziemlich weiten Entfernung von der See sind die Waldungen mit Affen und jagdbaren Thieren angefüllt. Der erhabene prachtvolle Urwald (Mato virgem), welcher sich von Campos-Novos beynahe ununterbrochen bis zum Flusse S. João, vier Legoas weit, ausdehnt, in dessen dunkle Kühlung wir uns jetzt vertieften, verdient hier eine Erwähnung. Wir erreichten bald eine mahlerische Sumpfstelle, von jungen Cocos-Palmen und Heliconia-Gebüschen dicht umflochten. Sie bilden das Unterholz, über welchem sich hohe, schattenreiche, ästige Waldbäume erheben. Der grün, blau und gelbe Surucua (Trogon viridis, *Linn.*) war hier häufig, und lockte in den dichtbelaubten Baumzweigen; wir ahmten seine Stimme nach, und schossen bald mehrere, sowohl Männchen als Weibchen. Dieser Vogel ist in allen hiesigen Gegenden einer der gemeinsten. Der Wald ward immer herrlicher, und neue prachtvolle Blumen gaben unserm Botaniker reiche Beschäftigung. Wir sahen auffallend verschlungene Cipos, besonders schöne Banisterien meistens mit gelben Blumen, merkwürdig gebildete Stämme und oft schauerlich prachtvolles Gewebe von Cocos-Palmen, eine nicht zu beschreibende Zierde der Wälder; oben in den Zweigen blüheten schön die Bromelia-Stauden. Neue Lockstimmen der Vögel reitzten unsere Neugierde, besonders häufig war hier der weiße Procnias (Araponga). Der Weg in sandigem Boden war ermüdend; allein die Pracht des Waldes entschädigte uns reichlich für die Anstrengung. Auf einem schief gewach-

---

**) *Azara* voyages etc. Vol. 1, p. 173.

senen Stamme fand ich eine 6 bis 7 Fuß lange, bleygraue Schlange, welche ich unter dem Nahmen Coluber plumbeus beschreiben werde *); sie ließ uns sämmtlich vorbey reiten und bewegte sich nicht. Ich ließ sie von einem meiner Jäger schießen, und um sie fortzubringen, konnte ein Neger, der unsere eingesammelten Pflanzen schleppte, nur mit Mühe beredet werden, das große, völlig unschädliche Thier, das wir in ein Tuch eingepackt hatten, am Ende eines langen Stockes auf der Schulter zu tragen. Nachdem er schon weit gegangen war, bemerkte er noch eine kleine Bewegung seiner Bürde, und erschrack dermaßen, daß er sie weit von sich schleuderte und die Flucht ergriff. Etwas weiter fanden wir unsere voran geeilten Jäger am Fuße eines uralten Stammes gelagert; sie hatten schöne Vögel, mehrere Tucane, Arassaris (Ramphastos Aracari, *Linn.*), Surucua's (Trogon) und den kleinen rothen Sahui (Simia Rosalia, *Linn.*), erlegt. Wir erreichten gegen Abend die Ufer des Flusses S. Joâo, der bey der hier erbauten Villa sich in's Meer ergießt. Er ist etwa 3 bis 400 Schritt breit und wird mit Canoes überschifft; unsere Thiere wurden weiter oben durch's Wasser geführt. Auf der andern Seite des Flusses landeten wir in der Villa da Barra de S. Joâo, einem kleinen Orte mit mehreren Straßen und, nach der Landart, ziemlich guten Gebäuden; er hat eine Kirche aus den Zeiten der Jesuiten, die etwas isolirt auf Felsen an der See erbaut ist. Barra de S. Joâo ist einer der Plätze, wo die von Minas Geraës herabkommenden Reisenden und Waaren wegen der unerlaubten Ausfuhr der Edelsteine visitirt werden. Da der Fluß etwas schiffbar ist, so fanden wir hier fünf bis sechs Briggs vor Anker. Ein daselbst ansässiger Engländer, ein Schmidt, erzählte uns, daß sich auch schon Englische Schiffe in diesen einsamen Winkel verirrt hätten; weßwegen er beabsichtige, sich zum Vice-Consul ernennen zu lassen. Wir gaben ihm eine Menge Gewehre zu repariren, und der Herr Consul entledigte sich seines Geschäftes zu unserer großen Zufriedenheit. Der Mangel tüchtiger Arbeiter zur Reparatur der Gewehre ist dem reisenden Naturforscher in Brasilien sehr fühlbar; denn nur selten findet man Leute, welche auch nur die gröbste Büchsenmacher-Arbeit verstehen. Man baut bey S. Joâo viel Reiß und Mandiocca; besonders am Flusse aufwärts soll es sehr fruchtbare Gegenden geben; ja selbst der Sand trägt reichlich, wo er hinlänglich bewässert wird.

*) Die Länge dieses Thieres betrug 6 Fuß 1 Zoll 4 Linien. Es hatte 224 Bauchschilde und 79 Paar Schwanzschuppen. Die obern Theile sind dunkel bleyfarben, die untern schön gelblich-weiß, wie Porzellan glänzend.

Von der sandigen Landzunge zwischen dem Flusse und dem Meere, worauf die Villa erbaut ist, folgten wir der Küste weiter nordwärts. In einer mit mancherley Sträuchen bewachsenen Ebene blühten häufig eine scharlachrothe Amaryllis mit zweyblumiger Scheide, gelbblühende Banisterien und schöne Myrthenarten. Zur Linken hatten wir einen hohen isolirten Berg, den Monte de S. João, vor welchem sich in der Ebene nach dem Meer hin hohe Urwälder, und vor diesen Sümpfe mit Gebüsch bedeckt, ausbreiteten.

Nachdem wir einige Mandiocca-Pflanzungen, die, wie das darin verbrannte, umher liegende Holz zeigte, erst seit kurzem urbar gemacht worden waren, durchritten hatten, erreichten wir auf einem tiefsandigen Wege das Seeufer, und befanden uns nun an einem schönen, mit Cocospalmen bewachsenen, in die See vorspringenden felsigen Hügel, neben welchem ein Bach, der Rio das Ostras, sich in das Meer ergießt. Wir folgten dem Flüßchen einige 100 Schritte aufwärts, luden unsere Tropa ab, und setzten sie über. Das Wasser dieses Baches ist klar, und die Ufer sind reitzend; denn ein dichtes Geflechte von mancherley Waldbäumen hängt bis zu ihnen hinab, und schlanke Cocospalmen überschatten sie. Hier wohnt eine einzelne Familie, ein mit einer Indierinn verheiratheter Portugiese, der zur Landmilitz gehört, und dabey die Überfahrt besorgt. Durch dieses doppelte Geschäft sehr belästigt, schien mir der Mann sehr unzufrieden mit seiner Lage zu seyn. Leicht wäre hier auch eine kleine Brücke anzulegen, wodurch dem Reisenden viel Zeitverlust erspart werden könnte; denn kaum hat man am Morgen in S. João mit Mühe eine Tropa beladen, so muß man hier schon nach ein Paar Stunden Alles wieder abpacken.

Jenseits des Flüßchens fanden wir einige leere Lehmhütten mit Cocosblättern gedeckt, in welchen wir vor einem heraufziehenden Regen Schutz fanden. Ehe man auf dieser Straße den Seestrand wieder erreicht, kommt man über einige Hügel, die größten Theils mit einer 30 bis 40 Fuß hohen Rohrart, Taquarussú, das große Rohr genannt, bewachsen sind. Seine colassalen, bis 6 Zoll im Durchmesser haltenden Stämme, schießen hoch auf und krümmen sich sanft über; das Laub ist gefiedert, und an den Zweigen befinden sich kurze starke Dornen, welche dieses Dickicht undurchdringlich machen. Diese Art von Bambusa bildet äußerst verworrene Gebüsche, welche durch ihre vielen dürren Blätter und abfallenden verdorrten Blattscheiden bey dem leisesten Winde ein eigenes rasselndes Geräusche verursachen. Dem Jäger sind sie sehr willkommen; denn haut man ein solches Gewächs unter den Knoten ab, so findet man den Stamm der etwas jüngern Triebe mit kühlen, angenehmen, wiewohl etwas fa-

dem, süßlichem Wasser angefüllt, welches den brennenden Durst auf der Stelle löscht. Diese merkwürdige Pflanze liebt gebirgige, trockne Gegenden, daher findet man sie besonders häufig in der Capitania von Minas Geraës, wo man Trinkbecher aus ihren Stämmen macht. Wir wanderten an der See fort, und fanden bey einigen zerstreut liegenden Wohnungen eine andere, ebenfalls nützliche Pflanze, die Agave foetida. Ihre glattrandigen, steifen, 8 bis 10 Fuß langen Blätter bilden feste Hecken, und aus ihrer Mitte schießt ein 30 Fuß hoher starker Stamm, der oben gelbgrünliche Blüthen trägt, und der Landschaft ein originelles Ansehen gibt. Das Mark des Stammes, Pitta genannt, dient dem Insectensammler als Kork. An dem Seestrande wachsen auch niedrige Zwergpalmen, Bromelien und andere Gewächse vom Winde niedergehalten in undurchdringlichem Dickicht. Wir erreichten nun die auf einem Hügel am Meere liegende Fazenda von Tapebuçu, und wurden von dem Besitzer derselben, einem Fähnrich der Landmiliz (Alferes) sehr gut aufgenommen. Diese Fazenda hat eine sehr angenehme Lage, indem unmittelbar hinter ihr hohe Urwälder sich erheben, welche bloß durch eine Lagoa von ihr getrennt werden, in der sich die schönen Baumgruppen spiegeln. Von der Höhe, worauf das Haus liegt, überblickt man eine weite Ebene mit undurchdringlichem Urwald bedeckt, aus dessen Mitte sich die Serra de Iriri, ein isolirtes merkwürdiges Gebirge von vier bis fünf mit Wald bedeckten Kegelkuppen, erhebt; mehr zur Linken in südlicher Richtung zeigt sich der einzeln dastehende Monte de S. João. (In der Quart-Ausgabe gibt die 15. Platte eine Ansicht der eben erwähnten Landschaft, wo man im Vorgrunde die Fazenda unweit der See bemerkt.)

Das zu dem Gute gehörende Land ist eine Legoa lang und zum Theil mit Mandiocca und Mays bebaut; auch zieht man etwas Kaffeh. Die Lagoa ist fischreich. Um die Wohnungen herum hat man Orangenbäume gepflanzt, deren duftende Blumen eine Menge Colibris anlocken. Unsere Jäger fanden reiche Ausbeute in den nahen Waldungen; sie erlegten Papageyen, Maracana's, Tucane, Pavo's und andere schöne Vögel; auch unsere Herbarien wurden hier sehr bereichert. Ich fand viele Arten von Cocospalmen, unter andern die Aïri, deren Fruchttrauben eben reif waren, und die stachelliche Sumpfpalme, Tucum, die einen etwa 15 Palmen (Spannen) hohen Schaft bildet, welcher, so wie die Blattstiele, mit dünnen spitzigen Stacheln versehen ist. Dieses Gewächses erwähnt Mawe, gibt ihm aber eingesägte, lanzetförmige Blätter *), da sie

---

*) *J. Mawe's travels* etc. p. 127.

doch gefiederte Frondes hat, deren Pinnulae glatt und ganz randig zugespitzt sind. Arruda *) gibt eine bessere Beschreibung davon, hatte jedoch die Blüthen auch nicht untersucht; übrigens scheint es nach Herrn Sellow's Meynung gewiß, daß dieser nicht zum Genus *Cocos* gehört. Sein Nutzen ist aus Marcgraf, Mawe und Köster schon hinlänglich bekannt. Die grünen Pinnulae haben sehr starke feste Fasern; zerbricht man das Blatt, so hebt sich die obere grüne Decke ab und die Fasern hängen frey; diese werden gedreht, und geben starke, feine, grüne Schnüre, woraus besonders schöne Fischnetze verfertiget werden. Diese Palme wächst hier häufig, und trägt kleine, harte schwarze Nüsse, die einen eßbaren Kern enthalten. Von einer andern Art nimmt man das innere noch zusammen gelegte, sich oben entwickelnde Blatt, zieht die Scheide ab, und trennt die zusammen gelegten, mit einem klebrigen Safte an einander befestigten Blätter, die man dann zum Decken der Häuser gebraucht; auch wird nettes Flechtwerk daraus verfertigt. Wir fanden in den hiesigen finstern schattigen Wäldern eine große Menge herrlicher Bäume. Der Ipé war mit hochgelben großen Blumen überschüttet, und eine andere Bignonia mit großen, weißen Blüthen, wuchs in den Sümpfen. Hoch über die Kronen der Waldcolossen erhebt sich der stolze Sapucaya-Baum (Lecythis Ollaria, *Linn.*) mit kleinem Laube und topfähnlichen, herabhängenden Früchten, welche einen vollkommenen Deckel öffnen, und ihre großen, eßbaren Kerne ausschütten **); die Affen, und besonders die großen, rothen und blauen Araras (Psittacus Macao und Ararauna, *Linn.*) sind sehr lüstern nach ihnen. Ohne die Flügel der Papageyen aber, und ohne die Fertigkeit der Affen im Klettern ist es schwer, die sehr hoch hängenden Früchte dieses Baumes zu erhalten; gewöhnlich haut man den Stamm um. Die Indier erklettern ihn, besonders mit Hülfe der Cipo's oder Schlingpflanzen, die wirklich das Klettern sehr erleichtern. Wir untersuchten auf einem andern Jagdzuge die Blüthen einer stolzen Palme, welche nach Herrn Sellow's Überzeugung ein neues Genus bilden muß. Sanft gekrümmt hing ihre schöne, gelbe Blüthenähre herab; die Spatha war groß, kahnförmig, und, so wie die gefiederten Blätter, besonders schön. Bey dem Fällen des Baumes zeigte er ein sehr hartes Holz, als man aber den porösen Kern erreichte, fiel er sogleich.

---

*) Siehe Arruda bey Koster im Appendix Seite 484.

**) Siehe Ménagerie du Muséum d'histoire naturelle 5. Cahier, wo diese Frucht auf der Tafel des Agouti abgebildet ist.

Am 16. September nahmen wir Abschied von der Familie unsers guten Hauswirthes, und traten die Reise nach Macahé an. Regen und Wind trübte die wilde Aussicht in's Land, wo sich die Serra de Iriri aus finstern Wäldern ernst erhob, und der Morro de S. João uns schon in der Ferne erschien. Der Weg von Tapebuçu zum Flusse Macahé führt vier Legoas weit durch tiefen Sand, fast immer an der See hin; hier und da treten kleine Felsklippen in das Meer vor, an welchen eine Menge Moose und Muscheln, jedoch von geringer Mannigfaltigkeit, gefunden werden; ein heftiger Wind tobte an dieser Stelle, und wildschäumend brandeten die Wellen. Von dem Sandufer (Praya) aus erhebt sich eine Hügelreihe, auf welcher schöne Bäume und Straucharten durch den Wind am höhern Aufwuchse gehindert werden, und wie abgeschoren aussehen; unter ihnen sahen wir eine große weißblühende Passionsblume und den viereckigen Cactus, ebenfalls mit großer weißer Blume.

In dem hiesigen Himmelsstriche war es jetzt Frühling, und wir Alle hatten bisher das Wetter meistens kühl, und nie heißer gefunden, als es an warmen Sommertagen in Deutschland ist. Die letzte Meile der Reise führte durch einen dichten hohen Urwald, worin wir Tucane, Arassari's und den kleinen schwärzlichen Guckguck (Coculus tenebrosus) schossen. Viele Baumarten standen jetzt entblättert da; denn obgleich der größte Theil der Bäume in dem hiesigen Winter sein Laub behält, so verlieren es dennoch viele der zärtern Arten. Die meisten trieben jetzt von neuem, und zeigten an den Spitzen der dunkelgrün belaubten Äste, die jungen gelblichen oder gelbgrünen, sehr oft schön sanftroth oder hochroth gefärbten Blätter, welche das Gebüsch ungemein zieren. Andere standen in der Blüthe, noch andere trugen Blumen und Früchte zugleich. So gibt in diesen schönen Tropenwäldern der vereinigte Frühling und Herbst den interessantesten Anblick für den nördlichen Reisenden. Durchnäßt vom Regen erreichten wir Villa de Macahé am Flusse gleichen Nahmens. Dieser ergießt sich hier, nachdem er seinen Lauf von etwa 15 Legoas Länge an der Serra de Iriri vorbey genommen hat, in die See, und ist nicht unbedeutend. Schon Lery erwähnt in seiner Reise *) dieser Gegend, welche die Urbewohner Mag-hé nannten. Sie war damahls noch von Wilden bewohnt, die mit den Ütacas oder Goaytacases am Paraïba stritten.

Die kleine Villa de S. João de Macahé liegt in Ge-

*) *J. de Lery* voyage etc. p. 49.

büschen zerstreut am Ufer des Flusses, der an seiner Mündung einen Bogen um eine vortretende Landzunge beschreibt. Die niedrigen Häuser derselben sind zum Theile freundlich und nett, von Lehm, mit hölzernen Pfosten erbaut, und oft weiß beworfen. Man hat Hofräume (Quintaës) von Cocosstämmen angebracht, in welchen Ziegen, Schweine und mancherley Federvieh umherlaufen. Die Einwohner treiben etwas Handel mit den Producten der Pflanzungen, welche in Farinha, Bohnen, Mays, Reiß und etwas wenigem Zucker bestehen, auch führt man Wald-Producte aus; daher findet man gewöhnlich einige kleine Küstenfahrzeuge, Sumacas oder Lanchas vor Anker. Am Flusse aufwärts im Sertam sollen, in Aldeas oder Dörfer vereinigt, die Gorulhos- oder Guarulhos-Indier wohnen. Die Corografia brasilica erwähnt dieses Stammes unter der Benennung Guaru, und sagt, daß in der Serra dos Orgâos noch Überreste von ihnen unter dem Nahmen Sacurus leben, die indessen völlig civilisirt und jetzt beynahe gänzlich verschwunden sind; man soll sie unter andern noch in der Freguesia de Nossa Senhora das Neves finden *). Nachdem wir des starken Regenwetters wegen an diesem Platze einige Tage verweilt, und daselbst schöne Samen-Arten von Trompetenbäumen und anderen Schotengewächsen eingesammelt hatten, brachen wir an einem Sonntage, und zwar, weil die Aufsuchung einiger Maulthiere, die sich verlaufen hatten, unsere Abreise verzögerte, erst am Nachmittag wieder auf.

Ein abermahls einfallender heftiger Regen begleitete uns anderthalb Legoas weit in einem Gebüsche und Walde längs dem Seestrande bis zur Fazenda de Baretto, wo wir in der Nacht anlangten und ein leerstehendes Haus bezogen. In den sumpfigen Wiesen und Wäldern, wodurch unser Weg ging, flogen eine Menge leuchtende Insecten, unter andern der Elater noctilucus, dessen auch Azara erwähnt **), mit zwey hellen, grünen Lichtpuncten auf dem Brustschilde.

Die Nachtschwalbe (Caprimulgus), deren lauter Stimme die Portugiesen die Worte João corta pao! unterlegen, flog hier sehr häufig, leise schwebend, in den dunkeln Waldpfaden umher, und setzte sich oft auf die Erde vor unsern Füßen nieder. Sie erinnerte uns an den in den Europäischen Wäldern in der Dämmerungszeit erschallenden Ruf der Eulen (Strix Aluco, *Linn.*), deren Stelle sie hier vertritt.

---

*) Siehe Corografia brasilica. T. II. p. 45.

**) *Azara* voyages etc. Vol. I. p. 211.

Da das schlechte Wetter fortdauerte, so blieben wir den 18. September zu Baretto, und vermehrten daselbst unsere Sammlungen mit einigen interessanten Vögeln. Bey Gelegenheit, wo ich den schon lange vergebens nachgestellten, von Azara unter dem Nahmen Chochi *) beschriebenen Guckguck, zu beschleichen suchte, schwebte plötzlich über mir ein herrliches Paar des weiß und schwarzen Milan mit dem Gabelschwanze (Falco furcatus, *Linn.*), dessen blendendweißer Körper von den dunkeln Wolken schön gehoben wurde. Ich erlegte sogleich einen, verbarg mich, und es gelang mir, auch den andern aus der Luft herab zu schießen, wodurch ich mich denn für den mir entgangenen Guckguck hinlänglich entschädiget fand.

Wir waren froh, Baretto verlassen zu können, da hier zwey Venda's, oder Schenken, unsere Leute zu einer ernsthaften Schlägerey verleitet hatten. Die Reise nördlich hinauf längs dem Seestrande ist beschwerlich, und geht zum Theile durch tiefen Sand, weßhalb wir denn auch nur spät den Ort unserer heutigen Bestimmung erreichten. Wir fanden an dem Wege schöne Mimosen-Hecken um die Gärten einiger Ansiedelungen, und auch einen zahmen Cocosbaum (Cocos nucifera) mit Früchten beladen, eine wahre Seltenheit in dieser Gegend. Hierauf zog sich unser Weg durch Mandiocca-Felder, auf denen die Pflanzen zwischen dem niedergehauenen und verbrannten Holze gepflanzt, und regelmäßig wie unsere Kartoffeln gehäufelt waren; sodann kamen wir durch Sumpfstellen mit aufrechten weißblühenden Bignonienstämmchen und hohem Walde. Die nahe Ruine eines ehemahls ansehnlichen Hauses, die wir hier sahen, so wie überhaupt die übrige Umgebung, schien uns auf einen ehemahligen weit cultivirteren Zustand dieser Gegend hinzudeuten. Wir hatten hier auch Gelegenheit, eine unglaubliche Menge von Urubus (Vulter aura, *Linn.*) zu beobachten, die sich um ein todtes Stück Vieh versammelt hatten, und so wenig scheu waren, daß sie ihre Beute in Eintracht mit einem großen Hunde theilten, und sich durch unsere Gegenwart durchaus nicht verjagen ließen. Wir sahen ferner hier große Schaaren langgeschwänzter Papageyen (Maracana's und Perikitto's), welche unter lautem Geschrey allerley Schwenkungen in der Luft machten; alle von uns geschossenen hatten von einer gewissen Frucht, die jetzt eben reif war, blau gefärbte Schnäbel. An einigen mit hohen Stämmen prangenden Waldstellen schossen wir Tucane, und erblick-

---

*) *Azara* voyages etc. Vol. IV. p. 33.

ten gewöhnlich auf den höchsten dürren Zweigen der Bäume einzeln lauernde Raubvögel, besonders den bleyfarbigen Falken (Falco plumbeus, *Linn.*), der sich mit kühnem schnellen Fluge auf die erspähte Beute stürzt.

Hier sahen wir auch unter andern den Baum, den die Portugiesen Tento nennen *). Er hat dunkelgrünes gefiedertes Laub, und trägt kurze breite Schoten mit schönen hochrothen Bohnen, welche die Portugiesen als Spielmarken (Tentos) gebrauchen. Seine Blumen bekamen wir nicht zu Gesicht. Die Sandgebüsche in dieser Gegend erzeugen eine Menge interessanter Pflanzen. In den Sumpfstellen fanden wir einen 8 bis 10 Fuß hohen Baum, scheinbar der Bonnetia pallustris verwandt **), mit weißen großen Blumen, eine schöne Art Evolvulus ***), eine kleine gelbblühende Cassia †), eine niedlich blühende rankende Asclepiadea ††) mit angenehm weißer und rosenrother Blume, eine rothblühende Andromeda †††) und die beyden Arten der schon in Cabo-Frio gefundenen Andromeden, nebst anderen mehr.

Gegen Abend erreichte unsere Caravane den Seestrand, wo die Ruine einer alten Capelle in einer traurigen, öden, sandigen Landschaft, völlig mit dem Toben und Brausen der wild brandenden See harmonirte; niedergehaltenes, kurzes Gesträuch zog sich nach dem Walde hinan, und zeugte von der Heftigkeit der hier herrschenden Winde. Auf einer schmalen Landzunge zwischen dem bewegten Meere und einer lang ausgedehnten Lagoa setzten wir die Reise

---

*) Dieses ist Ormosia coccinea. Jacks in den Transact. of the *Linn.* Society. Eine neue Gattung, die zuerst in Guinea gefunden wurde. Sie fehlt bey Willdenow.

**) Wikstraemia fruticosa. *Schraderi* a. a. O. Seite 710. Mit diesem Gewächse vereint findet man ein anderes ähnliches, die Kiseria stricta des Herrn Professors Nees v. Esenbeck: Classis Linneana Polyandria Polygynia; Fam. nat. Guttiferarum. Corolla penta petala, petalis integris. Calyx quinque-partitus, bracteatus. Antherae erectae liberae. Germen triloculare, septis simplicibus, loculis monospermis.

***) Evolvulus philicoides, Schrader a. a. O. Seite 707. Eine neue Species, welche weder Persoon, Willdenow noch Ruiz und Pavon beschrieben haben.

†) Ist Cassia uniflora. Spr.

††) Echites variegata. Schrader a. a. O. Seite 707.

†††) Eine neue Andromeda coccinea mit hochrothen Blumen. Schrader a. a. O. Seite 709.

bis in die Nacht fort, und erreichten alsdann ein einzelnes Hirtenhaus, Paulista genannt, wo unsere ausgehungerten Magen nichts vorfanden, als ein wenig Mandiocca-Mehl und etwas Mays für unsere Thiere; glücklicher Weise hatten wir uns in Baretto mit etwas trockenem Salzfleische (Carne seca) und Bohnen (Feigoês) versorgt. Da das Haus ziemlich geräumig war, so blieben wir am folgenden Tage daselbst, um von der gehabten Ermüdung auszuruhen.

Schaaren des Brasilianischen Austerfressers (Haematopus) liefen hier an der Küste umher *), und viele derselben wurden von uns erlegt. In den nahen, stark mit Cocos-Palmen untermischten Wäldern, schossen wir verschiedene sehr kleine Eulen, von der Art, welche die Einwohner Caburé **) nennen, die aber nicht mit der von Marcgraf eben so genannten verwechselt werden darf. Die hier häufige Palmitto-Palme wurde von uns des Markes wegen gefällt. Dieser Baum gehört zu den zierlichsten und schlankesten der Cocosform. Sein Stamm ist ein dünner, hoher, geringer Schaft; eine kleine Krone von 8 bis 10 federartigen, glänzend grünen Blättern wiegt sich hoch oben in der Luft; unter diesem schönen Hauptschmucke steht auf dem silbergrau gefärbten Stamme ein Aufsatz von der lebhaft grünen Farbe der Blätter, in welchem obern Theile die jungen Blätter zusammen gerollt und gefaltet liegen; sie enthalten in ihrer Mitte die zarten noch unentwickelten Blüthen; die schon ausgebildete Blüthe aber bricht unter der grünen Kapsel hervor. Haut man diesen Aufsatz des Stammes oder die Kapsel der frischen Blätter ab, so findet man im Innern diese Theile so zart und markartig, daß man sie selbst roh essen kann; gekocht aber geben sie

---

*) Diesen Vogel, welcher früher den Naturforschern unbekannt war, habe ich an der Brasilianischen Küste häufig beobachtet, und unter der Benennung des Haematopus brasiliensis unterschieden. Er ist kleiner als die Europäische Art, aber sein Schnabel ist länger. Herr Temminck, dem ich diesen Vogel mittheilte, hat ihn in der neuesten Ausgabe seines Manuel d'Ornithologie Haematopus palliatus (Sec. part. p. 532) benannt.

**) Strix ferruginea; 6 Zoll 7 Linien lang, rostroth, auf den Scapular- und großen Flügeldeck-Federn einige blaßgelbe oder weißliche Flecken; am Unterhalse ein großer weißer Fleck; Schwanz ungefleckt rostroth; untere Theile des Leibes hellgelbröthlich und weiß gemischt, mit rostbraunen Längsstrichen; Iris hochgelb. Dieser ungeöhrte Kauz scheint mit Azara's Caburé verwandt.

eine noch schmackhaftere Speise. Das Holz fanden wir sehr hart, und es kostete uns viele Mühe, den Baum mit dem Waldmesser (Facão) zu fällen. Die Tucum-Palme blühte ebenfalls jetzt in Sumpfstellen, so wie in offenen Sandgegenden eine schöne neue Art Stachitarpheta *) und ein hübscher kugelförmiger Cactus, dem Mamwillaris ähnlich, der auf seiner Oberfläche weiße Wolle, und in dieser die kleinen hochrothen Blumen enthält. Herr Sellow hielt dieses Gewächs für neu. Unsere ornithologischen Sammlungen wurden hier nicht bedeutend vermehrt; denn wir fanden außer einigen Sumpfvögeln nicht viel Neues. Auf dem niedern Gesträuche singt längs der ganzen Küste der Sabiah da praya (die Küstendrossel, Turdus Orpheus, *Linn.*), der bey einem unansehnlichen Gefieder einen vortrefflichen Gesang hören läßt, und daher einer der ersten Singvögel von Brasilien genannt werden darf. An den Gebäuden war der kleine weißliche Gecko **) häufig, der an den senkrechten Mauern umher läuft, so wie die Eidechse mit dem schwarzen Halsbande ***); sie sind über die ganze Gegend verbreitet, welche ich gesehen habe. An den Ufern fanden wir sehr wenige Muscheln, und in den Sümpfen auch hier das schon oben erwähnte Nest einer Art Wespe (Pelopaeus lunatus, *Fabr.*) von Thon in birnförmiger, unten zugespitzter Art, an den Zweigen des Gesträuches befestiget.

Von Paulista aus folgten wir den Dünen. Weite Sümpfe und Lagoas mit Rohr bewachsen, in welchen das Rindvieh und die Pferde oft in bedeutender Anzahl bis an den halben Leib grasend wateten, dehnen sich in's Land hinein; Kibitze (Vanellus cayen-

---

*) Stachytarpheta crassifolia, Schrader a. a. O. Seite 709.

**) Ist wahrscheinlich *Daudins* Gecko spinicauda. Histoire natur. des Reptiles. T. IV. p. 115.

***) Stellio torquatus: scheint verwandt oder identisch mit Stellio Quetz-Paleo, *Daudin* hist. natur. des Reptiles. T. IV. p. 26. — Diese Art variirt sehr in der Farbe. In der Jugend ist sie auf dem Rücken mit dunkeln Längsstreifen versehen, welche im Alter verschwinden; alsdann fällt sie in's Silbergraue mit Purpur- und Kupferglanz, zum Theile auch mit helleren Puncten, wie betropft; immer bleibt indessen das Kennzeichen der Art ein länglicher schwarzer Fleck an der Seite des Halses vor der Schulter, so wie drey dunkle Streifen, welche in perpendiculärer Richtung über die geschlossenen Augenlieder herab laufen. Die Beschreibungen des Quetz-Paleo sind überall zu unvollkommen, dennoch kann man ihn nicht verkennen. Die Eidechse mit dem schwarzen Halskragen wird an der Ostküste Lagarta genannt.

nensis), Reiher, Möven, Meerschwalben und Änten waren hier in großer Anzahl; die Kibitze, Quer-Quer genannt, deren ich schon öfter, als dem Jäger sehr lästige Thiere, erwähnte, fliegen, wenn man sich ihrer Brut nähert, eben so um den Kopf des Jägers herum als unsere Europäische Art. Die Gebüsche an den Dünen bestehen gewöhnlich aus Bromelien und hohen Cactus-Stauden mit mancherley Laubpflanzen untermischt. Hier öffneten jetzt aufrecht stehende Cactus-Stämme ihre weißen Blumen; sie hatten vier-, fünf- und sechseckige Zweige, doch schienen sie nur einer oder höchstens zwey Species anzugehören; denn diese sonderbaren Stachelgewächse variiren nach dem Alter sehr in der Zahl ihrer Kanten. Die Cactus-Pflanzen sind den Füßen der Maulthiere und Pferde auf Reisen besonders gefährlich; denn ein Stachel, welcher in den Huf oder in ein Gelenk eindringt, lähmt sehr leicht das Thier. Wir fanden hier im Sande die Turnera ulmifolia, und in den Sümpfen zwey weißblühende Nymphaea-Arten, die Indica, und eine andere, von Herrn Sellow Erosa genannt, mit sehr großen Blumen; ferner eine hohe weißblühende Alisma, wahrscheinlich auch neu, mit schmalem länglichem Blatte. Es war nicht leicht, der schönen Pflanze in diesem Sumpfe habhaft zu werden; Herr Sellow fiel tief in das schwarze Moorwasser ein; auch mir erging es, als ich beschäftiget war die Sumpfvögel zu beschleichen, nicht besser. Diese große, weite, ebene Wildniß ist mit frey umherlaufendem Rindviehe bevölkert, selbst in einer Entfernung von 5 bis 6 Meilen weit von allen menschlichen Wohnungen. Sie werden jährlich hier ein oder zwey Mahl von den Eigenthümern, den Besitzern der benachbarten Fazenda's in einen Coral, oder mit Pfählen eingeschlossenen Platz, zusammen getrieben, gezählt und gezeichnet. Wir nahmen heute unser Nacht-Quartier 5 Legoas von Paulista, in dem sogenannten Coral de Battuba, der in seiner Umzäunung eine geräumige Lehmhütte enthält. Die Gegend umher ist eine weite Ebene (Campo) und deren Ende dem Auge unerreichbar. In ihren seichten Vertiefungen steht häufig Wasser, wodurch Lagoas entstehen, und das Ganze ist mit kurzem Grase bedeckt, welches umherziehendes Rindvieh ernährt. Nahet man sich diesen Thieren, so heben sie den Kopf in die Höhe, schnauben und entfliehen im Galopp mit hochaufgehobenem Schweife. Merkwürdig ist es unstreitig, wie durch die ausgezeichnete Thätigkeit und Sorge der Europäer diese nützliche Thierart bereits über den größten Theil unserer Erde verbreitet worden ist. Im Norden weidet der Stier in den vor Frost erstarrten Birkenwäldern, in der gemäßigten Zone in unsern anziehenden grasreichen Thälern zwischen schattigen Buchenwäldern, in den Tropen

unter Palmen und Bananen-Gewächsen und auf den Inseln im Südmeere unter Melaleuca-, Metrosideros und Casuarina-Stämmen. Überall gedeiht dieses dem cultivirten Menschen unentbehrliche Geschöpf, und gewährt ihm höhern Wohlstand.

Bey der Annäherung des Abends sammelten sich alle unsere zerstreut gewesenen Jäger um das freundliche Küchenfeuer, und ein Jeder von uns schien die Belohnung seiner Anstrengungen in der Befriedigung seines Nahrung heischenden Magens zu fordern; aber leider litten unsere Vorräthe von Lebensmitteln nie mehr Mangel als eben jetzt; dennoch konnte eine Jäger-Gesellschaft hier mitten unter Herden verwilderten Viehes doch unmöglich Hunger leiden; wir gingen also hinaus auf die Ebene, vertheilten uns in eine lange Linie, und hofften ein junges Rind zu erlegen; aber die Nacht trat zu schnell ein, das Vieh war zu scheu, und einzelne Cactus-Pflanzen, auf der Heide verbreitet, verwundeten unsere Füße; wir mußten also für heute unser Vorhaben aufgeben, und die vom Hunger gebothene Jagd auf den kommenden Morgen verschieben. In dem öden baufälligen Hause, wo es durch das Dach hinein regnete, fanden wir in unsern aufgehängten Schlafnetzen nur wenig Ruhe; denn unaufhörlich wurden wir von einer ungeheuern Menge Flöhe und einem Heer von Bichos do pé (Sandflöhen, Pulex penetrans) gequält, deren wir in den folgenden Tagen unzählige aus unsern Füßen zogen. Dieses besonders in allen im Sande leerstehenden Gebäuden häufige Insect dringt zwischen Haut und Fleisch an den Füßen in der Nähe der Sohle und an den Zehen, auch wohl an den Nägeln der Hände ein. Übertrieben ist es, wenn man behauptet, daß es sich selbst bis in das Muskelfleisch hinein arbeite; es hält sich immer nur zwischen Haut und Fleisch. Man spürt bald seine Gegenwart an einem heftigen Jucken, das endlich in einen geringen Schmerz übergeht; daher ist es gut, es mit einer Nadel sogleich heraus zu graben, ohne seinen blasenartigen mit Eyern angefüllten Leib zu verletzen *). Um aller Entzündung vorzubeugen, thut man wohl, wenn man, nachdem es heraus genommen ist, in die kleine Wunde etwas Schnupftabak einreibt, oder Unguentum basilicum, welche Salbe man in den Brasilianischen Apotheken erhält.

Ein trüber regnerischer Tag folgte auf diese unangenehme Nacht; allein unsere Mägen erinnerten schnell an die gestern begonnene aber leider mißglückte Jagd. Wir ließen jetzt unsere Jäger aufsitzen, und

*) Siehe Ol. Swartz in den Sw. Vetensk. acad. nya Handlingar T. IX. för 1788. p. 40 sqq. mit Abbildung.

sandten sie in die Ebene, wo sie das voll Schrecken nach allen Seiten hin fliehende wilde Vieh auseinander sprengten. Unsere Maulthiere liefen zum Theile recht gut; endlich gelang es den Jägern Thomas und Joâo, einen Schuß anzubringen und ein Rind zu tödten. Man zerlegte schnell die Beute, sättigte sobald als möglich die hungrige Menge, und zerstreute sich alsdann, um zu jagen. Die Gegend hat manche ornithologische Merkwürdigkeit. Francisco, der Coropo-Indier, hatte den Ibis mit nacktem fleischrothem Gesichte erlegt, welchen Azara *) unter dem Nahmen des Curucau rasé beschreibt; andere Jäger schossen zwey Arten Falken, eine schöne neue Art Weihe **) mit einem Eulenkranze am Kopfe, gleich unserm Falco cyaneus, und den Falco Busarellus mit rostrothem Körper und gelblich weißem Kopfe. Ich fand in der Nähe unsers Hauses das Nest mit den Eyern des Bentavi (Lanius Pitangua, *Linn)*, welches die Form eines Backofens hat und oben geschlossen ist.

Nördlich von Battuba dehnen sich weite Lagoas in den Ebenen aus, worin unzählige Änten und Reiher nebst andern Sumpf- und Wasservögeln leben; hier kann man die Wasser- und Sumpfbewohner des Landes am besten studieren. Man hatte uns gesagt, daß wir hier die schönen rosenrothen Löffelreiher (Platalea Ajaja, *Linn.*) finden würden, und wirklich bemerkten wir heute die ersten derselben. Sie saßen, ihrer etwa dreyßig, beysammen an einer sumpfigen Stelle, und fielen uns bald wie ein dunkelrosenrother Fleck in die Augen. Unsere Jäger schlichen mit der größten Vorsicht hinan, und warfen sich sogar, als sie ihnen näher kamen, auf die Erde nieder; allein vergebens; die schüchternen Vögel erhoben sich sogleich, und zogen in prachtvollem Geschwader über die Köpfe anderer Jäger hin, die ihre Doppelflinten leider auch vergeblich nach ihnen abfeuerten. Wir konnten nur mit einigen ihrer schönen rosenrothen in dem Sumpfe gefundenen Schwungfedern unsere Hüte schmücken. Reiher, schwarze Ibisse ***), Änten, Strandläufer und Cormorane belebten die ganze

---

*) D. F. *De Azara* voyages etc. Vol. IV. pag. 222.

**) Falco palustris: 19 Zoll 9 Linien lang; ein gelblich-weiß und schwarzbraun gemischter Eulenkranz faßt den Kopf ein; über dem Auge hin ein weißlicher Streif; untere Theile blaßgelbröthlich mit schwarzbraunen Längsstrichen; Unterhals schwarzbraun; Schenkel und Steiß rostroth; alle obern Theile schwarzbraun; Schwung- und Schwanzfedern aschblau mit schwarzbraunen Querbändern.

***) Unter den Brasilianischen Arten der Familie der sichelschnäblichen Sumpfvögel zeichnet sich durch sein hochrothes Gefieder der Guará (Tantalus ruber, *Linn.*) ganz vorzüglich aus. Ich habe diesen

Gegend. Die Lagoas waren durch Dämme getrennt, und auf diesen fanden wir Gebüsch, das immer von Raubvögeln, von denen wir einige erlegten, durchspähet wird. Am Ufer eines Sees erblickte ich den Anhinga (Plotus Anhinga, *Linn.*) dem ich vergebens nachstellte. Er war hier auch nicht in seinem wahren Aufenthaltsorte, den Flüssen, auf welchen wir ihn späterhin häufig erlegt haben. Vier bis fünf Stunden Weges von Muribeca erreicht man eine Stelle, welche Barra do Furado genannt wird, wo die Lagoa Feia mit der See zusammenhängt, wie dieß auf der Karte von Arrowsmith richtig bemerkt ist *).

Wir trafen hier sogleich Anstalt, unser Gepäck und einige unserer noch zurückgebliebenen Jäger mit dem großen Canoe eines einsam hier wohnenden Mannes vorwärts nach dem von uns ausersehenen Lagerplatze bringen zu lassen. Wir selbst hingegen setzten die Reise längs der Dünen an der tobenden Brandung fort und vergnügten uns an dem Anblicke der vielen Regenpfeifer (Charadrius), Strandläufer und Austerfischer (Haematopus), die hier nach jedem zurückrollenden Wellenschlage der See, eine Menge kleiner Insecten auflesen. Man zeigte uns bey ein Paar ärmlichen Fischerhütten den Weg,

---

schönen Vogel nirgends an dieser ganzen Küste gefunden, und selbst die Corografia brasilica bestätigt, daß diese Thierart selbst nicht mehr an der Ponta de Guaratiba etwas südlich von Rio de Janeiro gefunden wird, wo sie sonst so häufig vorkam (s. Corografia brasilica T. II. p. 19.). Selbst Hans Staden sagt, daß die Tupin-Inba jene schönen rothen Federn zu ihrem Putze von dort her sich verschafften.

*) Die Lagoa Feia besteht aus zwey durch einen Canal vereinigten Theilen; ihre Form ist auf meiner Karte nicht richtig angegeben, da ich sie nur überschifft und nicht in ihrer ganzen Ausbehnung gesehen habe. Der nördliche Theil soll nach der Corografia brasilica (T. II. p. 49) etwa 6 Legoas von Osten nach Westen lang seyn, und etwa 4 Legoas in der Breite halten, der südliche Theil etwa 5 Legoas lang und 1 1/2 Legoa breit seyn. Sie ist fischreich und hat süßes Wasser. Ihre große Fläche ist gewöhnlich vom Winde bewegt, daher für Canoe's oft gefährlich; für größere Schiffe hat sie nicht die nöthige Tiefe. Die Barra do Furado ist in der Zeit des niederen Wasserstandes verschlossen. Die ganze Gegend enthält längs der Seeküste eine große Menge von Landseen, deren auf der Karte mehrere fehlen. Bey diesem Reichthume an Gewässern und der Fruchtbarkeit des Bodens würde dieser Strich Landes einer der fruchtbarsten von Brasilien werden können, wenn er von einem regsamern industriösern Volke bewohnt wäre.

welcher nach dem Lande hin wieder von weiten Sümpfen, in denen eine Menge Rindvieh und Pferde weideten, begränzt war. Die große Anzahl von Änten und Sumpfvögeln, die wir hier fanden, war wirklich merkwürdig. Große, schwärzliche Geschwader der **Anas viduata**, *Linn.*, und der pfeifenden grünschulterigen Art, welche Azara unter dem Nahmen des **Ipecutiri** *) beschrieben hat, flogen bey unsern ersten Schüssen gleich einer Decke auf; die letztere ist in den von mir gesehenen Gegenden die gemeinste Äntenart.

Als es sich schon stark zur Dämmerung neigte, führte uns unser Wegweiser, der ein Neger war, quer durch das Wasser auf eine sumpfige Insel. Er sagte uns, sein Herr werde mit dem Canoe hier an diese Stelle kommen, um uns über die Lagoa Feia zu setzen; allein dieser erschien heute nicht. Da ein heftiger Regen uns bedrohte, so schlugen Einige aus unserer Gesellschaft vor, nach einer kleinen Hütte, etwa eine halbe Stunde weit, zurück zu reiten, wo wir fünf oder sechs Soldaten angetroffen hatten, die daselbst Wache hielten, damit von Minas herab kein Unterschleif mit Diamanten getrieben werde. Wir kehrten dahin zurück; die Soldaten machten uns ein gutes Feuer an, gaben uns Mandiocca-Mehl und trockenes Salzfleisch, und wir verplauderten mit ihnen den Abend. Diese Miliz-Soldaten, von etwas brauner Farbe, gehen in weißen baumwollenen Hemden und Hosen, mit unbedecktem Halse und bloßen Füßen; ein Jeder trägt, wie alle Brasilianer, seinen Rosenkranz um den Hals. Ein Gewehr ohne Bayonnett ist ihre einzige Waffe. Sie fischen am Tage in den Lagoas, und nehmen außer dem Mehl und Salzfleische, das ihnen gegeben wird, ihren Unterhalt aus dem Wasser. Man sieht daher an ihrer Hütte Stricke von gedrehter Ochsenhaut aufgespannt, auf welchen sie die Fische zum Trocknen aufhängen. Die Hütte selbst hatte als Wachthaus mehrere Kammern, und enthielt einige Schlafnetze nebst hölzernen Pritschen. Am folgenden Morgen erst erschien das Canoe mit den Jägern, die sich durch die vielen Änten hatten aufhalten lassen, und von der Nacht überrascht worden waren. Man fing nun an überzuschiffen, und so wie eine Ladung des Canoes übergesetzt war, vertheilten sich die dabey befindlichen Männer sogleich, um zu jagen. Sie schossen unter andern den Ibis mit röthlichem Gesichte (**Caráo**) und den **Caracara** (**Falco brasiliensis**), einen schönen Falken. Auf dem nördlichen Ufer der Lagoa vereint befanden wir uns in einer sehr unangenehmen Lage; denn unsere weidenden Maulthiere waren durch Pferde entführt worden,

*) *D. F. de Azara* voyages etc. Vol. IV. p. 345.

und wir blieben daher den ganzen Tag dem herabströmenden Regen ausgesetzt, bis gegen Abend ein Fischer erschien, der uns nach seiner Hütte führte, wo wir unsere entflohenen Thiere erwarteten. Durch ein kleines Gebüsch zogen wir jetzt bis an's Ufer des Flusses Barganza, eines Abflusses der Lagoa Feia. Hier befanden sich zwey ärmliche Fischerhütten (deren Ansicht die Vignette dieses Abschnittes in der Quart-Ausgabe gibt); in ihnen wurden wir freundschaftlich aufgenommen. Sie bestanden bloß in einem auf die Erde gestützten Dache von Rohr, und enthielten inwendig ein Paar kleine Abtheilungen; unsere zahlreiche Mannschaft konnte daher nicht unter Dach und Fach übernachten, sondern nur die an die Brasilianischen Nächte weniger gewöhnten Europäer. Wir lagen mit den beyden Fischer-Familien in den Hütten rund umher auf Stroh; in der Mitte brannte das Feuer, und man bewirthete uns mit gebackenen Fischen und Mandiocca-Mehl. Der freundliche gute Wille der guten Leute erleichterte uns die Beschwerde, und ließ uns dieses enge harte Nachtlager einiger Maßen vergessen. In der Hütte, wo ich meine Wohnung nahm, herrschte eine sehr dicke gesprächige Frau mit etwas gelber Haut und sehr leicht gekleidet, die beständig, wie die meisten Weiber der niedern Classe in Brasilien, ihre Tabakspfeife im Munde hatte. Die Brasilianer bedienen sich zum Rauchen mehr der Cygaro's, die von Papier gemacht und hinter dem Ohre getragen werden; diese Art zu rauchen haben nicht die Europäer nach Brasilien gebracht, sondern sie stammt vielmehr von den Tupinambas und andern Stämmen der Küsten-Indier her. Diese wickelten gewisse aromatische Blätter in ein größeres ein, und zündeten dieß an dem einen Ende an *). Die bey den Fischern, so wie in ganz Brasilien, besonders bey den Negern und andern Leuten der ärmeren Classe gebräuchlichen Pfeifen, haben einen kleinen Kopf von schwärzlichem gebranntem Thone, und ein dünnes glattes Rohr von dem Stängel eines hochsteigenden Farnkrautes (Samambaya), der Mertensia dichotoma. Meistens ist indessen unter allen Classen der Einwohner Brasiliens das Schnupfen des Tabaks noch weit beliebter als das Rauchen; denn der ärmste Sclave hat seine Tabaksdose, gewöhnlich von Blech oder von Horn, oft ist es nur ein bloßer Abschnitt eines Kuhhornes mit einem Pfropfe.

Als kaum der Tag in unsere mit Menschen angefüllten Hütten hinein blickte, sagten die Fischer schon eifrig ihr Morgengebeth her, und badeten dann ihre Kinder in lauwarmem Wasser; ein unter den Portugiesen gewöhnlicher Gebrauch, worauf die Kleinen sich mit

*) *Jean de Lery*, voyage etc. pag. 189.

Ungeduld zu freuen schienen. Nach diesem breitete man Rohrmatten vor der Hütte aus, der gekochte Fisch ward herbey gebracht, und wir Alle setzten uns zum Frühstücke auf die Erde nieder. Nachdem wir uns mit Nahrung gestärkt hatten, bereiteten die Fischer ihre Canoe zu, um ihre Maulthiere schwimmend über den Barganza zu führen, der hier bey den Hütten mit großen Rohrgehägen angefüllt ist. Tausende von Wasservögeln, besonders Reiher, Cormorane, Wasserhühner, Taucher u. s. w. nisten darin, auch zeigen sich zuweilen die schönen rothen Löffelreiher. Unter den Fischern, die unsere Tropa übersetzten, zeichnete sich ein alter Mann mit einem langen Barte und einem Säbel an der Seite, besonders aus; ein jüngerer bestieg sein kleines Pferd, und versprach uns den Weg durch die überschwemmten Wiesen zu zeigen. Sein Anzug war originell; er trug eine kleine Nebelkappe von Tuch, einen kurzen Rock, und Hosen, welche ihm die Knie bloß ließen, und Sporne an den unbekleideten Füßen. Übrigens war dieses Männchen sehr gutmüthig und gefällig; denn es ritt in den zum Theile hoch überschwemmten Wiesen stets voran, und suchte nicht ohne Gefahr den besten Weg, welcher dennoch unsern Maulthieren zum Theile so sauer wurde, daß wir die gegründetste Besorgniß haben mußten, unser Gepäck in's Wasser fallen zu sehen. Diese weiten Wiesen wurden jedoch unter einem heftigen Platzregen endlich glücklich durchritten.

Wir hatten bey der isolirt gelegenen Kirche zu S. Amaro die letzte Wasserstelle im Canoe zurück gelegt, und unsere Tropa zog jetzt auf unabsehbaren grünen Ebenen fort. Diese ganze flache Gegend gehört schon zu den Ebenen der Goaytacases, welche sich bis zum Paraïba ausdehnen, und von denen die Villa de S. Salvador ihren Beynahmen dos Campos dos Goaytacases erhalten hat. Auf dem Grasboden dieser Gegend, so wie auf allen Triften der Ostküste von Brasilien wächst die Sida carpinifolia mit strauchartigem, holzigem Stamme und gelber Blume; sie wuchert sehr stark, und dient häufig einer Art von Inambú, den man hier mit dem Nahmen des Repphuhns (Perdiza) belegt, zum Aufenthalt *). Dieser noch wenig bekannte Vogel hat in der Farbe Ähnlichkeit mit unserer Wachtel, ist aber etwas größer, und hält den Hühnerhund eben so gut aus, als unser Europäisches Repphuhn, wovon ich mich öfters überzeugte. Endlich, nachdem wir dieses zu Triften geeignete Land,

*) Dieser Vogel ist von Herrn Temminck unter dem Nahmen des Tinamus maculosus beschrieben worden. S. Histoire naturelle générale des Pigeons et des Gallinaces. T. III. pag. 557.

worin auch Rindvieh in bedeutender Anzahl weidete, bis zum Abend durchritten hatten, gelangten wir nach der ansehnlichen Abtey zu S. Bento, wo wir eine lang entbehrte Ruhe und Bequemlichkeit zu finden hoffen durften. Dieses Kloster, der Abtey zu S. Bento in Rio de Janeiro gehörend, besitzt ansehnliche Güter und Ländereyen. Das Gebäude selbst ist groß, hat eine schöne Kirche, zwey Hofräume und einen kleinen Garten im Innern, in welchem von Steinen aufgemauerte Beete mit Balsaminen, Tuberosen u. s. w. besetzt sind. In dem einen der Höfe standen hohe Cocospalmen (Cocos nucifera, *Linn.*) mit Früchten beladen. Das Kloster besitzt 50 Sclaven, welche vor demselben in einem großen Quadrate ihre Hütten erbaut haben; in der Mitte des Platzes ist ein hohes Kreuz auf einem Fußgestelle errichtet. Außerdem befinden sich hier ein großes Zucker-Engenho und mehrere Wirthschaftsgebäude; ferner gehören zu diesem reichen geistlichen Gute beträchtliche Ländereyen, große Herden von Pferden und Rindvieh, und mehrere Corale und Fazenda's in der umliegenden Gegend; es erhält sogar mehrere Zuckerzehnten aus der Nachbarschaft.

Wir wurden von dem hier die Geschäfte versehenden Geistlichen, Herrn José Ignaçio de S. Mafaldas, sehr gastfreundschaftlich aufgenommen. Man wies uns unsere mit guten Betten versehene Zimmer an den langen, kühlen Gallerien des Klosters an, wo wir aus den großen Fenstern, die auch hier ohne Glas waren, die schönste Aussicht in die weite Ebene hatten. In dem untern Stockwerke des Gebäudes befand sich die Küche und Mandiocca-Fabrik, auf deren Pfannen wir unsere Sammlungen leicht trocknen konnten; dabey ließ man uns die zu unsern Arbeiten nöthige Baumwolle von den Kernen befreyen, wozu man sich überall der kleinen Maschine bedient, welche Herr Hofrath Langsdorf in seiner Reisebeschreibung bey Gelegenheit seines Aufenthaltes zu Sta. Katharina abgebildet hat. Wir benutzten die Zeit, die wir hier verweilten, so gut als möglich, und belustigten uns mit der Jagd der Änten, die hier auf den großen Sümpfen und Lagoas in unzählbarer Menge leben.

Auf unserer weitern Reise hatten wir zum Wegweiser einen Mulatten mit einem Stilett im Knopfloche, einem Säbel an der Seite und Sporen an den bloßen Füßen, wie es dort gewöhnlich ist. Er führte uns durch die große Ebene, wo von Stunde zu Stunde sich die Wohnungen vermehrten, und wo die Wagengeleise uns anzeigten, daß wir uns einer mehr bewohnten Gegend näherten. Wir sahen längs dem Wege Hecken von Agave und Mimosa, hinter ihnen blühende Orangen- und Bananenstämme, und bey den Wohnungen

die Kaffehbäume mit ihren milchweißen Blumen wie mit Schnee bedeckt; ein prachtvolles Gebüsch! Immer häufiger werden hier die Wohnungen und Fazenda's; aller Orten findet man Venda's an der Straße, wo der Eigenthümer sehr höflich die Vorbeywandernden grüßt; aber gewöhnlich nur um sie zu locken, und dann ihnen die Taschen zu leeren. Die Sonne stand noch hoch am Himmel, als wir die Villa de S. Salvador erreichten, die am südlichen Ufer des schönen Paraïba in einer angenehmen, fruchtbaren und von mannichfaltigem Grün belebten Gegend liegt. Hier hatte unser gütiger Wirth zu S. Bento uns sein Haus für die Zeit unseres Hierseyns überlassen, in welchem wir jetzt abtraten, und die ersten Zeitungen seit unserer Abreise von Rio zu sehen bekamen. Sie enthielten für uns die wichtige Neuigkeit von der Niederlage des Französischen Heeres bey Belle Alliance, woran selbst die Bewohner der Stadt den lebhaftesten Antheil genommen hatten.

V.

Aufenthalt zu Villa de S. Salvador und Besuch bey den Puris zu S. Fidelis.

Villa de S. Salvador. — Ritt nach S. Fidelis. — Die Coroados-Indier. — Die Puris.

Die Ebenen, welche sich südlich vom Flusse Paraïba ausdehnen, wurden vor Zeiten von dem wilden kriegerischen Stamme der Ütacas *) oder Goaytacases bewohnt, die Vasconcellos zu den Tapuyas rechnet, da sie eine von den Völkern der Lingoa geral verschiedene Sprache redeten. Sie zerfielen in drey Stämme: die Goaytaca assú, Goaytaca Jacorito und Goaytaca Mopi **) lebten in beständigen Feindseligkeiten unter einander, und mit allen ihren Nachbarn. Ihre Haare ließen sie, gegen die Gewohnheit der andern Indischen Stämme, lang herabhängen, zeichneten sich durch eine hellere Farbe, stärkern Körperbau und größere Wildheit vor allen ihren Blutsverwandten aus, und fochten auch tapferer im freyen Felde. Hierüber gibt uns die Lebensbeschreibung des Pater José de Anchieta Nachricht ***), wo es unter andern heißt: „Diese Leute waren die wildesten und unmenschlichsten an der ganzen Küste; sie

*) *Jean de Lery*, voyage etc. p. 45.

**) Siehe *de Vasconcellos* noticias etc. p. 39.

***) „Era esta sorte de gente a mais feros e deshumana, que havia portoda a costa, em corpos eram agigantados de grandes forças, destro em arco, inimigos de todas as nações etc." und: „O destricto que habitabam era pequeno dentro dos termos dos Rios Paraïba e Machaé etc."

hatten einen riesenmäßigen Körperbau, und besaßen große Stärke, waren geübt in der Behandlung des Bogens, und Feinde aller andern Nationen u. s. w.;" und ferner: „Der District, welchen sie bewohnten, war klein; er erstreckte sich vom Flusse Paraïba bis zum Maccahé u. s. w." Pater João de Almeida *) fand bey ihnen im Walde zu seinem großen Schrecken ein ganzes menschliches Sklett aufgestellt, wie Southey erzählt. Ihre Hütten bauten sie nach seinen Nachrichten gleich Taubenschlägen auf einem einzigen Pfahle in die Luft, schliefen bloß auf einem Haufen Blätter, und tranken kein Fluß- oder Quellwasser, sondern nur solches, welches in Gruben, die sie in den Sand gemacht hatten, sich sammelte **). Von allen Seiten führten diese drey Stämme unter einander, und mit den Europäern, so wie mit den Küsten-Indiern Krieg, besonders aber hatte die Colonie der Portugiesen am Espirito Santo sehr durch sie gelitten. Im Jahre 1630 brachte man ihnen eine sehr harte Niederlage bey ***). Späterhin wurden sie nach und nach ausgerottet oder unterjocht und entwildert, wodurch die Ansiedelungen am Paraïba entstanden, welches jetzt die reichste und blühendste Landschaft zwischen Rio de Janeiro und Bahia ist. Die ganze Gegend ist mit einzelnen Fazenda's und Pflanzungen bedeckt, und am Flusse Paraïba, der diese fruchtbare Ebene durchschneidet, erhebt sich am südlichen Ufer, etwa 8 Stunden von der See, eine beträchtliche Villa, welche den Nahmen einer Stadt (Çidade) verdient. Villa de S. Salvador dos Campos dos Goaytacases zählt etwa 4 bis 500 Einwohner, der ganze District soll ungefähr eine Bevölkerung von 24,000 Seelen haben. Sie heißt gewöhnlich bloß Campos, ist ziemlich gut gebaut, mit regelmäßigen, großen Theils auch gepflasterten Straßen, und netten, freundlichen Häusern, worunter einige von mehreren Stockwerken sind. Es sind hier die nach alt Portugiesischer Art mit hölzernen Gitterwerken verschlossenen Balkons noch üblich. In der Nähe des Flusses befindet sich ein Platz, auf welchem das öffentliche Gebäude erbaut ist, worin die Sitzungen der Stadtgerichte gehalten werden, und in welchem sich auch die Gefängnisse befinden. In dieser Stadt sind 7 Kirchen, 5 Apotheken und 1 Hospital, wo sich etwa 20 Kranke befanden. Ein Chirurgus versieht das Lazareth; übrigens soll diese Gegend einige bessere Ärzte besitzen, als man sie in den andern

*) Siehe Lebensbeschreibung des Pater João de Almeida.
**) *Souther's* history of Brazil. V. II. p. 665.
***) Ibid. p. 666.

Districten dieser Küste antrifft, wo man eine Vertrauen verdienende ärztliche Hülfe leider öfters vergeblich sucht. Die Stadt liegt sehr angenehm, dehnt sich längs dem Ufer des schönen Paraïba aus, und gewährt einen angenehmen Anblick, besonders wenn man sie von dem Wege am Flusse abwärts betrachtet. Überall herrscht Leben an dem Ufer, und eine regsame, mehrentheils farbige Menschenmenge wird hier in Handels- und andern Geschäften umher bewegt. In Campos wird mit mancherley Producten ein ziemlich beträchtlicher Handel getrieben, besonders aber erzeugt die Gegend am Paraïba aufwärts eine große Menge Zucker, so wie auch an dem kleinen Flusse Muriähé, der an der nördlichen Seite, S. Salvador gegenüber, in den Paraïba fällt, bedeutende Zucker-Engenhos gefunden werden. Kaffeh, Baumwolle und alle andere Producte gedeihen vortrefflich, und selbst Europäische Gemüse sieht man auf den Märkten. Das Haupterzeugniß indessen ist Zucker und der daraus bereitete Branntwein. Unter den Bewohnern sind reiche Leute, welche ihre Zucker-Engenhos in der Nähe des Flusses zum Theile mit 140 und mehreren Sclaven betreiben; man gewinnt außer dem Branntweine auf solchen Werken 4 bis 5000 Arroben Zucker in Einem Jahre. Schon denkt man an Verbesserungen der Fabrikatur, und ist im Begriffe Dampfmaschinen anzuwenden. Das Engenho des Herrn Capitam Netto Fiz, welcher uns viele Höflichkeiten erwies, ist sehr schön und zweckmäßig eingerichtet; seine Zuckerpflanzungen sind beträchtlich, und er besitzt außer demselben noch zwey andere Fazenda's am Muriähé. In diesem Districte am Paraïba und Muriähé zählte man im Jahre 1801 schon 280 Engenhos, worunter sich 89 größere, sehr einträgliche befanden *). Man findet in der Stadt schon einen bedeutenden Grad von Luxus, besonders im Anzuge, worauf die Portugiesen viel verwenden. Reinlichkeit und Nettigkeit ist diesem Volke, selbst den niedern Ständen, in Brasilien wenigstens, allgemein eigen. Besucht man aber die innern Gegenden des Landes, oder die weniger bedeutenden Villa's, so wird man allgemein die Bemerkung machen, daß die Pflanzer bey ihren alten Gewohnheiten stehen bleiben, ohne im geringsten auf Verbesserung ihrer Lage zu denken. Man findet da reiche Leute, die in einem Jahre mehrere mit Gütern beladene Tropa's nach der Hauptstadt senden, die vielleicht 1000 oder 1500 Stück Ochsen dahin verkaufen, und deren Hütten dennoch schlechter sind, als die unserer ärmsten Deutschen Bauern; niedrig, nur einstöckig,

*) Corografia brasilica T. II. p. 47.

aus Lehm aufgeführt und selbst nicht einmahl weiß angestrichen; nach einem ähnlichen Maßstabe ist die ganze übrige Lebensart eingerichtet; Reinlichkeit im Anzuge wird aber selten vermißt. Viehzucht soll die Gegend am Paraïba nicht hinlänglich besitzen, obgleich sich diese Ebenen doch so vorzüglich hierzu eignen; man zieht einige Maulthiere, die aber nicht so stark und schön sind, als die von Minas Geraës und Rio Grande. Schafe und Ziegen sind klein, und die Schweine gedeihen nicht so gut als in andern Gegenden. Ich hatte Campos dos Goaytacases besucht, nicht um statistische Nachrichten über diese Gegend zu sammeln (in Hinsicht deren ich auf andere Werke verweisen muß), sondern um die Völker- und Naturmerkwürdigkeiten der Gegend kennen zu lernen. Da ich diesen Zweck hier bald erreicht hatte, so war mein Aufenthalt nur von kurzer Dauer, und wir eilten, die für uns interessanteste Seltenheit am Paraïba, nähmlich einen in der Nähe wohnenden Stamm noch roher, wilder Tapuyas zu besuchen.

Der Oberst Manuel Carvalho dos Santos, Commandant des Districtes von S. Salvador und Chef des hiesigen Landmiliz-Regiments, hatte uns zuvorkommend empfangen; als wir ihm den Wunsch äußerten, die Mission von S. Fidelis, höher oben am Paraïba, zu besuchen, so hatte er die Güte, uns einen Officier mit einem Soldaten als Führer zu geben. Wir richteten uns schnell zu jener interessanten Reise ein, und verließen am 7. October mit Zurücklassung unseres Gepäckes S. Salvador.

Der Paraïba entspringt in der Capitania von Minas Geraës, fließt zwischen der Serra dos Orgâos und der von Mantiqueira in östlicher Richtung herab, und ist schon auf der kleinen Karte angemerkt, welche der Engländer Mawe von seiner Reise nach Tejuco gegeben hat. Er nimmt mehrere Nebenflüsse, den Parahibuna, Rio Pomba und andere auf, und durchströmt die großen Urwälder zwischen gebirgigen Ufern, bis er endlich, seiner Mündung nahe, in die Ebenen der Goaytaca-Indier tritt. Hier ist jetzt Alles bebaut und belebt; aber wenn man über diese Ebenen hinauf steigt, in jene großen Wälder, so sind die Ufer des Paraïba noch von Urvölkern bewohnt, die man nur zum Theile entwildert und angesiedelt hat. Unser Weg führte anfangs längs dem Flusse hin, dessen Ufer herrliche Gebüsche von Mimosen, Bignonien und dergleichen zieren. Nahe bey der Stadt stehen einzelne hohe Cocospalmen, dann folgen schöne Wiesen und Gebüsche mit einzelnen Fazenda's. Der Anblick des schönen Flusses ward uns bald entzogen, da unser Weg von ihm abführte. Auf den Triften fanden wir häufig in Gesellschaft des Madenfressers (Crotophaga Ani,

Linn.) den gefleckten Guckgück (Cuculus Guira, *Linn.*) oder Annú branco der Portugiesen, welcher in seiner Lebensart und Gestalt die größte Ähnlichkeit mit dem Madenfresser hat. Dieser Vogel, welcher von Azara mit dem Nahmen Piririgua belegt wird, ist in der Gegend von Campos noch nicht lange bekannt, und soll sich erst seit wenigen Jahren aus dem Hochlande von Minas herab in diesen tiefern Ebenen an der See eingefunden haben. Wir hatten häufig Gelegenheit uns über die Schönheit und Fruchtbarkeit dieses Landstriches zu erfreuen. Man sieht eine Reihe von großen Fazenda's am Ufer des Flusses; weite Zuckerpflanzungen wechseln in den lebenvollen Ebenen mit ausgedehnten Triften ab. Schönes großes Rindvieh und Pferde weiden daselbst in Menge, so wie auch einige Maulthiere. In der Nähe mehrerer Wohnungen bewunderten wir auf einer Wiese einen jener colossalen wilden Feigenbäume, Figueiras der Portugiesen, die zu den angenehmsten Geschenken der Natur für die heißen Länder gehören; der Schatten eines solchen prachtvollen Baumes erquickt den Wanderer, wenn er sich unter seinen unglaublich weit ausgedehnten Ästen mit dunkelgrünem glänzenden Laube lagert. Die Feigenbäume aller heißen Länder werden gewöhnlich sehr dick, und breiten eine colossale Krone mit äußerst starken Ästen aus. Ich habe sie in Brasilien wirklich majestätisch gefunden; dennoch kam keiner im Umfange seines Stammes dem berühmten Drachenbaume von Orotava gleich, welcher nach von Humboldt's Messung 45 Fuß im Umfange hatte. In den oberen Zweigen jenes Feigenbaumes fanden wir das merkwürdige Nestchen des kleinen grünen Plattschnabels mit gelbem Bauche (Todus); es war kugelförmig aus Wolle erbaut, oben verschlossen und hatte einen engen Eingang. In Brasilien bauen weit mehrere Vögel dergleichen verschlossene Nestchen als bey uns, wahrscheinlich weil es hier mehr Feinde für die zarten Jungen gibt.

Einige Stunden von S. Salvador fangen die Gebirge an sich zu erheben, und jenseits der Zuckerfelder sahen wir schon in der Ferne die hohen Urwaldungen. In dem Walde bemerkt man rothe Flecken, welche bloß durch das junge Laub des Sapucaya-Baumes entstehen, das beym Hervorbrechen im Frühjahre von rosenrother Farbe ist. Es war nun die günstigste Jahreszeit zum Reisen gekommen; denn alles zeigte sich im lieblichsten Farbenspiel des zarten Laubes; frisches Grün erheiterte überall die Landschaft, dabey behagte die angenehme Temperatur der Luft uns nicht an große Hitze gewöhnten Nordländern ungemein. Nach etwa drey Stunden Weges näherten wir uns dem Ufer des Paraïba wieder, und wurden durch seine Schönheit an dieser Stelle sehr überrascht. Drey

Inseln, zum Theil mit hohem altem Walde bewachsen, unterbrechen seinen Spiegel. Der dem Deutschen Rheine an Breite nichts nachgebende Strom gleitet schnell dahin, und an seinen Ufern wechseln auf grünen Hügeln Waldungen und Gebüsche mit großen Fazenda's ab, deren breite rothe Ziegeldächer gegen das grüne Laub freundlich abstechen, und um welche die Hütten der Neger kleine Dörfer bilden; (die Vignette, welche in der Quart-Ausgabe diesem Abschnitte beygefügt ist, gibt die Ansicht von einem der kleinern dieser Landhäuser.) Die Seitenthäler zwischen den Hügeln des Ufers sind mit Sümpfen angefüllt, worin eine hochstämmige Art von Trompetenbaum (Bignonia) häufig den traurigen Anblick eines verdorrten Waldes hervorbringt. Stamm und Äste haben eine hell-aschgraue Farbe, und ein dünnes, dunkelbraun-grünes Laub gibt ihm ein sehr düsteres, todtes Ansehen, um so mehr, da er immer in Massen zusammen gehäuft steht; die Blume ist übrigens schön, groß und von weißer Farbe. Andere schöne Gewächse sind hier in Menge, unter andern eine baumartige Cleome *), mit sehr großen, schönen, weiß und rosenrothen Blumenbüscheln dicht übersäet; am Wege rankten hochgelbe und weiße Bignonien, und die Gebüsche am Ufer zierten die aufrecht stehenden Gesträuche der Allamanda cathartica, *Linn.*, mit ihren großen hochgelben Blüthen.

Als wir etwa die Hälfte unsers Weges zurückgelegt hatten, brachte uns unser Führer in eine benachbarte Fazenda, wo der Hausherr, ein Capitam, uns sehr gastfreundschaftlich zum Mittagsessen einlud. Vor seinem Hause, das von einer sanften Anhöhe die schönste Aussicht auf den Fluß hatte, stand einer jener herrlichen Trompetenbäume (Bignonia), Ipé amarello genannt, mit großen gelben Blumen überdeckt, die vor dem Laube ausbrechen; sein Holz ist sehr fest und läßt sich gut verarbeiten. Am Nachmittage setzten wir unsere Reise weiter fort; allein jetzt traf uns ein heftiges Gewitter, wodurch der schöne Weg uns etwas unangenehm wurde. Wir erstiegen am Ufer des Flusses einen steilen Berg, den Morro de Gambá, ritten auf dessen Rücken durch einen dichten Wald, und wurden, als wir in's Freye traten, von einer prachtvollen Aussicht auf den Fluß hinab überrascht. In den hohen zackigen Waldkuppen zeichnet sich besonders das merkwürdig gebildete Felsengebirge Morro de Sapateira aus, dessen Contrast mit den grünen anmuthigen Hügeln, auf welchen die Bewohner ihre lachenden Ansiedelungen erbaut haben, den Reitz dieser Landschaft erhöhte.

*) Cleome arborea. Schrader a. a. O. Seite 707.

Unmittelbar zu unsern Füßen unter einer steilen Bergwand befand sich am Ufer des Flusses ein kleiner flacher Wiesenboden, wo unter hohen Cocos-Palmen einige Wohnungen eine allerliebste Gruppe bildeten. Der schmale Weg läuft hoch an jener Bergwand hin, und senkt sich dann wieder in's Thal hinab, wo man bey jeder Fazenda durch die herrlich duftenden Blumen der Orangengebüsche erfreut wird. Wir erreichten einen mit Rohr und der grauen weißblühenden 20 bis 30 Fuß hohen Bignonia bewachsenen Sumpf; auf den Stämmen der letztern hatten sehr viele Nachtreiher (Ardea Nycticorax *)) ihre Nester erbaut. Dieser Reiher gleicht unserm Deutschen Nycticorax sehr, nur ist er ein wenig größer; er scheint daher derselbe Vogel zu seyn. Man sah auf jedem Neste Alte und Junge beysammen stehen und neugierig die Fremdlinge beschauen; unsere Jäger schossen mehrere derselben, konnten ihrer aber in dem grundlosen Bruche nicht habhaft werden. Diese Brüche sollen eine Menge Jacaré's (Crocodilus) ernähren, von denen wir hier jedoch keine zu sehen bekamen. Nachdem wir eine angenehme abwechselnde Gegend zurückgelegt hatten, kamen wir zur Fazenda do Collegio, wo es anfing Nacht zu werden; wir erreichten indessen noch vor völliger Dunkelheit den kleinen Rio do Collegio, welchen wir passieren mußten. Auf einer steilen, vom Regen völlig schlüpfrigen Abfahrt rutschten unsere Pferde und Reitthiere auf der Krupe bis zum Wasser hinab, ja einige fielen über und über; doch passierten wir Alle glücklich, wiewohl stark durchnäßt, den tiefen, reißenden Bach. Man tritt nun bald in einen finstern, dichten Urwald am Ufer des Flusses, der bis S. Fidelis anderthalb Stunden weit anhält. Es war jetzt finstere Nacht und der Pfad sehr schmal, oft über dem steilen Flußufer unmittelbar erhaben, sehr uneben, mit dürrem Holze und umgefallenen Bäumen versperrt. Der vorreitende, des Weges kundige Soldat stieg mit unsern Leuten häufig vom Pferde, um Hindernisse aus dem Wege zu räumen, und wir mußten bedeutende Strecken hindurch die Pferde am Zügel leiten; endlich stellte sich uns gar eine steile, tiefe Schlucht entgegen, über welche ein-

*) Der Brasilianische Nachtreiher hat alle Kennzeichen unsers Deutschen Vogels, selbst Füße, Schnabel und Iris eben so gefärbt; bloß in der Größe findet sich scheinbar ein kleiner Unterschied, indem der Europäische Vogel auf 20 Zoll Länge angegeben wird, wo ich den Brasilianischen 24 Zoll 10 Linien lang fand. Diese Verschiedenheit des Maßes gibt keinen hinlänglichen Grund, um beyde Vögel zu verschiedenen Arten zu machen, besonders da dieser Nachtreiher auch in Nord-Amerika vorkommt.

schmaler Steg von drey abgehauenen Baumstämmen führte; man hatte Querreifen eingehauen, um den Hufen der Thiere einen Halt zu geben; dennoch aber glitten sie häufig aus, und es fehlte wenig, daß nicht einige derselben hinabstürzten. Mit etwas Geduld besiegten wir indessen auch dieses Hinderniß glücklich. Im Dunkel des Urwaldes funkelten eine Menge umherfliegende Insecten; die Nachtschwalbe (Caprimulgus) rief, große Cicaden (Cigarras) ließen sich außerordentlich weit vernehmen, und das sonderbare Geschrey einer Schaar Frösche schallte durch die einsame nächtliche Wildniß. Wir erreichten endlich eine ebene Wiese am Ufer des Flusses, und befanden uns plötzlich zwischen den Hütten der Coroados-Indier zu S. Fidelis. Unser Führer ritt sogleich vor die Wohnung des Geistlichen, Herrn Pater João, und ließ denselben durch einen seiner Sclaven um ein Nacht-Quartier ersuchen; allein wir wurden mit kurzen Worten abgewiesen, und alle weiteren Versuche schlugen fehl. Ohne die Güte des Herrn Capitam, in dessen Hause wir uns am Mittage so wohl befunden hatten, würden wir hier sicher unter freyem Himmel haben campiren müssen. In dem leerstehenden, von allen Geräthschaften ganz entblößten Hause dieses Mannes, fanden wir eine Schlafstätte; wir befestigten unsere Netze, und ruheten recht sanft.

S. Fidelis, am schönen Ufer des hier ziemlich breiten Paraïba, ist eine Mission, ein Dorf der Coroados- und Coropo-Indier, und ward vor etwa 30 Jahren von einigen Kapuziner-Mönchen aus Italien angelegt. Damahls waren hier nur vier Missionäre, von welchen der eine noch jetzt als Geistlicher sich hier befindet; ein zweyter lebt in seiner Mission zu Aldea da Pedra, 7 bis 8 Legoas höher aufwärts am Flusse; die beyden andern sind gestorben. Die hier lebenden Indier gehören zu den Stämmen der Coroados, Coropos und Puris, von welchen die letztern noch jetzt wild und frey zwischen dem Meere und dem nördlichen Ufer des Paraïba in den großen Wildnissen umherziehen, und sich westlich bis zum Rio Pomba in Minas Geraës ausbreiten *). S. Fidelis gegenüber zeigen sie sich zwar jetzt friedlich, aber weiter oben zu Aldea da Pedra haben sie noch kürzlich mit den Coroados Krieg geführt. Eigentlich ist der Hauptwohnsitz dieser beyden Stämme Minas Geraës; sie dehnen sich aber bis hierher an

*) Die Corografia brasilica T. II. p. 59 schildert den Zustand der Puris am untern Paraïba nicht richtig; denn nach ihr sollen diese Wilden hier schon in einigen Dörfern vereint leben, welches ungegründet ist.

den Paraiba und die Seeküste aus. Auf dem rechten oder südlichen Ufer des Flusses wohnen die Coroados, und zu S. Fidelis auch einige Coropos, welche nun alle civilisirt, das heißt, angesessen sind. Ihr Revier erstreckt sich längs dem südlichen Ufer des Paraiba bis hinauf zum Rio Pomba; dort am linken Ufer des letztern Flusses sind sie zwar noch im rohen Naturzustande, bauen aber dennoch bessere Hütten als die Puris, mit denen sie im Kriege leben, und von welchen sie gefürchtet werden sollen. Herr Freyreiß hatte sie auf seiner frühern Reise in Minas besucht, und sie nicht mehr völlig wild, dennoch aber in einem rohern Zustande als ihre Landsleute am Paraiba gefunden *). Diese Indier sind, wie gesagt, jetzt beynahe alle angesessen, die Coropos sämmtlich, die Coroados größten Theils; doch haben sie kaum angefangen ihre wilden rohen Sitten, Gebräuche und Gesinnungsart abzulegen; denn nur vier Wochen vor unserer Ankunft hatten die letztern zu Aldea da Pedra auf einem ihrer Streifzüge einen Puri erschossen, und deßhalb mehrere Tage hinter einander Freudenfeste gefeyert. Dennoch sind ursprünglich diese drey Stämme mit einander verwandt, wovon die Ähnlichkeit ihrer Sprachen zeugt **). Sie bauen Mandiocca, Mays, Bataten, Kürbisse und dergleichen mehr; dabey sind sie geborne Jäger, und wissen ihre starken Bogen und Pfeile sehr gut zu gebrauchen.

Kaum war der neue Tag angebrochen, so verfügten wir uns in die den Coroados und Coropas von den Missionären erbauten Hütten. Wir fanden diese Menschen noch sehr originell, von dunkelbrauner Haut, völlig nationaler Gesichtsbildung, sehr markirten Zügen und rabenschwarzem Haare. Ihre Häuser sind recht gut und geräumig, von Holz und Lehm erbaut, und mit Dächern von Palmblättern und Rohr gedeckt, wie die der Portugiesen. Man sieht darin die aufgehängten Schlafnetze und in der Ecke Bogen und Pfeil angelehnt; ihr übrigens sehr einfacher Hausrath besteht in selbst verfertigten Töpfen, Schüsseln oder Schalen (Cuia's) von Kürbissen und dem Kalebassenbaum (Crescentia Cuiete, *Linn.*).

---

*) S. v. Eschwege's Journal von Brasilien. Heft I. S. 119.

**) Ibid. S. 159. Die Corografia sagt: Die Coroados seyen Abkömmlinge der alten Goaytacases (T. II. p. 53.); dieses ist aber unwahrscheinlich, da die letztern ihre Haare lang herabwachsen ließen, und die Coroados in früheren Zeiten ihren Nahmen von dem unter ihnen üblichen Gebrauche erhielten, dieselben in eine kleine Krone zu verschneiden.

Tragkörben (Panacum) von Palmblättern geflochten, und wenigen andern Sachen. Ihre Kleidung besteht in weißen Hemden und Beinkleidern von Baumwollenzeug; an Sonntagen aber sind sie besser gekleidet; man unterscheidet sie alsdann nicht von der ärmern Classe der Portugiesen; doch auch dann gehen die Männer oft noch mit bloßem Kopf und barfuß; die Weiber hingegen sind schon eleganter, tragen zuweilen einen Schleyer und putzen sich gern. Alle sprechen Portugiesisch, unter sich aber gewöhnlich ihre National-Sprache. Die Sprachen der Coroados und Coropos sind sehr nahe mit einander verwandt, auch verstehen beyde mehrentheils die Puris. Unser junger Coropo, Francisco, redete alle diese Sprachen. Die Verschiedenheit derselben unter den mancherley Stämmen der Brasilianischen Urvölker ist ein interessanter und näherer Untersuchung würdiger Gegenstand. Beynahe alle Stämme der Tapuyas haben besondere Mundarten. Man hat aus einzelnen Wortähnlichkeiten in den mancherley Sprachen auf ihre Abstammung von Europäischen Völkern schließen wollen, doch wohl mit Unrecht; Papa, Mama, heißt zwar unter den Cambevas oder Omaguas *) eben das, was es bey uns bedeutet, und das Wort Ja soll in der Coropo-Sprache dieselbe Bedeutung haben, als bey uns; aber außer diesen unbedeutenden und zufälligen Übereinstimmungen findet nicht die geringste Ähnlichkeit zwischen jenen Sprachen und den Europäischen Statt. Die eigenthümlichen Waffen, worauf die Coroados noch viel halten, bestehen in Bogen und Pfeilen, welche von denen der Puris nur in einigen geringen Nebendingen abweichen. Die Befiederung dieser Pfeile nehmen sie größten Theils von den schönen rothen Araras (Psittacus Macao, *Linn.*), die höher oben am Paraïba zu Aldea da Pedra schon gefunden werden. In dieser Waffe sind sie, wie alle ihre Stammverwandten, sehr geübt, und beschäftigen sich häufig in den großen, schon vor ihren Hütten anfangenden Wäldern, mit der Jagd. In der Corografia brasilica wird gesagt **), daß immer viele Familien der Coroados in Einem Hause vereint wohnen, welches ich auf ein Paar einschränken muß. Ehemahls begrub dieses Volk seine verstorbenen Anführer in länglichen irdenen Gefäßen, die man Camucis nannte, und zwar in sitzender Stellung; früh, wenn

---

*) Siehe *de la Condamine* voyage etc. p. 54. Selbst bey unsern Antipoden, den Neu-Seeländern, nennen die Kinder ihren Vater Pah-pah; siehe *Dav. Collin's* accomnt of the English Colony in New-South-Wales. London 1798. 4. p. 535.

**) Siehe Corografia brasilica. T. II. p. 54.

der Tag anbrach, badeten sie sich; allein diese Gebräuche haben sie schon verlassen.

Da der Tag nach unserer Ankunft zu S. Fidelis ein Sonntag war, so wohnten wir Morgens der Messe in der Klosterkirche bey, wo die Bewohner der umliegenden Gegend sich zum Theil aus Neugierde eingefunden hatten, um die fremden Gäste zu beschauen. Herr Pater Joâo hielt eine lange Predigt, wovon ich nicht ein Wort verstand. Nachher stiegen wir in dem unbewohnten Kloster umher und besahen seine Merkwürdigkeiten. Die Kirche ist groß, hell und geräumig, und von Pater Victorio, der erst vor ein Paar Monathen gestorben ist, ausgemahlt. Dieser Kapuziner-Missionär hatte thätig für das Wohl der Indier gearbeitet, und lebte in sehr günstigem Andenken, da man hingegen den jetzigen Geistlichen nicht so sehr zu lieben schien; die Indier hatten ihn schon einmahl fortgejagt, weil er, wie sie sagten, ihnen keine Lehren geben könne, indem er schlechter sey als sie selbst. Die Mahlerey im Innern der Kirche kann zwar nicht schön genannt werden, ist aber doch leidlich, und für diese abgeschiedene, wenig besuchte Gegend eine große Zierde, die den Fremden angenehm überrascht. Hinter dem Altare stehen die Nahmen der vier Missionäre angeschrieben; an der Seite sind eine Menge Votiv-Tafeln aufgehangen, unter andern ein Gemählde, worauf ein Sclave abgebildet ist, dessen Arm zwischen die Walzen einer Zuckermühle gerathen war, die, als der Neger in der Angst seines Herzens einen Heiligen anrief, augenblicklich stille stand *). Der Fall, daß der Arm eines arbeitenden Sclaven zwischen die Walzen eines Zuckerwerkes kommt, ereignet sich leider nur zu oft, da diese Menschen nachlässig und unvorsichtig sind. Das Kloster ist zwar nicht groß, hat aber doch eine ziemliche Anzahl heller freundlicher Zimmerchen und einen niedrigen Thurm; für die Mühe, ihn auf halb zerstörten Treppen erstiegen zu haben, lohnte uns die angenehme Aussicht auf das wild-schöne Thal. (Eine Ansicht dieser Kirche und eines Theiles des Dorfes S. Fidelis mit den umgebenden bergigen Urwäldern, gibt die erste Platte in der Quart-Ausgabe).

Hier in dem geräumigen Kloster hätte uns Pater Joâo gestern sehr leicht eine gute Wohnung anweisen können; aber seine Unart ging so weit, daß er uns sogar die Mittheilung einiger Lebensmittel verweigert hatte. Als er am Morgen erfuhr, daß unsere Pässe sehr gut und für uns günstig eingerichtet seyen, hielt er es doch für rathsam, etwas höflicher zu seyn, und ließ uns daher einen

*) Koster erzählt von ähnlichen Fällen Seite 348.

Hammel aus seiner Herde anbiethen, den wir denn auch zu unserm Frühstücke kauften. Nach der Messe redete er uns an, und wir schlossen einen Frieden mit ihm, der allen Feindseligkeiten ein Ende machte. Die Bewohner von S. Fidelis hatten sämmtlich die Geschichte unserer Ankunft vernommen, und äußerten laut ihr Mißfallen über das Betragen des Herrn Pfarrers.

Unsere wichtigste Angelegenheit war nun, die Bekanntschaft mit den rohen Puris in ihren Urwäldern zu machen. Wir begaben uns deßwegen auf das gegenüber liegende Ufer des Paraïba, wo wir auf der Fazenda eines Herrn Furriel (Furier) eine sehr gute Aufnahme fanden. Der Hausherr sendete sogar seinen Bruder in den Wald zu den Puris, und ließ ihnen sagen, daß Fremde angekommen seyen, die sie zu sprechen wünschten. Diese Einladung, die er an die Wilden ergehen ließ, war ein bedeutendes Opfer, das er der Gefälligkeit für uns brachte; denn diese Leute bringen ihm nicht allein keinen Nutzen, sondern selbst bedeutenden Schaden; sie lassen sich, wenn man sie friedlich behandelt, in der Nähe der Pflanzungen nieder, benutzen aber alsdann auch die Erzeugnisse derselben, als wenn diese für sie selbst angelegt wären, und berauben oft sogar die Neger, die in der Nähe der Pflanzungen in den Waldungen Geschäfte haben, ihrer Hemden und Beinkleider.

Diese Horde von Puris *) hält sich erst seit kurzer Zeit so nahe bey S. Fidelis auf, und man glaubt, sie gehöre zu denen, welche sich an der Seeküste bey Muribecca feindlich zeigen. So viel ist gewiß, daß sie die Nachricht von einem durch ihre Leute an der Seeküste verübten Morde hier zu S. Fidelis in möglichst kurzer Zeit gehabt haben, welches ihren sehr nahen Zusammenhang quer durch die Urwälder hindurch beweiset; auch sollen sie von der Seeküste bis nach Minas hinauf beständig ihre Verbindung unterhalten **).

Die Lage der Fazenda an dem schönen Paraïba, der hier an manchen Stellen die Breite unsers Rheines hat, war sehr angenehm. Dichte, finstere hohe Urwälder wechseln mit freundlich grünen Hügeln ab, welche die Ufer einfassen, und auf denen man

*) Den Nahmen Puris oder Purys erklärt Herr v. Eschwege in seinem Journal von Brasilien. Heft I. Seite 108.

**) In Minas sind sie noch zahlreich; man hat sie dort verpflanzen und zu Sclaven machen wollen, um sie zu civilisiren, aber diesen Endzweck gänzlich verfehlt. Siehe v. Eschwege's Journal u. s. w. Heft I. S. 98.

viele Fazenda's erblickt; an einigen Stellen sind diese wild-romantischen Urwaldungen selbst am Ufer weit ausgedehnt und erstrecken sich überall ununterbrochen in's Land hinein; von den höheren Bergketten herab sieht man finster-schauerliche Thäler die Wildniß durchschneiden, die dunkel und dicht mit hohen Riesenstämmen angefüllt sind, und deren Ruhe nur selten durch den Tritt des einsam schleichenden Puri unterbrochen wird. Hinter der Fazenda erstiegen wir einen felsigen Hügel, und hatten dort eine himmlisch-schöne, obgleich schauerliche Aussicht in die große ernste Wildniß. Kaum hatten wir den übrigen Theil der versammelten zahlreichen Gesellschaft unten am Fuße der Höhe wieder erreicht, als wir aus einem kleinen Seitenthale die Wilden hervortreten und auf uns zukommen sahen. Es waren die ersten dieser Menschen, die wir erblickten; unsere Freude über ihre Erscheinung war so groß wie unsere Neugierde. Wir eilten ihnen entgegen, und überrascht von der Neuheit des Anblickes, standen wir vor ihnen. Fünf Männer und drey bis vier Weiber mit ihren Kindern hatten die Einladung, uns zu sehen, angenommen. Sie waren alle klein, nicht über 5 Fuß 5 Zoll hoch, die Meisten unter ihnen waren breit und untersetzt, so auch die Weiber *). Mit Ausnahme einiger Wenigen, welche Tücher um die Hüften gebunden hatten, oder kurze Beinkleider trugen, die sie von den Portugiesen erhalten hatten, waren sie völlig nackt. Einige hatten den ganzen Kopf geschoren, den Andern hing ihr natürlich starkes rabenschwarzes, nur über den Augen und im Genicke abgeschnittenes Haar gerade bis in den Nacken herunter. Bart und Augenbraunen hatte ein Theil von ihnen abgeschoren; im Allgemeinen haben sie wenig Bart; bey den Meisten bildet er nur einen dünnen Kranz um den Mund herum, und hängt unter dem Kinne etwa drey Zoll lang nieder **). Einige hatten sich auf Stirn und Backen runde, rothe Flecken mit Urucú (Bixa Orellana, *Linn.*) gemahlt, auf der Brust und an den

*) Unter allen Stämmen der Ostküste, welche ich sah, muß ich die Puris für die kleinsten halten. Nach Herrn Freyreiß sollen in der Capitania von Minas Geraës diese Menschen viel stärker gebaut seyn als die Coroados. Diese Beobachtung fand ich zu S. Fidelis nicht bestätiget; denn die Letztern waren dort in der Mehrzahl größer und stärker von Körperbau. Siehe v. Eschwege's Journal Heft I. Seite 205.

**) Viele Schriftsteller haben sehr geirrt, wenn sie die Amerikaner bartlos nannten, obgleich ihr Bart gewöhnlich dünn und schwach ist. Am Sypotuba soll ein durch stärkern Bart sich auszeichnender Stamm der Urbewohner gelebt haben, welche die Portugiesen daher Barbados nannten.

Armen dagegen hatten Alle blauschwarze Streifen, mit dem Safte der Genipaba-Frucht (Genipa americana, *Linn.*) gemacht; dieses sind die beyden Farben, welcher alle Tapuyas sich bedienen. Um den Hals oder über die Brust und eine Schulter hatten sie Schnüre von aufgereihten harten schwarzen Beeren, in deren Mitte vorn Eckzähne von Affen, Unzen, Katzen oder andern Raubthieren angereiht waren; auch trugen Manche unter ihnen diese Schnüre ohne Zähne. Figur 5 in der Quart-Ausgabe auf der 12. Tafel stellt ein solches Halsband vor, und Figur 6 eine andere Art dieses Putzes, welche von der abgezogenen Rinde gewisser Pflanzen-Auswüchse, wahrscheinlich den Dornen eines Strauches, zusammen gesetzt ist *). In der Hand führen die Männer ihre langen Bogen und Pfeile, die sie auf Verlangen sogleich, so wie alle ihre Habseligkeiten, gegen Kleinigkeiten vertauschten. Wir empfingen diese merkwürdigen Menschen sehr freundlich. Zwey von ihnen waren als Kinder unter den Portugiesen aufgezogen worden, und redeten daher die Sprache derselben ein wenig; — dadurch sind sie den Fazenda's oft von großem Nutzen. Man schenkte ihnen Messer, Rosenkränze, kleine Spiegel u. s. w., und theilte einige Bouteillen Zuckerbranntwein unter sie aus, wodurch sie äußerst fröhlich und zutraulich wurden. Jetzt kündigten wir ihnen auf morgen früh unsern Besuch in ihren Wäldern an, wenn sie uns gut aufnehmen wollten; hierauf, und als wir ihnen angenehme Geschenke mitzubringen versprachen, schieden sie sehr vergnügt von uns, und eilten unter lautem Rufen und Gesang in ihre Wildniß zurück. Kaum hatten wir am Morgen das Haus verlassen, so erblickten wir auch schon die Indier, wie sie aus ihrem Waldthale hervorkamen. Wir sprengten ihnen entgegen, bewirtheten sie sogleich mit Branntwein, und eilten mit ihnen dem Walde zu. Als wir das Zuckerwerk der Fazenda umritten, fanden wir daselbst die ganze Horde der Puris im Grase gelagert. Der nackte braune Menschenhaufe bildete einen höchst sonderbaren, interessanten Anblick. Männer, Weiber und Kinder waren dicht zusammengedrängt, und betrachteten uns mit neugierig scheuen Blicken. Sie hatten sich sämmtlich nach Möglichkeit geschmückt; nur einige wenige Weiber trugen ein Tuch um die Hüften oder vor der Brust,

---

*) Der hier erwähnte Putz besteht aus dunkelbraunen, hohlen, länglichen Körpern, welche in ihrer Gestalt vollkommen einem Dentalium gleichen, und die man daher für animalischen Ursprunges hielt, bis die genauere Untersuchung zeigte, daß sie aus Rinden-Substanz gebildet, und daher ohne Zweifel der Überzug gewisser Dornen sind. Sie sollen an den Caxoeira's des Paraïba vorkommen.

die meisten aber waren völlig unbedeckt; einige Männer hatten sich mit einem um die Stirn befestigten Stück Affenfell, von der Art, die man Mono (Ateles) nennt, geziert, auch bemerkte man ein Paar Männer, welche ihre Haare beynahe völlig abgeschoren hatten. Die Weiber trugen ihre kleinen Kinder zum Theil in Binden von Baumbast, die über der rechten Schulter befestiget waren, Andere trugen dieselben auf dem Rücken durch eine breite über die Stirn gehende Binde gehalten. Dieses ist die Art, wie sie auch meistens ihre Körbe mit Lebensmitteln tragen, wenn sie wandern. Einige Männer und Mädchen waren stark bemahlt; sie hatten auf Stirn und Backen den rothen Punct, auch zum Theil rothe Streifen im Gesichte; bey Andern sah man schwarze Streifen in die Länge und Querbinden mit Puncten über den Körper, und verschiedene Kinder waren über und über mit schwarzen kleinen Puncten wie getiegert. Das Bemahlen scheint unter ihnen willkührlich und eine Sache des Geschmackes zu seyn. Von den Mädchen trugen etliche Bänder um den Kopf; übrigens aber pflegt das weibliche Geschlecht eine Binde von Bast oder Schnüre fest um Hände und Knöchelgelenke zu binden, um, wie sie sagen, an diesen Theilen schlank und zierlich zu werden. Die Gestalt der Männer ist im Allgemeinen stämmig, untersetzt und öfters sehr fleischig, der Kopf dick und rund, das Gesicht breit und meistens mit stark vortretenden Backenknochen; die Augen schwarz, klein und zuweilen schief; die Nase kurz und breit, und ihre Zähne sehr weiß; doch zeichneten sich einige durch scharfe Züge, kleine gebogene Nasen und sehr lebhafte Augen aus, die nur bey Wenigen freundlich, bey den Meisten aber finster, ernst und versteckt unter der vortretenden Stirn hervorblickten. Einer unter den Männern war von allen Übrigen durch seine Kalmucken-Physiognomie ausgezeichnet; er hatte einen dicken runden Kopf, an welchem die Haare sämmtlich bis auf einen Zoll lang abgeschnitten waren; einen sehr muskulösen untersetzten Körper, kurzen breiten Hals, ein großes flaches Gesicht; die schräg gestellten Augen waren etwas größer als sie bey den Kalmucken zu seyn pflegen, sehr schwarz, starr und wild; die dicken schwarzen Augenbraunen in einem großen Bogen hochgewölbt, die Nase klein und mit breiten Flügeln, der Mund etwas dick. Dieser Kerl, von dem unsere Begleiter versicherten, daß man ihn noch nie hier gesehen habe, schien uns so furchtbar, daß nach einstimmiger Erklärung Keiner von uns ihm an einsamen Orten allein unbewaffnet hätte begegnen mögen. Herr von Eschwege gibt als einen Zug der Puris die Kleinheit der männlichen Geschlechtstheile an; ich muß indessen gestehen, daß ich hierin keinen merklichen Unterschied zwischen ihnen und den übrigen Stämmen gefunden habe;

die Puris sind im allgemeinen sehr klein *), und alle Brasilianischen Stämme stehen in diesem Puncte dem Europäer und noch mehr dem Neger nach.

Alle hier gegenwärtigen Männer trugen ihre Waffen, lange Bogen und Pfeile, in den Händen. Einige Süd-Amerikanische Völker, besonders die am Maranham, haben kurze mit Federn verzierte Lanzen vom hartem Holze; andere, wie z. B. die von Paraguay, von Matto Grosso, Cuyaba und von Guyana, so wie die Tupi-Stämme an der Ostküste von Brasilien, bedienten sich kurzer Keulen von hartem Holze, und führen sie zum Theil noch; allein alle diese Amerikanischen Urvölker benutzten doch als Hauptwaffe den kräftigen Bogen und einen langen Pfeil. Nur einige wenige Stämme, welche die Ebenen des südlichen Amerika's, die Pampas von Buenos-Ayres und einige Gegenden von Paraguay bewohnen, haben, weil sie immer zu Pferde sind, und als Hauptwaffe eine lange Lanze führen, gleich den meisten Afrikanischen Urvölkern nur einen kleinern Bogen und kurzen Pfeil **). Nicht so die Tapuyas der Ostküste; bey ihnen ist der colossale Bogen und Pfeil, die sie gleich den Payaguas in Paraguay ***) nicht in einem Köcher, sondern ihrer ansehnlichen Länge wegen bloß in der Hand tragen, die einzige Waffe. Der Bogen der Puris (Tafel 12 Figur 1 in der Quart-Ausgabe) und Coroados mißt 6½ Fuß, auch wohl darüber. Er ist glatt, von dem harten, zähen, schwarzbraunen Holze der Airi-Palme gearbeitet und mit einer Sehne von Grawathá (Bromelia) bespannt. Die Pfeile der Puris sind oft über 6 Fuß lang, und aus festem, knotigem, in den trocknen Waldungen wachsendem Rohre (Taquara) gemacht, am untern Ende mit schön blauen oder rothen Federn, oder mit denen des Mutum (Crax Alector, *Linn.*) oder des Jacutinga (Penelope leucoptera) befiedert; die der Coroados sind aus einem andern Rohre gemacht, das keine Knoten hat. Von den Pfeilen aller dieser verschiedenen Stämme gibt es dreyerley sich durch ihre Spitzen unterscheidende Arten. Die erste (Fig. 2, Tafel 12 in der Quart-Ausgabe) ist der eigentliche Kriegspfeil. Er hat eine Spitze von breitem, an den Rändern scharf geschnittenem und vorne sehr zugespitztem Rohre von der Pflanze, deren schon früher unter dem Nahmen des Taquarussu (Bombusa)? erwähnt worden. Die zweyte Art (Fig. 3, Tafel 12 in der Quart-

*) Siehe v. Eschwege's Journal von Brasilien. Heft I. Seite 162.
**) *Azara* voyages etc. Vol. II.
***) Ibid., p. 145.

Ausgabe) hat eine lange Spitze von Ari-Holz mit vielen Widerhaken an der einen Seite. Mit der dritten (Figur 4, Tafel 12 in der Quart-Ausgabe) nur mit einer stumpfen Spitze und einigen Knöpfen versehenen Art schießt man kleine Thiere. Ich werde sie weiterhin, als bey allen Tapuyas der Ostküste im Allgemeinen übereinstimmend, genauer beschreiben. Alle von mir an dieser Küste besuchten Stämme vergiften ihre Pfeile nicht; denn so weit ist glücklicher Weise die Industrie dieser noch völlig auf der untern Stufe der Cultur stehenden Völker nicht vorgerückt; noch weniger findet man unter ihnen Spuren des vergifteten Daumnagels der Ottomacken am Orinocko *) oder der Blasröhre, welche die dortigen Indier aus colossalen Grasstängeln verfertigen, und der Esgravatanas der Stämme am Amazonenstrome **).

Als unsere erste Neugierde befriedigt war, bathen wir die Wilden uns nach ihren Hütten zu führen. Die ganze Truppe zog nun voran, und wir folgten zu Pferde nach. Der Weg führte in ein Seitenthal, wo wir die Zuckerpflanzungen durchschnitten; dann aber ward er zu einem schmalen Pfade, bis wir endlich im dichten Walde auf einige Hütten (Cuari in der Sprache der Puris) stießen. Sie gehören wohl zu den einfachsten in der Welt. (Die 3. Tafel in der Quart-Ausgabe gibt eine Abbildung derselben.) Das Schlafnetz, welches sie von Embira (Baumbast einer Art Cecropia) machen, ist zwischen zwey Baumstämmen angebunden, an diesen beyden Stämmchen ist höher oben eine Querstange mit einer Schlingpflanze (Çipo) befestiget, gegen welche sie in schräger Richtung große Palmblätter von der Windseite anlehnen, und diese unten mit Heliconia- oder Pattioba-Blättern, und in der Nähe der Pflanzungen mit Bananenblättern ausfüttern. Auf der Erde neben einem kleinen Feuer liegen einige Flaschen von der Frucht der Crescentia Cujete, oder einige Kürbisschalen, etwas Wachs, verschiedene Kleinigkeiten zum Putze, Rohr zu Pfeilen und Pfeilspitzen, so wie einige Federn, und Lebensmittel, als Bananen und andere Früchte, umher; Bogen und Pfeile des Hausherrn stehen an einem der Bäume angelehnt, und magere Hunde fallen laut bellend den Fremdling an, der sich dieser Wildniß nähert. Die Hütten sind klein und von allen Seiten der Witterung dermaßen ausgesetzt, daß man bey ungünstigem Wetter die braunen Bewohner in einem Haufen dicht um das Feuer zusammengedrängt und in der Asche sitzend, Schutz suchen sieht; sonst

*) A. v. Humboldt's Ansichten der Natur. Seite 45 und 154.
**) *De la Condamine* voyage etc. pag. 65.

liegt der Mann ruhig ausgestreckt in dem Netze, während die Frau das Feuer unterhält, und etwas an ein spitziges Holz gestecktes Fleisch bratet. Feuer, von den Puris Poté genannt, ist allen Brasilianischen Völkerstämmen ein Hauptbedürfniß; sie lassen es nie ausgehen und unterhalten es die ganze Nacht, weil sie ohne dasselbe bey dem Mangel an Bekleidung frieren würden, und weil es ihnen nebenher den bedeutenden Vortheil gewährt, alle wilden Thiere von ihren Hütten abzuhalten. Ein solches Haus verlassen die Wilden ohne Kummer, wenn die umliegende Gegend ihnen nicht mehr hinlängliche Nahrung liefert; sie ziehen alsdann nach andern Gegenden, wo sie mehr Affen, Schweine, Rehe, Paca's, Aguti's und andere Jagdthiere finden. Hier in dieser Gegend sollen diese Puris besonders viele Brüllaffen oder Barbados (Mycetes, *Illigeri*) geschossen haben; auch bothen sie uns wirklich mehrere schon halb gebratene Stücke davon zum Kaufe an; das eine war ein Kopf, das andere eine Brust mit den Armen, woran aber der Kopf fehlte; — ein sehr eckelhafter Anblick, besonders da sie an allem ihrem Wildbret die Haut lassen, die alsdann schwärzlich versengt ist. Diese harten, halbrohen Leckerbissen zerreißen sie mit ihren starken weißen Zähnen. Eben so sollen sie auch Menschenfleisch aus Rachsucht verzehren; daß sie aber ihre eigenen Todten auffressen, um ihnen den letzten Liebesdienst zu erzeigen, wie einige alte Schriftsteller behaupten *), davon findet man wenigstens heut zu Tage bey den Tapuyas der Ostküste keine Spur. Die Portugiesen der Gegend am Paraïba behaupten allgemein, daß die Puris das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde verzehren, und wirklich scheint etwas Wahres daran zu seyn, wie die Folge dieses Reiseberichtes zeigen wird; allein eingestehen wollten sie uns dieses nie. Sie gaben uns auf unsere deßhalb an sie gethanenen Fragen zur Antwort: daß nur die Botocudos diesen Gebrauch hätten. Der Engländer Mawe erzählt übrigens in seiner Reisebeschreibung, daß die Indier zu Canta Gallo ungerupfte Vögel aßen. Dieß habe ich nie von einem Wilden gesehen; sie nehmen vielmehr sogar die Eingeweide heraus, und haben vermuthlich Herrn Mawe nur Kunststücke vorgemacht, um ihn zu unterhalten **).

Als wir bey den Hütten angekommen waren, ward sogleich ein Tauschhandel eröffnet. Wir machten den Weibern Geschenke mit Rosenkränzen, die sie besonders lieben, wiewohl sie das Kreuz ab-

*) *Southey's* history of Brazil. Vol. I. pag. 379.
**) *J. Mawes* travels. etc. pag. 124.

rissen, und über dieses Heiligthum der katholischen Kirche lachten; ferner haben sie besonders gern rothe wollene Mützen, Messer und rothe Schnupftücher, und gaben dafür am liebsten ihre Bogen und Pfeile hin; nach Spiegeln gelüsteten die Weiber; aber aus Scheeren machten sie sich nichts. Wir tauschten von ihnen eine Menge Bogen, Pfeile und mehrere Tragkörbe ein. Diese letztern sind von grünen Palmblättern geflochten, haben unten, wo sie auf dem Rücken aufliegen, einen Boden von Flechtwerk, und an den Seiten einen hohen, ebenfalls geflochtenen Rand, oben über aber sind sie größten Theils offen und nur mit Bindfaden oder Bast weitläufig überspannt. Sie tragen sie, wie oben schon erwähnt worden, eben so wie ihre Kinder, auf dem Rücken, befestiget durch eine über die Stirn gehende Binde, zuweilen aber auch an einem über die Schulter laufenden Bande. (In der Quart-Ausgabe stellt die 7. Figur auf der 12. Tafel einen solchen Tragkorb vor.) Zum Verkaufe bringen alle Wilde häufig große Kugeln von Wachs, welches sie bey dem Herausnehmen der wilden Bienenstöcke aus den Waldbäumen sammeln. Sie gebrauchen dieses schwarzbraune Wachs bey der Verfertigung ihrer Pfeile und Bogen, auch machen sie Lichter davon, und verkaufen diese den Portugiesen. Diese Lichter, die recht gut brennen, bereiten die Tapuyas, indem sie um einen dünnen Kern von Wachs einen Docht von Baumwolle wickeln, und nun das Ganze fest zusammenrollen. Auf ihr Messer, das sie an einer um den Hals herum gehenden Schnur befestigen, und auf dem Rücken herab hängen lassen, legen sie hohen Werth; oft besteht es nur aus einem Stückchen Eisen, das sie aber beständig auf Steinen schleifen und dadurch äußerst scharf erhalten. Gibt man ihnen ein Messer, so zerbrechen sie gewöhnlich den Stiel, und machen sich einen neuen nach ihrem eigenen Geschmacke, indem sie die Klinge zwischen zwey Stück Holz legen, und diese mit einer Schnur dicht umwickeln. Nachdem wir unsern Tauschhandel beendiget hatten, setzten wir uns wieder zu Pferde und ritten zu andern, weiter im Walde hinauf gelegenen Hütten. Der Pfad war beschwerlich, eng, voll hoher Baumwurzeln, und über Hügel auf- und absteigend; einige Wilde schwangen sich hinter uns auf die Kruppe und ritten mit uns; ein ganzer Trupp von Coroados-Indiern aus S. Fidelis begleitete uns zu Fuß. Wir fanden im dichten Walde, in einem kleinen einsamen Thale, das Haus eines mitten unter den Puris wohnenden Portugiesen; hierauf ging es sanft bergan, und wir befanden uns bald bey den Hütten vieler Wilden, wo uns wieder eine Menge magere Hunde anfielen. Die Puris sollen dieses Hausthier, welches sie Joare nennen, von den Europäern erhalten haben, und ich habe es bey allen Stämmen der Urbewohner an der Ostküste

gefunden *). In den Hütten befanden sich besonders viele Weiber und Kinder, auch in einigen mehrere Schlafnetze, obgleich in den meisten nur immer eins zu sehen war. Gegen ein Messer band ein Puri sogleich sein Schlafnetz ab und übergab es mir. (Ich habe dasselbe Figur 7, Tafel 13 in der Quart-Ausgabe abbilden lassen.) Andere vertauschten ihre Stirnbinde von Affenfell, ihre Halsschnüre und dergleichen. Herr Freyreiß handelte jetzt mit einem Puri um seinen Sohn, und both ihm mancherley Dinge dafür an. Die Weiber berathschlagten laut, in ihrem eigenthümlich singenden Tone, zum Theil mit betrübten Geberden; ihre meisten Worte endigten sich auf a, und wurden gezogen, wodurch ein sehr lautes, sonderbares Concert entstand. Es war deutlich zu sehen, daß sie den Knaben nicht gern herausgaben; allein das Haupt der Familie, ein ältlicher ernster Mann von guter Gesichtsbildung, sprach einige bedächtliche Worte, und stand dann völlig in Gedanken vertieft mit gesenktem Kopfe da. Man gab ihm nach und nach ein Hemde, zwey Messer, ein Tuch, einige Korallenschnüre von bunten Glasperlen und einige kleine Spiegel. Diesem Preise konnte er nicht widerstehen; er begab sich in den Wald, und kehrte bald, mit einem Jungen an der Hand, zurück; der aber häßlich war, einen sehr dicken Bauch hatte, und deßwegen verworfen wurde; hierauf brachte er einen zweyten, annehmlichern zum Vorscheine. Unglaublich war der Gleichmuth, womit dieser Junge sein Urtheil anhörte; er veränderte keine Miene, nahm keinen Abschied, und schwang sich vergnügt dem Pferde des Herrn Freyreiß auf die Krupe. Diese gefühllose Gleichgültigkeit bey frohen und traurigen Vorfällen findet man bey allen Amerikanischen Völkern. Freuden und Leiden machen auf sie keinen lebhaften Eindruck; man sieht sie selten lachen, und nicht leicht hört man sie sehr laut reden. Ihr wichtigstes Bedürfniß ist die Nahrung; ihr Magen verlangt stets angefüllt zu seyn, darum sieht man sie ungemein hastig mit gierigen, stieren Blicken essen, wobey ihre Aufmerksamkeit einzig und allein mit der Speise beschäftiget ist. Eben so lange sollen sie auch hungern können. Die Zucker-Pflanzungen der Fazenda's, in deren Nähe sie lagern, locken sie gewöhnlich an; hier sieht man sie halbe Tage sitzen und an den Stangen des Rohres saugen. Sie schneiden große Trachten dieses Gewächses ab,

*) Von Humboldt fand im Spanischen Amerika viele nackte Hunde; wir haben an dieser Küste nichts Ähnliches bemerkt. Ansichten der Natur Seite 90.

und tragen sie in ihre Wälder. Der Saft des Zuckerrohres ist indessen nicht bloß bey den Tapuyas beliebt, sondern es ist ein allgemeiner Gebrauch unter den niedern Volks-Classen in Brasilien, denselben auszusaugen. Koster *) sagt dasselbe von Pernambuco.

Als wir den Tauschhandel im Walde ebenfalls geendiget hatten, bestiegen wir unsere Pferde, hinter jeden von uns setzte sich ein Puri, und so ging die Reise wieder der Fazenda zu. Die ganze Bande, Männer und Weiber, fand sich auch hier bald ein, und Alle wollten zu essen haben. Während wir ritten, hatte mein Hintermann mir das Schnupftuch aus der Tasche gezogen; ich ertappte ihn erst, als er es verbergen wollte, und sagte ihm, er müsse mir einen Bogen dafür geben, welches er auch sogleich versprach; nachher aber verlor er sich schnell unter der Menge, und hielt nicht Wort. Einige Männer hatten zu viel Branntwein erhalten, und wurden jetzt zudringlich. Mit einer freundlichen Behandlung würde man sie leicht weggeschafft haben; allein die Pflanzer behandeln diese Leute ganz falsch, indem sie dieselben als Vieh betrachten, und sogleich von der Chicote (Peitsche) sprechen; hierdurch reitzt man sie natürlicher Weise zum Zorne, und verursacht Haß und Streit. Mit uns Fremden waren sie daher vorzüglich zufrieden, weil wir so aufrichtig und gut mit ihnen umgingen; auch bemerkten sie sehr gut an unsern blonden Haaren, daß wir einer andern Nation angehörten. Übrigens nennen sie alle Weißen Rayon. Da wir auf der Fazenda keine Farinha erhalten konnten, um alle diese Menschen abzufüttern, so sannen wir auf Mittel, ihren lauten Forderungen nach Nahrung auf eine andere Weise abzuhelfen. Der Hausherr gab uns ein kleines Schwein, welches wir ihnen mit dem Bedeuten schenkten, sich dasselbe zu schießen, und erhielten dadurch Gelegenheit, zu sehen, mit welcher rohen Grausamkeit sie die Thiere für ihre Nahrung bereiten. Das Schwein fraß neben dem Hause; ein Puri schlich herbey und schoß es zu hoch unter dem Rückgrath hinein; es lief schreyend fort, und schleifte den Pfeil nach. Der Wilde ergriff jetzt einen zweyten Pfeil, schoß ihn im Laufen auf das Vorderblatt des Thieres, und fing es nun; während dessen hatten die Weiber in der Geschwindigkeit ein Feuer angezündet. Als wir sämmtlich hinzu kamen, schossen sie das Schwein noch ein Mahl in's Genicke, um es zu tödten, und dann noch in die Brust. Das Thierchen war indessen nicht todt, es lag schreyend da, und blutete sehr; aber ohne sich lange zu besinnen, und sich durch sein Schreyen stören zu lassen, warfen sie es lebend in's

*) *Kosters* travels. etc. pag. 345.

Feuer, um es zu sengen, und belachten einstimmig seine vom Schmerze ausgepreßten Töne. Nur als unser laut geäußertes Mißfallen über diese Barbarey immer zunahm, trat Einer von ihnen hinzu, und stach das auf's höchste gemarterte Thier mit einem Messer in die Brust, worauf sie ihm die Haare abschabten, und es sogleich zerschnitten und vertheilten *). Viele von ihnen gingen bey der geringen Größe des Schweinchens leer aus, und zogen daher murrend in ihre Wälder zurück. Kaum waren sie fort, so kam von S. Fidelis ein Sack mit Mehl an, den wir ihnen nun nachschickten.

Rohe Gefühllosigkeit ist, wie dieses und mehrere andere Beyspiele mir zeigten, ein Hauptzug im Charakter der Wilden. Ihre Lebensart bringt dieß nothwendig mit sich; denn sie ist dieselbe, welche auch den Löwen und Tieger blutdürstig macht. Nächst diesem Zuge sollen Rachsucht und etwas Eifersucht, so wie ein unbezwinglicher Hang nach Freyheit, und zu einem unstäten, ungebundenen Leben, den Gemüthszustand dieses Volkes bestimmen. Sie haben gewöhnlich mehrere Weiber, manche sogar vier bis fünf, wenn sie sie ernähren können. Im Allgemeinen behandeln sie dieselben nicht übel; allein der Mann betrachtet die Frau als sein Eigenthum, sie muß thun was er will; sie wird daher gleich Lastthieren bepackt, während er bloß die Waffen in der Hand, neben her geht.

Die Sprache der Puris ist von den Sprachen der meisten andern Stämme verschieden; allein sie ist mit der der Coroados und Coropos verwandt. Einige Schriftsteller, unter andern Azara, haben diesen Amerikanischen Völkerschaften alle religiösen Ideen absprechen wollen; doch scheint diese Behauptung um so weniger hinlänglich begründet, da dieser Schriftsteller selbst Meynungen von einigen seiner Indier aus Paraguay mittheilt, die ohne Zweifel ihren Grund in einer noch unausgebildeten Religion haben. Der Übersetzer seiner Reisebeschreibung, Herr Walckenaer, macht an verschiedenen Stellen dieselbe richtige Bemerkung **); ich selbst habe bey allen von mir besuchten Stämmen der Tapuyas sprechende Beweise eines bey ihnen vorhandenen religiösen Glaubens gefunden, daher ist es für mich feste und unumstößliche Wahrheit, daß kein

---

*) So wenig wie hier, habe ich auch in der Folge irgendwo unter den Wilden bestätiget gefunden, was Herr Freyreiß im ersten Hefte Seite 208 von Herrn v. Eschwege's Journal von Brasilien sagt: daß nähmlich die Wilden das Fleisch der Thiere nie äßen, welche sie selbst getödtet hätten.

**) *Azara* voyages etc. Vol. II. pag. 34 in der Note.

einziges Volk unserer Erde ohne einige religiöse Ideen sey *). Die wilden Brasilianer glauben an verschiedene mächtige Wesen, von denen sie unter dem Nahmen Tupa oder Tupan das mächtigste im Donner erkennen. In der Benennung dieses überirdischen Geistes stimmen viele Stämme, und selbst einige der Tapuyas mit den Tupi-Stämmen oder den Indiern der Lingoa geral überein. Die Puris belegen ihn mit dem Nahmen Tupan, welchen Azara auch aus der Sprache der Guarani's anführt; ein Beweis mehr von der Verwandtschaft dieser Nation mit den Stämmen der Ostküste. Götzenbilder sieht man nirgends unter den Tapuyas, selbst nicht die Maracas oder den bezauberten Schutz-Apparat der Tupinambas. Nur am Amazonenstrome will man gewisse Bilder gefunden haben, die mit dem religiösen Glauben der Einwohner in Verbindung zu stehen schienen **). Von einer allgemeinen großen Wasserfluth haben die meisten Indier von Süd-Amerika gleichfalls eine dunkle Idee, und verschiedene Traditionen, welche man unter andern in Simam de Vasconcellos noticias curiosas do Brasil ***) aufgezeichnet findet. Wir nahmen die Einladung unseres gütigen Wirthes, die Nacht bey ihm zuzubringen, nicht an, sondern fuhren noch denselben Tag über den Paraïba nach S. Fidelis zurück. Dort waren die Coroados-Indier mit uns sehr unzufrieden, weil wir, wie sie sich ausdrückten, den Puris so vielerley gegeben hätten und ihnen nichts; wir kauften ihnen daher, um sie einiger Maßen zu beruhigen, noch einige Bogen und Pfeile ab. Hierauf besuchten wir Herrn Pater João. Vor den Fenstern seiner Wohnung fließt der schöne Paraïba vorbey, auf den man hier die herrlichste Aussicht hat; er ist der beträchtlichste Fluß in der Capitania von Rio de Janeiro, der bis zu seiner Caroeira über S. Fidelis 72 Inseln zählen soll; er kommt zwischen der Serra dos Orgãos und der von Mantiqueira herab. Der Strom hatte jetzt seine geringste Höhe; allein in der Regenzeit, December und Jänner, tritt er weit aus seinen Ufern.

*) Daß der Geistliche zu João Baptista bey den Coroados keine religiösen Ideen gefunden haben will, beweiset nichts; denn da er dergleichen bey den noch roheren Puris zugibt, so haben die Coroados auch gewiß welche gehabt. Es ist ja ausgemacht, daß sie ein mächtiges überirdisches Wesen unter dem Nahmen Tupan fürchten. Siehe von Eschwege's Journal Heft I., wo Seite 165 das erste Wort der Sprachproben die Widerlegung von dem auf Seite 105 Gesagten ist.

**) *Southey's* history of Brasil. Vol. I. pag. 620.

***) *S. de Vasconcellos* a. a. O. Seite 47.

Von hier führt über das Gebirge hin ein Weg nach Canta Gallo; ein anderer nach Minas Geraës. Canta Gallo, von einigen Gold suchenden Paulisten angebaut, blieb in den großen Waldungen lange unbemerkt, bis es endlich durch den Ruf eines Hahnes entdeckt wurde, und davon seinen Nahmen erhielt *). Als sich die Jesuiten in Brasilien festsetzten, soll in der Gegend von Canta Gallo ein sehr weißer Stamm von Indiern gewohnt haben. Erstere fanden dort Goldsand und ließen sich ihn von den Indiern in Papier-Patronen nach dem Paraïba hinabbringen, wofür sie ihnen unbedeutende Kleinigkeiten gaben. Unsere Trennung von Pater João war freundschaftlicher als die erste Zusammenkunft; herzlicher jedoch war unser Abschied von dem guten alten Manne, der uns hier mit vielem Wohlwollen bewirthet hatte. Wir kehrten über den Paraïba nach der Fazenda des Herrn Furriel zurück, und sahen da die Puris wieder nach dem Zucker-Engenho kommen, um Zuckerrohr zu saugen. Man brachte den von dem Herrn Freyreiß gestern gekauften Knaben unter sie, um zu sehen, welchen Eindruck er auf seine Verwandten machen würde; allein zu unserer Verwunderung würdigte ihn kein Einziger nur eines Blickes, und auch er sah sich nicht nach seinen Ältern und Verwandten um, sondern setzte sich ohne weiters in unserer Mitte nieder. Solche Gleichgültigkeit habe ich bey keinem der andern Stämme gefunden. Sie scheint indessen nur gegen schon etwas herangewachsene junge Leute Statt zu finden; denn gegen kleinere Kinder fehlt es ihnen nicht an Zärtlichkeit. Bis der junge Mann sich selbst ernähren kann, ist er ganz das Eigenthum seines Vaters. Sobald er aber einiger Maßen im Stande ist, sich seinen Unterhalt selbst zu verschaffen, bekümmert sich der Vater wenig mehr um ihn.

Einige Puris zogen mit ihren völlig bepackten Weibern an uns vorbey. Ihr ganzes Gepäcke bestand in ihren Kindern und einigen Körben von Palmblättern, die voll Bananen, Orangen, Sapucaya-Nüssen, Rohr zu Pfeilspitzen, baumwollenen Schnüren und einigen Putzsachen waren. Der Mann trug ein Kind, seine drey Weiber die andern. (Die 2. Tafel in der Quart-Ausgabe gibt die Abbildung einer wandernden Truppe von Puris im hohen Urwalde.)

Wir nahmen nun ebenfalls Abschied von unserm Hauswirthe und den Indiern, und ritten an dem linken Ufer des Paraïba hinab, um auch dieses kennen zu lernen. Es ist eben so schön ab-

*) Siehe die Beschreibung von Canta Gallo in *J. Mawe's* travels etc. Cap. IX. pag. 120.

wechselnd und wohl angebaut, als das rechte. Wir sahen hier große Fazenda's von herrlichen Bäumen umkränzt, unter denen wir den Sapucaya mit dem jungen rosenroth gefärbtem Laube und mit schönen sonderbar geformten, großen lillafarbenen Blumen überdeckt, in voller Blüthe fanden *). Bey dem Hause des Senhor Maraës hielten wir an. Dieser wohldenkende Pflanzer hatte einige naturhistorische Gegenstände für uns bereit, die er uns anboth; auch ließ er sogleich sein Pferd satteln, um uns zu begleiten. Während wir uns hier aufhielten, kamen einige Familien der Puris angezogen und lagerten sich in der Nähe des Hauses. Sie haben eine ganz eigene Liebe für den biedern Mann, der sie stets aufrichtig und freundschaftlich behandelte. Ohne auf den Schaden zu sehen, welchen sie ihm zufügten, gestattete er ihnen immer die Plünderung seiner Orangen- und Bananenbäume, so wie seiner Zuckerfelder; und oft fügten sie ihm bedeutenden Schaden zu. Einem solchen Manne, der ihre Achtung und Liebe besitzt, und gut mit ihnen umzugehen weiß, würde es am ersten gelingen, sie dem Zustande der Wildheit zu entreißen, und sie in Aldeas oder Dörfer zu vereinigen. Er begleitete uns durch bergige Wege längs dem Flusse hinab, auf dem wir oft beschwerliche Stellen an steilen Wänden zurückzulegen hatten; dann betraten wir einen herrlichen finstern Urwald, worin die schönsten Schmetterlinge umher flogen. Hier fanden wir im Flusse dicht am Ufer ein kleines, rundes, ringsum von steilen Felsen eingeschlossenes Inselchen, auf welchem einige alte Bäume standen, die mit den beutelförmigen Nestern des Guasch (Cassicus haemorrhous) völlig bedeckt waren. Pflanzungen von Zuckerrohr, Reiß und Kaffeh — von diesem aber nicht häufig — auch von Milio, wechselten beständig ab. Aus dem glänzenden Spiegel des Paraïba erhoben sich freundliche Inseln, zum Theil bebaut, zum Theil mit Wald bedeckt. Gegen Abend erreichten wir eine ebene Stelle am Flusse, mit einer in grünen Triften erbauten ansehnlichen Fazenda, wo wir gut aufgenommen wurden, und daher zu übernachten beschlossen. Jenseits des Thales erhoben sich hohe Gebirge, und unter diesen der Morro de Sapateira, ein hohes Urgebirge mit mehreren Kuppen.

Nachdem am folgenden Morgen unsere Pferde auf der Wiese zusammengetrieben waren, setzten wir die Reise fort, und erreichten

*) In einem Aufsatze des Herrn Hauptmanns Marlier in v. Eschwege's Journal Seite 113 wird dieser Baum fälschlich Cocus de Sapucaya genannt; denn er hat nichts mit den Palmen gemein.

gegen Mittag den Muriähé, der nicht breit, aber tief und reißend ist, und in der Regenzeit oft großen Schaden anrichten soll. Er entspringt in der Serra do Pico, im Gebiethe der Puris, soll 7 Legoas weit schiffbar seyn, und hat eine Caxoeira. An seinen Ufern liegen ansehnliche Fazenda's, wo sehr viel Zucker gebaut wird. Ein kleines Canoe trug uns hier über den Strom, und gegen Abend erreichten wir die Stelle, wo sich auf dem jenseitigen Ufer die Villa de S. Salvador freundlich ausbreitet. In dieser Gegend trafen wir auch ein ehemahls Indisches Dorf, die Aldea de S. Antonio, welches die Jesuiten aus Goyatacaz-Indiern gebildet hatten, das aber jetzt unter seinen Bewohnern keine Caboclos mehr zählt.

VI.

Reise von Villa de S. Salvador zum Flusse Espirito-Santo.

Muribecca. — Die Feindseligkeiten der Püris. — Quartel dos Barreiras. — Itapemirim. — Villa-Nova de Benevente am Iritiba. — Goaraparim.

Bey unserer Ankunft in der Villa fanden wir zu unserer lebhaftesten Freude die Nachricht von dem folgereichen Siege bey Belle-Alliance bestätiget, die auch hier von allen Einwohnern mit großem Jubel aufgenommen worden war. Wir beschäftigten uns bald mit den nöthigen Anstalten zu unserer weitern Reise längs der Küste nördlich; nahmen noch ein Paar neue Jäger an, so wie auch einen Soldaten, der uns als Führer dienen sollte, und nachdem wir vom Commandanten, dem Obersten Carvalho dos Santos, der uns viele Höflichkeiten erzeigte, so wie von andern gefälligen Einwohnern von S. Salvador Abschied genommen, verließen wir am 20. November die Villa, und folgten dem Ufer des Paraïba bis zu seiner Mündung in die See. Die Stadt dehnt sich ziemlich weit am Ufer des Flusses hin aus, und gewährt so einen schönen Anblick. Die ansehnliche gedrängte Masse der Dächer erhebt sich unmittelbar über dem Flusse; aus ihnen steigen einzelne Cocospalmen in die Höhe, und den erhabenen Hintergrund bilden ferne blaue Gebirge. Der glänzende Spiegel des Flusses, welchen Canoes, von Negern geführt, durchkreuzen, ist an seinen Ufern mit Gebüschen, kleinen Wiesen und freundlichen Wohnungen eingefaßt; auch ist er hier schon ziemlich breit. Von diesem Standpuncte aus würde ein Mahler ein sehr anziehendes Gemählde der Stadt und Umgegend liefern können. Die Reise war uns heute sehr beschwerlich, theils weil unsere Thiere durch einen langen Stillstand verwildert waren; theils weil wir an vielen Fazenda's vorbey kamen, wo wir durch

das Öffnen der des Viehes wegen gemachten Umzäunungen aufgehalten wurden, und unsere Lastthiere darüber aus dem regelmäßigen Gange kamen. Wir sahen in der hiesigen Gegend sehr schönes Rindvieh, wie denn in Brasilien überhaupt dieses nützliche Hausthier groß, sehr fleischig, schön und wohlgebaut ist. Die Ochsenhäute von Buenos-Ayres, von Monte-Video, von Rio-Grande und andern Gegenden des Portugiesischen und Spanischen Amerika sind wegen ihrer Größe ja berühmt; auch haben die Stiere hier ungleich größere Hörner, als die Europäischen sie zu haben pflegen. Pferde werden hier ebenfalls häufig gezogen.

Die Gegend war abwechselnd und freundlich; auch zeigten sich einige naturhistorische Neuigkeiten, unter andern eine große Anzahl der schön bläulichen Eisvögel (Alcedo Alcyon, *Linn.*), deren wir mehrere erlegten. Gegen Mittag erreichten wir das Haus eines Tenente, der eben abwesend war, dessen Frau uns aber dennoch Obdach gab. Als wir uns am Morgen zur Abreise anschickten, ließ der in der Nacht angekommene Herr Tenente ebenfalls sein Pferd satteln, und begleitete uns nach Villa de S. João da Barra. Das Wetter war ungemein heiß; die beynahe ausgetrockneten Pfützen in den Wäldern sahen wir mit einer dichten Decke von gelben und weißen Schmetterlingen bedeckt, die hier Feuchtigkeit suchten. Diese Anhäufungen der Schmetterlinge an feuchten Stellen sind immer Zeichen von der Annäherung der heißen Jahreszeit; man sieht oft große Flüge von ihnen gleich Wolken in der Nähe eines Wassers umher schwärmen. Die Aussicht auf den Paraïba verdeckten uns Gebüsche; der Sandboden bewies, daß wir uns sehr dem Meere näherten. Einige schöne Vögel, besonders Eisvögel (Alcedo) vermehrten hier unsere Sammlungen, und als wir das Ufer des Flusses erreicht hatten, erschien für uns der Augenblick zu einer völlig neuen Jagd, die des Jacaré oder des hiesigen Alligators, Crocodilus sclerops. Diese Amphibie *) lebt in allen Flüssen von Brasilien, besonders in denen, die nicht viel Fall, und dagegen sumpfige Stellen und todte Arme haben. Man erkennt die letztern sogleich an gewissen großblätterigen Wasserpflanzen, der Nymphaea, Pontederia und andern, deren Zweige vom Grunde des Wassers herauf wachsen, und an der Oberfläche ihre Blätter horizontal ausbreiten. Zwi-

---

*) Ob Azara in seinem Jacaré den Crocodilus sclerops beschrieben habe, ist zweifelhaft; seine Beschreibungen sind zu unbestimmt, besonders gibt er die Farbe sehr verschieden an. Siehe Essais sur les Quadrupédes du Paraguay etc. Vol. II. p. 380.

schen diesen muß man das Jacaré suchen; da sieht der geübte Beobachter seinen Kopf, den es lauernd über dem Wasser hervor streckt; doch findet man sie auch zuweilen in der Mitte des Flusses, besonders in todten, langsam fließenden Bächen. Dichte Gebüsche von schlanken Stämmchen eines etwa 18 bis 20 Fuß hohen, mit großen, wolligen, herzförmigen Blättern versehenen Baumes (wahrscheinlich eines Croton), der Tridesmys (Monoecia) sehr nahe verwandt *), bedecken die Ufer des Paraïba. Zwischen ihnen kann man sich leise dem Ufer nähern und das Jacaré sehen, wie es sich mit dem Kopfe über dem Wasser sonnet, und auf Beute lauert. Da wir anfangs, ohne an diese Thiere zu denken und die nöthige Stille zu beobachten, an dem Flusse hinritten, vernahmen wir nur das Geräusch, das sie im Untertauchen machten; als wir uns aber nun vorsichtig näherten, um zu sehen, woher dieses Geräusch komme, entdeckten wir nahe am Ufer die Jacarés als Urheber desselben. Meine mit Schrot von mittlerer Stärke geladene Doppelflinte faßte und traf das Genicke des Thieres; es schlug in die Höhe, wälzte sich auf dem Rücken und tauchte unter. Obgleich ich gewiß war, daß es einen tödtlichen Schuß erhalten hatte, so fand ich doch kein Mittel, die erlegte Beute vom Grunde des Wassers herauf zu ziehen, und auf gleiche Weise schossen wir in kurzer Zeit noch auf drey bis vier dieser Thiere, ohne ein einziges zu erhalten. Noch waren wir nicht weit vorgerückt, als vor uns einige Schüsse fielen; wir ritten darauf zu, und fanden, daß ein Paar unserer Jäger von einer über einen langsam fließenden Bach gelegten Brücke, einem Jacaré zwey Schüsse auf den Hals gegeben und es getödtet hatten. Nahe Fischerwohnungen verschafften uns einen Mann mit einem Canoe und einem großen eisernen Dreyzack, womit er auf dem Grunde des Wassers umher suchte, das Thier spießte und es herauf zog. Die Länge dieses Jacaré betrug ungefähr 6 Fuß, die Farbe war graugrünlich mit einigen dunkeln Querbinden, besonders am Schwanze; die Unterseite des Körpers hatte eine hellgelbe ungemischte Zeichnung. Unsere Freude, dieses schöne und uns noch neue Thier zu besitzen, war groß; wir luden es auf eins unserer Lastthiere, von welchem es einen äußerst widerlichen Moschusgeruch rund umher verbreitete. Das Jacaré der Ostküste Brasiliens kommt an Größe den colossalen Krokodilen der alten Welt, und selbst denen der näher am Äquator gelegenen Gegenden von Süd-Amerika bey weitem nicht gleich; Herr von Humboldt fand den Körper der letztern mit mancherley Vö-

*) Croton gnaphaloides. Schrader a. a. O. Seite 708.

geln bedeckt, und auf dem Kopfe eines derselben hatte selbst der große schlanke Flamingo sonderbarer Weise sich seinen Standort gewählt *). Der Paraïba ernähret besonders viele Jacarès, und sie dienen den Negern hier und da zur Nahrung. Über ihre Raubgierde fabelt man vielerley; allein die hier genannte höchstens 8 bis 9 Fuß lange Art fürchtet man nicht, obgleich einige Fischer die Spuren ihres Bisses an ihren Füßen zeigen wollten; daß sie indessen wohl einmahl einen über den Fluß schwimmenden Hund ergreifen und verzehren, mag wohl nicht ohne Grund behauptet werden. In dem sanftfließenden, beynahe todten Bache war an der genannten Brücke eine solche Menge derselben, daß man mit einem Blicke ihrer immer mehrere zählen konnte; allein da wir nach einigen derselben zu weit schossen, so machten wir sie scheu, und erhielten nur dieses einzige Individuum. Unweit des Baches fanden wir in dem sandigen Boden Gebüsche der Eugenia pedunculata, eines bekannten schönen Strauches, der die wohlschmeckende, rothe, fleischige vierwinkliche Frucht hervorbringt, die im Lande unter dem Nahmen der Pitanga bekannt ist. Sie sitzt einzeln auf ihrem pedunculus, und der ganze Strauch ist damit bedeckt; uns gewährte sie jetzt eine angenehme Labung. Die Acajú-Bäume (Anacardium occidentale, *Linn.*) standen jetzt in der Blüthe; in ihrer Nähe bemerkten wir auf einer Weide einen schönen Widder mit vier Hörnern. Endlich erreichten wir glücklich die Villa de S. João da Barra, unweit der Einmündung des Paraïba in's Meer. Durch die Fürsorge unseres Begleiters, des Herrn Tenente, wies man uns das Casa da Camara, oder das zur Wohnung des Kronbeamten bestimmte Gebäude an. Es ist ein geräumiges Haus mit vielen guten Zimmern und einem Hofraume, in welchem Orangen- und Goyava-Bäume (Psidium pyriferum, *Linn.*) gepflanzt sind, die zum Theile jetzt in der Blüthe standen. Villa de S. João da Barra ist ein Flecken, der mit S. Salvador nicht verglichen werden kann, da er nur eine Kirche und ungepflasterte Straßen mit niedrigen, einstöckigen, aus Holz und Lehm erbauten Häusern hat. Dagegen aber ist hier der Fluß für ziemlich große Schiffe, Briggs und Sumacas fahrbar, und es findet auf demselben unmittelbarer Verkehr mit der See Statt; alle Schiffe, welche nach S. Salvador hinauf wollen, müssen hier vorbey, wiewohl der Arm des Flusses neben dem Orte selbst seicht ist, und das eigentliche Fahrwasser jenseits einiger Inseln liegt. Die Einwohner sind meistens Seeleute und Fischer, welchen der Han-

---

*) Ansichten der Natur S. 141.

del von S. Salvador mit den Producten der Gegend Nahrung gibt. Unsere voran geeilten Jäger, die wir bey unserer Ankunft in der Villa fanden, hatten verschiedene Thiere erlegt; auch hatten sie ein Paar lebende Gürtelthiere (Dasypus) mitgebracht. Diese sonderbaren Geschöpfe sind in Brasilien sehr gemein, und es gibt ihrer mehrere Arten. Diejenige, welche wir jetzt lebend besaßen, wird hier Tatú peba, in den meisten Gegenden aber gemeiner oder wahrer Tatú, Tatú verdadeiro genannt, und gibt einen sehr wohlschmeckenden Braten *). Wir hatten diese beyden Thiere während der Nacht getrennt, und das eine in einen Sack, das andere hingegen in einen festern Kerker gesteckt. Als wir sie am Morgen füttern wollten, hatte das erstere den Sack durchgekratzt, und sich durch die dicke Lehmwand des Hauses hindurch gearbeitet und gerettet.

Zwey Tage verweilten wir zu S. João, um unser mitgebrachtes Jacaré zu präpariren, welches uns einen ganzen Tag anhaltend beschäftigte. Nach Vollendung dieser Arbeit trafen wir wieder Anstalten zur Reise. Der Juiz (Richter oder Bürgermeister) hatte uns Schiffer und vier große Canoes gegeben, um unser Gepäcke über den Paraïba zu schaffen; der Wind bewegte die ansehnliche Wasserfläche des Flusses so sehr, daß kleine Canoes wohl in Gefahr des Umschlagens gewesen seyn würden. Wir hörten beständig die nahe Brandung des Meeres, während wir den Fluß weit hinunter um eine mit angenehmen Gebüschen bedeckte Insel herumfuhren. Hier wuchs unter andern eine schöne strauchartige Cleome mit großen weißgelblichen Blumenbüscheln und purpurrothen Staubfäden, die 12 bis 15 Fuß hohe Malvacea mit großen sanftgelben Blumen und herzförmigen Blättern **), die Aninga, eine merkwürdige hochstämmige Art Arum (Arum liniferum, *Arruda*), ***) †) mit großen eyförmigen Früchten und weißlicher Blume. Jetzt überschifften wir den zweyten Arm des Flusses, und dann einen quer zwischen zwey Inseln hindurch führenden kleinen Canal, in welchem das von allen

*) Diese Art ist das Tatou noir des Azára, siehe Essais sur les Quadr. du Paraguay etc. T. II. p. 175.

**) Arruda in seiner Beschreibung der Pflanzen von Pernambucco nennt dieses Gewächs Guachuma do Mangue (Hibiscus pernambuccensis) siehe Koster im Appendix.

***) Caladium liniferum, *Nees ad Esenb.* C. caulescens, erectum, foliis sagittatis, lobis acutis, spadice spatham cucullatam ovato-lanceolatam aequante, caule attenuato. Aninga Piso Bras. p. 103. Scheint von Caladium arborescens (Ventenat) verschieden zu seyn.

†) Arruda im Appendix.

Seiten durch hohes Holz beschützte Wasser völlig todt ist, und daher von vielen Jacarés bewohnt wird. Während sich das Canoe sehr langsam fortbewegte, späheten unsere Blicke nach ihnen umher. Die Wurzelbäume Conocarpus und Avicennia bilden am Ufer mit ihren entblößten, bogenförmigen und hoch aus dem Stamme hervortretenden Wurzeln ein sonderbares Gewebe. Zwischen diesen sahen wir zuweilen die Jacarés sich auf alten Stämmen und Steinen am Ufer sonnen. Meine Büchsflinte war stets bereit eine Kugel nach ihnen zu versenden; allein der Schuß gelang mir dennoch nicht; das Canoe schwankte oft, und ehe das zum Büchsenschusse nöthige Gleichgewicht wieder eintrat, war das Thier schon in's nahe Wasser hinab gefahren. Am Ausgange des Canals fanden wir am Ufer der Inseln den blaulichen Eisvogel (Alcedo Alcyon, *Linn.*) sehr häufig; auch tauchten hier große Flüge von einem unserm Cormoran (Carbo Cormoranus) sehr ähnlichen Scharben, der aber etwas scheu war. Ohne hier wichtigere Entdeckungen machen zu können, mußten wir uns begnügen, zwey Arten von Tang (Fucus), die man auch bey Rio de Janeiro antrifft *), gefunden zu haben, und auf einer langen Lagoa hinter den Dünen erlegten wir glücklicher Weise noch einen jener tauchenden Cormorane. Nordwärts von hier ist die Küste in einiger Entfernung vom Strande mit mancherley Gesträuchen bewachsen, worunter man besonders häufig die Pitangeira (Eugenia pedunculata) mit ihren wohlschmeckenden Früchten, eine neue Art Sophora mit gelben Blüthen **), den sechseckigen Cactus und andere Arten dieses Geschlechtes vom Winde niedergehalten sieht. Ich war mit Herrn Freyreiß und Sellow unserer Tropa voran geeilt, und wir erreichten vor Nacht die einzelne am Meeresstrande liegende Fazenda Mandingo; unsere Leute, durch einen schmalen Canal aufgehalten, kamen uns erst am andern Morgen nach. Hier trafen wir den Corréo oder die Briefpost, welcher von Rio bis Villa de Victoria, aber nicht weiter nördlich geht, und erhielten Briefe, die uns am Abende noch angenehme Unterhaltung verschafften.

Von Mandingo zogen wir nordwärts, längs des Seestrandes hinauf in tiefem Sande watend, der vom Meere immer benetzt wird. Die Menschen finden diesen Sandweg bequem und angenehm; allein Maulthiere und Pferde, die sich an den Anblick und das Geräusch der heranrollenden Brandung noch nicht gewöhnt haben,

*) Fucus lendigerus, *Linn*, und eine Mittelart von Fucus incisifolius und latifolius. Turn. Hist. Fuc.

**) Sophora littoralis. Schrader a. a. O. Seite 709.

scheuen oft diesen bequemen Gang. Eine Tropa, die so über die glatte, weiße Sandfläche am Rande des blauen Meeres einherzieht, ist, aus weiter Ferne angesehen, ein angenehmer Anblick; denn wo die Küste nicht etwa bedeutende Buchten macht, da sieht man auf eine so weite Strecke vor sich hin, daß die Lastthiere gleich Pünctchen erscheinen. An den vorspringenden Landspitzen, wo das Ufer den heftigsten Stoß der Brandung auszuhalten hat, bemerkt man Steine, welche vom Wasser oft auf das Sonderbarste durchlöchert sind. Einige Arten von Strandläufern und Regenpfeifern beleben die Küste, an welcher man nur wenige Arten von Conchylien und Seetang (Fucus) findet. Nachdem wir einige Legoas weit dieser Praya gefolgt waren, führte uns ein Pfad zu einigen von waldigen Höhen eingeschlossenen Lagoas; heftiger Durst quälte unsere ganze Tropa, daher stieg Alles vom Pferde, um sich hier zu erquicken; allein zu unserm großen Jammer fanden wir das Wasser in diesen Lagoas durch den Übertritt der See gesalzen, und ein Paar Lehmhütten, in denen wir unsern Durst löschen zu können hofften, von den Einwohnern verlassen; nur die wohlschmeckenden Pitangas, welche rund umher in großer Menge wuchsen, entschädigten uns einiger Maßen für die getäuschte Erwartung. Ein Pfad, der sich jetzt von der See ab nach dem dichten Gebüsche zuwendete, führte uns bald in den hohen Urwald. Ich ritt der Tropa voran, beobachtete die schönen Gewächse, und beschäftigte mich in Gedanken mit den Tapuyas, die diese Gegenden zuweilen beunruhigen, als ich plötzlich zu meiner nicht geringen Befremdung zwey nackte, bräunliche Männer vor mir stehen sah. Im ersten Augenblicke hielt ich sie für Wilde, und schon war ich im Begriffe, nach meiner Doppelflinte zu greifen, um mich gegen einen etwanigen Angriff zu sichern, als ich gewahr wurde, daß es Eidechsenjäger waren. Die in diesen Einöden einzeln wohnenden Pflanzer lieben das Fleisch der großen Art von Eidechsen, die in der Lingoa geral der Küsten-Indier Teiu (Lacerta Teguixin, *Linn.*) genannt wird, sehr; sie gehen daher mit einem Paar auf diese Thiere abgerichteten Hunden in die sandigen Gebüsche und Wälder, um sie aufzusuchen. Nahen sich die Hunde einer Eidechse, so flieht diese pfeilschnell in die ihr zur Wohnung dienende Erdhöhle, wo sie alsdann von dem Jäger ausgegraben und todtgeschlagen wird. Da die Hitze groß war, so gingen diese Männer, deren Haut am ganzen Körper von der Sonne so braun gebrannt war, daß man sie wohl für Tapuyas halten konnte, ganz unbekleidet; sie trugen Äxte und ein Paar erlegte Eidechsen von beynahe 4 Fuß Länge (den langen Schwanz mitgerechnet). Wir redeten mit diesen der Gegend kundigen Jägern, und sie versicherten uns, daß

wir in weniger als einer Stunde die Fazenda zu Muribecca, wo wir heute übernachten wollten, erreichen würden. Wirklich traten wir bald in die Einzäunung, welche uns das Gebieth derselben ankündigte. In dem schattenreichen hohen Urwalde fanden wir schöne Gewächse, die Gesträuche waren hoch hinauf von dem herrlichen Convolvulus mit himmelblauen Glocken durchrankt. Der Juó *) ließ seinen tiefen lauten Pfiff in drey oder vier Tönen erschallen; man hört ihn in jenen unermeßlichen Waldungen zu allen Stunden des Tages und selbst in der Mitternacht. Dieser Vogel hat ein eben so schmackhaftes Fleisch als alle übrigen Arten seines Geschlechtes, das man gewöhnlich mit dem Nahmen der Tinamus oder der Inambus belegt.

Als wir den Wald zurückgelegt hatten, befanden wir uns in weitläufigen neuangerodeten Pflanzungen. Hier auf einer Höhe, wo uralte Waldstämme gleich einem Verhau, kreuz und quer durch einander gefällt lagen, eröffnete sich eine reitzende Aussicht in die majestätischen Wildnisse an den Ufern des Itabapuana, der gleich einem Silberstreife aus finstern Waldungen schlängelnd hervortritt, und eine grüne Ebene durchschneidet, in der, von weitläufigen Pflanzungen umgeben, die große Fazenda von Muribecca sich zeigt. Ringsum begränzen unermeßliche Waldungen den Horizont. Die vielen in den Pflanzungen arbeitenden Neger staunten verwundert unsere Tropa an, welche gleich einer Erscheinung einer fremden Welt aus dem Walde heran zog.

Wir erreichten zuerst Guringuti, das mit Muribecca den gemeinsamen Nahmen Fazenda de Muribecca trägt; ehemahls gehörte sie mit einem 9 Legoas langen Gebiethe den Jesuiten, die diese Gebäude angelegt haben; jetzt aber vier Eigenthümern gemeinschaftlich. Noch jetzt befinden sich hier 300 Neger-Sclaven, worunter indessen nur etwa 50 tüchtige starke Männer sind, über die ein Feitor (Verwalter), ein Portugiese von Geburt, der uns sehr freundlich aufnahm, die Aufsicht führt. Die Arbeiten sind hier für die Sclaven sehr beschwerlich; sie bestehen hauptsächlich in

*) Tinamus noctivagus, eine neue bis jetzt unbeschriebene Art von Tinamú oder Inambú. Er ist kleiner als die Macuca (Tinamus brasiliensis, *Lath.*) 13 Zoll 5 Linien lang; oberer Theil dunkelgrau-röthlich-braun; Rücken etwas kastanienbraun; Scheitel stark aschblau überlaufen, etwas schwärzlich gefleckt; Unterrücken und Uropygium röthlich-rostbraun, aber alle diese Theile des Rückens sind schwarzbraun quergestreift; Kinn und Kehle weißlich; Unterhals aschgrau; Brust lebhaft bräunlich-rostgelb; Bauch blässer gefärbt.

Ausrodung der Waldungen. Die Pflanzungen bestehen in Mandiocca, Milio, Baumwolle und etwas Kaffeh. Unweit von Gutinguti fließt der Itabapuana vorbey, ein kleiner Fluß, der in seinem hohen Stande die Wiesen bewässert. Die Corografia brasilica nennt ihn fälschlich Reritigba *), welches doch der Benevente ist; er entspringt in der Serra do Pico, nicht weit von den Quellen des Muriähé. Die weiten Waldungen, welche Muribecca rings umgeben, werden von umherziehenden Puris bewohnt, welche sich hier, und von hier aus etwa eine Tagereise nördlich, feindselig zeigen. Man hält sie nicht ohne Grund für dieselben, welche bey S. Fidelis mit den Pflanzern in gutem Einverständniß leben. Hier am Itabapuana **) überfielen sie noch im vergangenen August-Monathe die Herden der Fazenda, und erschossen aus Bosheit 30 Stück Rindvieh und ein Pferd. Ein junger Negerknabe, ein Hirt, ward durch sie von seinem bewaffneten Kameraden abgeschnitten, gefangen, getödtet, und, wie man hier versichert, gebraten und aufgefressen. Man vermuthete, daß sie die Arme und Beine, und das Fleisch vom Rumpfe abgelöset und mitgenommen hätten; denn als man bald darauf an den Platz kam, fand man nur den vom Fleische entblößten Rumpf und den Kopf des Negerknaben, die Wilden selbst aber hatten sich schnell in den Wald zurückgezogen. Auch erkannte man die gebratenen abgenagten Hände und Füße, woran noch Spuren der Zähne sichtbar gewesen seyn sollen. Der diesen Beleidigungen der Wilden ausgesetzte Feitor zeigte daher einen unglaublichen Haß gegen sie, und äußerte wiederhohlt, daß er auch unsern jungen Puri gern mit Schrot erschießen würde. „Es ist unbegreiflich," setzte er hinzu, „daß die Regierung nicht zweckmäßigere Anstalten zur Ausrottung dieser Thiere trifft; wenn man an dem Flusse nur ein wenig hinauf geht, so findet man sogleich ihre Ranchos (Hütten)." Ihre Nähe ist freylich sehr unangenehm; allein man muß bedenken, daß die Pflanzer durch die frühere schlechte Behandlung größten Theils Schuld an diesen feindseligen Gesinnungen der Urbewohner sind. In jenen frühern Zeiten unterdrückte Gewinnsucht und Goldgierde alle Gefühle der Menschlichkeit bey den Europäischen Ansiedlern; sie sahen jene braunen, nackten Menschen nur als Thiere an, welche bloß für sie geschaffen

---

*) Siehe Corografia brasilica T. II. p. 61.

**) Dieser Fluß ist auf mehreren Karten mit dem Nahmen Comapuam bezeichnet; einige der Bewohner nennen ihn auch wohl Campavoana; allein sein wahrer Nahme ist der im Texte angegebene.

seyen, wie ja selbst die unter der Geistlichkeit im Spanischen Amerika aufgeworfene Streitfrage beweiset: ob die Wilden als Menschen gleich den Europäern anzusehen seyen oder nicht? wovon Azara im zweyten Theile seiner Reise redet. Daß die Puris indessen zuweilen wirklich die Körper erlegter Feinde verzehren, dafür findet man hier im Lande viele Zeugnisse. Pater João zu S. Fidelis versicherte uns, daß er einst auf einer Reise nach dem Flusse Itapemirim einen von den Puris getödteten Neger ohne Arme und Beine im Walde gefunden habe, um welchen eine Menge von Urubus versammelt waren. Es ist schon weiter oben bey S. Fidelis gesagt worden, daß die Puris das Verzehren des Menschenfleisches uns nie eingestehen wollten; allein nach den angeführten gültigen Zeugnissen kommt ihr eigenes Geständniß nicht in Betracht. Auch unser Puri gestand, daß seine Stammsverwandten den Kopf ihrer getödteten Feinde auf eine Stange stecken und um denselben herum tanzen. Selbst unter den Coroados in Minas Geraës soll, wie Herr Freyreiß versichert, der Gebrauch herrschen, einen Arm oder Fuß des Feindes in einen Topf mit Caüi zu stecken, woran alsdann die Gäste saugen.

Unser Aufenthalt in Muribecca war für unsere naturhistorischen Sammlungen sehr ergiebig. Des häufigen Regens ungeachtet, der in diesen Tagen fiel, waren unsere Jäger in den einzelnen Stunden, wo eine günstigere Witterung eintrat, sehr fleißig. In den großen Wäldern und Sümpfen an den Ufern des Itabapuana nistete die Bisam-Änte (Anas moschata, *Linn.*), ein für uns neuer Vogel. Dieses schöne Thier, von welchem man in Europa die zahme Raçe sehr häufig unter dem Nahmen der Türkischen Änte in Fasanerieen und auf Höfen hält, ist durch die schwärzlich rothe, nackte Warzenhaut kenntlich, welche die Gegend des Auges und des Schnabels umgibt; das ganze Gefieder ist schwarz in grün und purpurroth mannigfaltig schillernd; die Schultern der Flügel sind bey dem alten Vogel schneeweiß, bey den Jungen hingegen schwarz. Das alte Männchen ist sehr groß und schwer, und hat ein etwas hartes Fleisch; junge hingegen sind sehr schmackhaft, und deßwegen dem Jäger sehr willkommen. Wir Europäer fanden auf unsern Jagd-Excursionen in den sumpfigen Waldgegenden am Flusse oft große Hindernisse; dagegen drangen unsere halbnackten inländischen Jäger weit besser in diese Wildnisse ein. Drey Neger-Sclaven von der Fazenda erbothen sich ebenfalls, für uns zu jagen; wir versahen sie mit Gewehren, Pulver und Bley, und sie brachten nun täglich am Abende eine Menge Thiere ein, die alsdann vertheilt wurden. Hierunter waren besonders Reiher, Ibisse, Änten (Anas moschata

und viduata) der Ipecutiri von Azara, oder die grünschulterige Ente, der Königsreiher (Garça real), eine schöne bis jetzt noch unvollständig beschriebene Reiherart, mit gelblich weißem Körper und schön blauem Schnabel *), die große und kleine Egrette mit ihrem blendend weißen Gefieder und andere mehr. Auch der Itabapuana verschaffte uns verschiedene Seltenheiten. Auf einer Spazierfahrt den Fluß aufwärts belustigte die Herren Freyreiß und Sellow der Anblick einer großen Gesellschaft von Fischottern (Lutra brasiliensis), Lontras, welche ohne Zeichen von Scheu vor ihnen schnarchend und pfeifend im Wasser scherzten. Die Brasilianische Otter unterscheidet sich von unserer Europäischen Flußotter hauptsächlich durch einen etwas platt gedrückten Schwanz, den auch Azara anmerkt, ein Charakter, der an den ausgestopften Exemplaren gewöhnlich nicht mehr zu erkennen, daher in den naturhistorischen Werken übersehen worden ist. Ihr Fell ist sehr zart und schön. In den Hauptflüssen des innern Brasiliens, z. B. im Rio S. Francisco, erreichen sie eine kolossale Größe; man nennt sie dort nicht Lontra, sondern Ariranha (Arirannia). Auch wir erhielten hier eine dieser großen Ottern, indem man uns anzeigte, es liege ein großes todtes Thier mit Menschenhänden im Wasser. Wir gingen selbst dahin, um zu untersuchen, was dieses für ein sonderbares Geschöpf seyn möchte, und fanden eine ungeheuer große, 5 bis 6 Fuß lange Fischotter, welche zwar todt, aber noch frisch genug war, um unsern Sammlungen zugesellt zu werden. Welches die Ursache des Todes dieser Otter gewesen war, konnten wir nicht ergründen; sie schien keine äußere Verletzung zu haben. Höher aufwärts halten sich in dem Itabapuana auch Jacarés auf. Die Wälder erschallten vom lauten trommelnden Rufe der Brüll-Affen (Mycetes ursinus) und von der laut röchelnden Stimme der Saüassú's (Callithrix personatus, *Geoffroy*) die hier besonders häufig waren. Unsere Jäger erlegten zuweilen vier bis fünf dieser niedlichen Affen in kurzer Zeit; denn wenn sie eine Bande derselben fanden, so schossen sie schnell und luden wieder, während einer oder mehrere die Thiere auf ihrer Flucht über die Äste hinweg immer im Auge zu behalten suchten. Der Saüassú ist bis jetzt noch in keinem naturhistorischen Werke abgebildet. Er ist hübsch gezeichnet; der Kopf und die vier Hände sind schwarz, der Leib fahl weiß-graubräunlich, der lange schlaffe Schwanz gelbröthlich. Mehrere dieser Affen trugen ihre Jungen auf dem Rücken, und wir fanden bald, daß diese sich leicht aufziehen

*) Ardea pileata, *Latham*, oder le Héron blanc à colette noire, *Buffon-Sonnini*. Tom. 21, p. 192.

lassen und sehr zahm werden. Unter den Vögeln, welche wir erleg- ten, befand sich eine vorzüglich schöne neue Art der Spechte, welche ich Picus melanopterus nenne *). Das ganze Gefieder ist weiß, nur Flügel, Rücken und ein Theil des Schwanzes sind schwarz, und das Auge ist von einer nackten orangengelben Haut umgeben.

Wir hatten zu Campos zwey Jäger angenommen, welche an die Barra des Itabapuana voran geeilt waren, um dort für uns zu jagen, und in Muribecca wieder zu uns stoßen soll- ten. Da die Zeit, welche wir ihnen anberaumt hatten, längst ver- strichen war, und unsere besten Gewehre sich noch in ihren Händen befanden, so war unsere Besorgniß nicht gering, daß sie uns ent- weichen möchten. Wir bemannten daher in aller Stille ein Canoe mit unsern Leuten; diese schifften den Fluß bis zu seiner Barra (Mündung in die See) hinab; überfielen die sorglosen Jäger, nah- men ihnen die Gewehre, und ließen sie ihres Weges ziehen. Die Reise vom Itabapuana nordwärts erfordert einige Vorsicht, da man bis zum Flusse Itapemirim eine Strecke von 6 bis 8 Legoas durchschneiden muß, wo die Puris sich beständig feindselig gezeigt haben. Weil sie in dieser Gegend mehrmahls schreckliche Mordthaten verübt hatten, so sah man sich genöthiget, hier einen Militär-Posten, das Quartel oder Destacamento das Barreiras an- zulegen. Der Feitor von Muribecca entschloß sich selbst, uns nach jenem Posten zu bringen. Wir zogen durch hohen Urwald, durch abwechselnd offene sandige und von zahlreichen Spuren der Antas (Tapirus americanus) und der Rehe durchkreuzte Gegenden, und erreichten endlich, bey einem hohen hölzernen Kreuze, den festen ebenen Seestrand, wo wir eine sich weit ausdehnende sanfte Bucht in großer Ferne in eine Landspitze endigen sahen, und dort war es, wo sich uns auf der erhöhten Küste das Quartel zeigte. Da diese Strecke oft von den Wilden beunruhigt worden ist, so hatten wir uns wohl bewaffnet, und 20 Schüsse waren im Falle eines Angriffes zur Gegenwehre bereit; mehrere von unsern Leuten hatten sich sogar Patronen gemacht, um schneller laden zu können. Die Soldaten des Destacaments pflegen den Reisenden entgegen zu kommen, wenn sie aus der Ferne auf dem weißen Sande der Praya eine Tropa heranziehen sehen; auch wir stießen, nachdem wir etwa eine Stunde der Küste gefolgt waren, auf eine Patrouille von 6 Mann, mei-

*) Azara hat diesen Vogel Vol. IV, p. 11 unter dem Nahmen des Charpentier blanc et noir beschrieben; aber seine Beschrei- bung ist so oberflächlich und kurz, daß man noch Manches hinzusetzen muß, wenn sie hinlänglich deutlich werden soll.

stens Neger und Mulatten, welche uns der Officier des Postens entgegen gesendet hatte. Gegen Mittag erreichte unsere Tropa das Quartel, wo uns der commandirende Fähnrich (Alferes) sehr gastfreundschaftlich aufnahm. Dieser Militär-Posten besteht aus einem Officiere und 20 Soldaten von der Miliz, welche mit Gewehren ohne Bayonnett bewaffnet sind. Man hat hier auf einer Höhe unmittelbar über der See zwey Häuser von Lehm erbaut, und einige Mandiocca- und Milio-Pflanzungen angelegt, wovon die Soldaten ihren Unterhalt gewinnen. Die Küste zeigt hier hohe, senkrecht abgeschnittene Thonwände (Barreiras), auf deren Höhe das Quartel erbaut ist; man hat daher von dort aus eine weite, herrliche Aussicht auf das Meer, so wie man nördlich und südlich längs der Küste hin die Tropas der Reisenden schon von ferne heranziehen sehen kann. Von der Landseite schließt sich unmittelbar an die Wohnungen des Destacaments ein finsterer Urwald, wo man jetzt angefangen hat Roçados zu machen. Hier hatten im August, also vor zwey Monathen, die Puris einen Angriff gewagt. Sie kamen, um die Pflanzungen der Soldaten zu plündern, und ließen sich mit denselben in ein Gefecht ein, indem sie sich hinter die Gebüsche und Bäume postirten. Das Resultat des Gefechtes war, daß ein Soldat und zwey Hunde derselben verwundet wurden, die Puris aber 3 Mann verloren, die todt oder verwundet von ihren Landsleuten weggeschafft wurden. Seitdem ist das Commando in Ruhe geblieben, und die Wilden haben sich in dieser Gegend der Küste nicht mehr sehen lassen. Als Trophäen verwahrt man im Quartel die aufgesammelten Pfeile der Tapuyas. Der hier commandirende Officier gibt einen beständigen Posten von 3 Mann nach Itabapuana an die Mündung des Flusses. Dieses Commando befindet sich hier auf unbestimmte Zeit, und es lag jetzt schon beynahe ein Jahr daselbst. Wahrlich, eine traurige Station in einer solchen Wildniß; wo auch die Nahrung selbst sehr schlecht ist, und die Wohnungen nur aus Lehmhütten mit Palmblättern gedeckt, bestehen. Das Haus des Officiers ist zwar geräumig, mit verschiedenen Zimmern, worin sich hölzerne Pritschen befinden; allein das baufällige Dach vermag nicht dem eindringenden Regen zu widerstehen. Den Anlaß zur Erbauung des Quartels gab die Ermordung von sechs Personen in der Nähe dieser Stelle unten am Seestrande. Sieben Personen kehrten von Itapemirim aus der Kirche zurück, und wurden vor etwa sechs Jahren von den Puri's daselbst überfallen und größten Theils getödtet. Ein einziger Mann, der sich bey der Gesellschaft befand, war so glücklich, zu entkommen; ein junges Mädchen hatte sich ebenfalls schnell auf die Flucht begeben, ward aber eingehohlt und grausam ermordet. Von ihren Körpern fand

lassen und sehr zahm werden. Unter den Vögeln, welche wir erlegten, befand sich eine vorzüglich schöne neue Art der Spechte, welche ich Picus melanopterus nenne *). Das ganze Gefieder ist weiß, nur Flügel, Rücken und ein Theil des Schwanzes sind schwarz, und das Auge ist von einer nackten orangengelben Haut umgeben.

Wir hatten zu Campos zwey Jäger angenommen, welche an die Barra des Itabapuana voran geeilt waren, um dort für uns zu jagen, und in Muribecca wieder zu uns stoßen sollten. Da die Zeit, welche wir ihnen anberaumt hatten, längst verstrichen war, und unsere besten Gewehre sich noch in ihren Händen befanden, so war unsere Besorgniß nicht gering, daß sie uns entweichen möchten. Wir bemannten daher in aller Stille ein Canoe mit unsern Leuten; diese schifften den Fluß bis zu seiner Barra (Mündung in die See) hinab; überfielen die sorglosen Jäger, nahmen ihnen die Gewehre, und ließen sie ihres Weges ziehen. Die Reise vom Itabapuana nordwärts erfordert einige Vorsicht, da man bis zum Flusse Itapemirim eine Strecke von 6 bis 8 Legoas durchschneiden muß, wo die Puris sich beständig feindselig gezeigt haben. Weil sie in dieser Gegend mehrmahls schreckliche Mordthaten verübt hatten, so sah man sich genöthiget, hier einen Militär-Posten, das Quartel oder Destacamento das Barreiras anzulegen. Der Feitor von Muribecca entschloß sich selbst, uns nach jenem Posten zu bringen. Wir zogen durch hohen Urwald, durch abwechselnd offene sandige und von zahlreichen Spuren der Antas (Tapirus americanus) und der Rehe durchkreuzte Gegenden, und erreichten endlich, bey einem hohen hölzernen Kreuze, den festen ebenen Seestrand, wo wir eine sich weit ausdehnende sanfte Bucht in großer Ferne in eine Landspitze endigen sahen, und dort war es, wo sich uns auf der erhöhten Küste das Quartel zeigte. Da diese Strecke oft von den Wilden beunruhigt worden ist, so hatten wir uns wohl bewaffnet, und 20 Schüsse waren im Falle eines Angriffes zur Gegenwehre bereit; mehrere von unsern Leuten hatten sich sogar Patronen gemacht, um schneller laden zu können. Die Soldaten des Destacaments pflegen den Reisenden entgegen zu kommen, wenn sie aus der Ferne auf dem weißen Sande der Praya eine Tropa heranziehen sehen; auch wir stießen, nachdem wir etwa eine Stunde der Küste gefolgt waren, auf eine Patrouille von 6 Mann, mei-

*) Azara hat diesen Vogel Vol. IV, p. 11 unter dem Nahmen des Charpentier blanc et noir beschrieben; aber seine Beschreibung ist so oberflächlich und kurz, daß man noch Manches hinzusetzen muß, wenn sie hinlänglich deutlich werden soll.

stens Neger und Mulatten, welche uns der Officier des Postens entgegen gesendet hatte. Gegen Mittag erreichte unsere Tropa das Quartel, wo uns der commandirende Fähnrich (Alferes) sehr gastfreundschaftlich aufnahm. Dieser Militär-Posten besteht aus einem Officiere und 20 Soldaten von der Miliz, welche mit Gewehren ohne Bayonnett bewaffnet sind. Man hat hier auf einer Höhe unmittelbar über der See zwey Häuser von Lehm erbaut, und einige Mandiocca- und Milio-Pflanzungen angelegt, wovon die Soldaten ihren Unterhalt gewinnen. Die Küste zeigt hier hohe, senkrecht abgeschnittene Thonwände (Barreiras), auf deren Höhe das Quartel erbaut ist; man hat daher von dort aus eine weite, herrliche Aussicht auf das Meer, so wie man nördlich und südlich längs der Küste hin die Tropas der Reisenden schon von ferne heranziehen sehen kann. Von der Landseite schließt sich unmittelbar an die Wohnungen des Destacaments ein finsterer Urwald, wo man jetzt angefangen hat Roçados zu machen. Hier hatten im August, also vor zwey Monathen, die Puris einen Angriff gewagt. Sie kamen, um die Pflanzungen der Soldaten zu plündern, und ließen sich mit denselben in ein Gefecht ein, indem sie sich hinter die Gebüsche und Bäume postirten. Das Resultat des Gefechtes war, daß ein Soldat und zwey Hunde derselben verwundet wurden, die Puris aber 3 Mann verloren, die todt oder verwundet von ihren Landsleuten weggeschafft wurden. Seitdem ist das Commando in Ruhe geblieben, und die Wilden haben sich in dieser Gegend der Küste nicht mehr sehen lassen. Als Trophäen verwahrt man im Quartel die aufgesammelten Pfeile der Tapuyas. Der hier commandirende Officier gibt einen beständigen Posten von 3 Mann nach Itabapuana an die Mündung des Flusses. Dieses Commando befindet sich hier auf unbestimmte Zeit, und es lag jetzt schon beynahe ein Jahr daselbst. Wahrlich, eine traurige Station in einer solchen Wildniß; wo auch die Nahrung selbst sehr schlecht ist, und die Wohnungen nur aus Lehmhütten mit Palmblättern gedeckt, bestehen. Das Haus des Officiers ist zwar geräumig, mit verschiedenen Zimmern, worin sich hölzerne Pritschen befinden; allein das baufällige Dach vermag nicht dem eindringenden Regen zu widerstehen. Den Anlaß zur Erbauung des Quartels gab die Ermordung von sechs Personen in der Nähe dieser Stelle unten am Seestrande. Sieben Personen kehrten von Itapemirim aus der Kirche zurück, und wurden vor etwa sechs Jahren von den Puri's daselbst überfallen und größten Theils getödtet. Ein einziger Mann, der sich bey der Gesellschaft befand, war so glücklich, zu entkommen; ein junges Mädchen hatte sich ebenfalls schnell auf die Flucht begeben, ward aber eingehohlt und grausam ermordet. Von ihren Körpern fand

man nachher die Arme und Beine, so wie das Fleisch vom Rumpfe abgelöset. Bald nachher fingen die Puris in dieser Gegend einen Soldaten, und tödteten ihn ebenfalls. Wir erhielten zu Quartel das Barreiras durch den commandirenden Officier manche interessante Nachricht über die Puris. Er versicherte unter andern, daß jene Wilden jetzt wirklich sehr wünschten mit den Portugiesen in Frieden leben zu können, welches mit ihren gegen Herrn Moraës bey S. Fidelis geäußerten Wünschen vollkommen übereinstimmt. Ein solches Einverständniß würde für diese Küste sehr vortheilhaft seyn; denn da die Einwohner sehr zerstreut wohnen, so sind sie stets den grausamen Überfällen jener gefühllosen Barbaren ausgesetzt, und die Gegend ist in Gefahr verödet zu werden, wenn man nicht andere Maßregeln ergreift. Die Wilden erscheinen als Herrn dieser Wälder plötzlich bald hier bald dort, und verschwinden eben so schnell, wie man es bey dem Überfalle zu Çiri erfahren hat; sie wissen alle Schlupfwinkel in den Waldungen, sind klug und verschlagen, und kennen die Schwächen der Portugiesischen Ansiedler genau; auch verstehen Verschiedene unter ihnen etwas von der Sprache derselben.

An dem zu Barreiras gehaltenen Ruhetage wurden die umliegenden Wälder und Sümpfe durchstreift, wobey uns die Soldaten begleiteten und führten. Unsere ganze Ausbeute beschränkte sich auf einige Änten (Anas viduata) und einen uns interessanten neuen Vogel *), der zur Familie der Cotingas gehört. An der Küste schwammen die großen Tartarugas (Meerschildkröten), die im Frühjahre das Ufer suchen, und erhoben ihren runden dicken Kopf langsam über die Oberfläche des Wassers. Mit der Nacht stieg ein heftiges Gewitter über uns auf, und der Regen floß in Strömen herab, vor dem wir uns leider in unserer Wohnung mit dem durchlöcherten Dache kaum zu schützen vermochten.

Von der Nachlässigkeit in der Unterhaltung des einzigen Weges längs dieser Küste, wo weder Brücken noch gangbare Straßen angelegt sind, machten wir an dem folgenden sehr trüben Tage eine höchst unangenehme Erfahrung; unmittelbar neben den Hütten des Quartels befand sich eine Stelle, wo wir Gefahr liefen, einige unserer besten Maulthiere zu verlieren. Da wir noch 4 Legoas in dem von den Puris beunruhigten Gebiethe zwischen den Flüssen

*) Procnias melanocephalus; der Kopf dunkelschwarz mit einem Auge, dessen Iris zinnoberroth gefärbt ist; alle obern Theile zeisiggrün, die untern gelblich-grün mit dunkleren Querlinien; 8 Zoll 7 Linien lang.

Itabapuana und Itapemirim zurückzulegen hatten, so ward für eine gute gedrängte Marschordnung gesorgt, und wir zogen unter militärischer Bedeckung auf einer festen, völlig ebenen Sandfläche längs der hohen Wände des Ufers, das aus gelbem oder weiß und rothbraunem Thone *), und aus Lagen von eisenschüssigem Sandsteine besteht, langsam fort. In den Schluchten und auf der Höhe des Ufers ist überall das Land mit dichten Waldungen umgeben, in welche, der Wilden wegen, niemand weit hinein zu gehen wagt; wir unserer Seits hatten keine Gefahr zu besorgen, da 20 Schüsse zum Empfange derselben bereit waren, obgleich unsere Leute die Stelle mit Grausen betrachteten, an welcher die Wilden die sechs unglücklichen Schlachtopfer zerstückt hatten. Nach einigen Stunden erreichten wir an einer niedern Stelle der Küste die Povoaçâo Çiri, die jetzt völlig verlassen dasteht. Hier fielen die Puris oder andere Tapuyas im verflossenen August-Monathe plötzlich ein, ermordeten in dem ersten Hause drey Personen, und verbreiteten einen solchen Schrecken, daß alle Bewohner augenblicklich entflohen. Bloß ein Paar Häuser jenseits einer kleinen Lagoa sind noch bewohnt, und ihre wohlbewaffneten Bewohner halten sich hier für sicher. Die Wilden hatten das Eisengeräthe und die Lebensmittel, die sie vorgefunden, genommen, und sich dann wieder in ihre Wälder zurückgezogen. Nach diesem Überfalle machte der Sargento Mor (Major) von Itapemirim mit 50 Bewaffneten einen Streifzug (Entrada) in die Wälder, um die Puris aufzusuchen; fand zwar daselbst eine breite, für einen Reiter bequeme Straße, welche zu einigen Hütten (Ranchos) und von da weiter in's Innere führte; traf aber keine Indier an, und mußte aus Mangel an Lebensmitteln bald umkehren.

Jenseits der Lagoa in Çiri bey den bewohnten Häusern, deren ich erwähnte, nahmen unsere vier Soldaten Abschied von uns. Wir entfernten uns nun von der See, und kamen in einen schönen Wald, wo wir hier und da auf Pflanzungen stießen. Diese sind zwar ebenfalls den Anfällen der Wilden ausgesetzt; allein ihre Besitzer sind mit Waffen hinlänglich versehen. Der Wald ward immer schöner, höher und wilder; die hohen, schlanken Stämme bilden ein schatten-

*) Der Untersuchung des Herrn Professors Hausmann zu Göttingen zu Folge gehört dieses Fossil, welches einen Hauptbestandtheil eines großen Theiles dieser Küste von Brasilien ausmacht, zum verhärteten Steinmarke, wohin man auch die Sächsische Wundererde zählt. Es stimmt in allen Kennzeichen mit dem Steinmarke überein.

reiches Geflecht, so daß der Weg, von allen Seiten überwachsen, einem schmalen dunkeln Laubengange gleicht. Auf den obersten trockenen Ästen alter hoher Bäume sahen wir häufig lauernde Falken sitzen, besonders den bleyfarbenen (Falco plumbeus, *Linn.*), der hier sehr gemein ist. Sehr häufig schwebte über diesem herrlichen Walde der weiße Milan mit dem Gabelschwanze (Falco furcatus, *Linn.*) einer der schönsten dortigen Raubvögel. Wir würden hier eine sehr angenehme Jagd gehabt haben, wenn nicht die zahllosen Moskiten so lästig gewesen wären; Hände und Gesicht waren sogleich damit überdeckt, und Maulthiere und Pferde litten ganz besonders von den Stechfliegen (Mutuccas *). Bald erreichten wir offene Wiesengegenden, wo es in Sümpfen und Lagoas von Änten, Möven und Reihern wimmelte. Gegen Mittag gelangten wir an den Fluß Itapemirim, an dessen südlichem Ufer die Villa de Itapemirim liegt. Sie ist 7 Legoas von Muribecca entfernt **), ist ein kleiner noch neuer Ort, und hat einige gute Häuser, kann aber nur ein Dorf genannt werden. Die Bewohner sind theils arme Pflanzer, welche ihre Anlagen in der Nähe haben, theils Fischer; einige wenige sind Handwerker. Der Capitam Commandante, oder Capitam Mor des Districts von Itapemirim hält sich gewöhnlich auf seiner nahen Fazenda auf, in der Villa selbst wohnt ein Sargento Mor von der Landmiliz. Der Fluß, in dem einige kleine Briggs lagen, ist hier nur schmal, veranlaßt aber doch einigen Handel mit den Producten der Pflanzungen, bestehend in Zucker, Baumwolle, Reiß, etwas Milio und Holz aus den Wäldern. Ein in den Gebirgen gefallener Gewitterregen gab uns ein Beyspiel, wie schnell und gefährlich oft die Gewässer der heißen Zone anschwellen; denn der Fluß war plötzlich beynahe aus seinen Ufern getreten; er ist indessen immer etwas beträchtlicher als der Itabapuana. Die Gebirge, aus welchen er herab kommt, zeigen sich in der Ferne mit merkwürdigen zackigen Kegelkuppen; man nennt sie Serra de Itapemirim. Sie sind wegen der in ihrer Nähe 5 Tagereisen am Flusse aufwärts, ehemahls angelegten Goldwäschereyen, Minas de Castello, bekannt. Jene Gegend wurde aber von den Tapuyas dermaßen beunruhiget, daß die wenigen Portugiesischen Ansiedler sie vor etwa 30 Jahren verließen, um sich in der Villa und ihrer Nachbarschaft niederzulassen. Stromaufwärts am Itapemirim hausen noch die rohen Horden der Tapuyas, besonders

*) Southey a. a. O. schreibt fälschlich Mutuç?. Vol. I. Seite 618.
**) Schon Lery erwähnt dieser Gegend unter dem Nahmen Tapemiry; siehe dessen Reise Seite 45.

aber die der Puris, und, wie die Mineiros versichern, noch ein anderer wilder Stamm, welchen sie mit dem Nahmen der Maracas belegen. Eben diesem Letztern will man die Mordthat in Ciri zuschreiben. Ziemlich weit stromabwärts aber streifen noch die Botocudos, wahre Tyrannen dieser Wildnisse. Man erzählt, daß einst auf einer am Fluß Muriähé gelegenen Fazenda, nachdem man vorher im nahen Walde großen Lärm und Geschrey gehört hatte, einige verwundete Puris bey den Portugiesen Schutz suchten, und aussagten, die Botocudos hätten sie überfallen und viele der Ihrigen getödtet. Aus allen diesem erhellt wenigstens, daß jene Wälder von unabhängigen feindseligen Wilden angefüllt sind. Die Tapuyas haben, den gewöhnlichen Angaben nach, am Itapemirim, in Zeit von 15 Jahren 43 Portugiesische Ansiedler getödtet. Demungeachtet hat man durch jene unsichern Wildnisse einen Weg eröffnet, auf dem man von den Minas de Castello nach den etwa 22 Legoas entfernten Gränzen von Minas Geraës gelangt.

Der Capitam Mor des Districts hatte nach Vorzeigung unserer Pässe uns sogleich sehr zuvorkommend empfangen; er sendete eine Menge Lebensmittel in unsere Wohnung, als: Holz, Wasser und alle sonstige Bedürfnisse, wofür wir ihm auf seiner Fazenda unsere persönliche Danksagung abstatteten. Dieses Landgut liegt am Flusse, von schönen Wiesen umgeben, auf welchen eine Menge Vieh aller Art weidend herum schwärmte.

Nach einem Aufenthalte von einigen Tagen verließen wir diese Gegend. In einiger Entfernung von der Villa setzt man über den Fluß unfern seiner Mündung in die See. In den Sümpfen fanden wir hier sehr häufig die Jatropha urens, die den bloßen Füßen unserer Jäger noch weit empfindlicher war als die brennendsten Nesseln (Urtica), da die kleinen Borsten jener Pflanze sogar durch die Kleidungsstücke dringen. In sumpfigen Niederungen und an den Fluß-Ufern der ganzen Küste ist der schöne blutrothe Tijé (Tanagra brasilica, *Linn.*), sehr gemein; dagegen findet man ihn in den Gebirgen und großen inneren Waldungen weit seltener. An der Mündung des Itapemirim fanden wir große Schaaren einer Mövenart (Larus), so wie Meerschwalben (Sterna) in Menge umher schweben; Regenpfeifer (Charadrius) und Strandläufer (Tringa) bevölkerten die Küste, an welcher man auch sehr häufig im Sande die kleine Nachtschwalbe (Caprimulgus *), und in den benachbarten Wald-

*) Wahrscheinlich derselbe Vogel, welchen Vieillot Caprimulgus Popetué genannt hat; siehe dessen Histoire naturelle des oiseaux de l'Amérique septentr. Vol. I. Tab. 24.

pfädchen eine andere, größere Art dieses Geschlechtes findet. Nach Marcgraf nennen die Brasilianer diese Vögel in der Gegend von Pernambuco Ibiyau; an der von mir bereisten Küste aber haben sie den Nahmen Bacurau.

Bey der starken Hitze litten wir großen Durst, gegen welchen unser junger Puri uns jetzt ein untrügliches Mittel lehrte. Man bricht nähmlich die mittlern steifen Blätter der Bromelia-Stauden heraus, in deren Winkeln sich vom Regen und Thau sehr gutes Wasser sammelt, und fängt diesen Nectar auf, indem das Gewächs schnell an den Mund gebracht wird. Wir fanden heute an den vorspringenden Landspitzen der Küste steinige Hügel, auf denen besonders viele schlanke wilde Cocospalmen wuchsen, deren stolze Blätter im frischen Seewinde schwankten; der Austerfresser (Haematopus), war überall gemein, so wie Regenpfeifer und Strandläufer. In einem schönen Urwalde hatten wir eine herrliche Unterhaltung an den lautschallenden Stimmen mannigfaltiger Vögel, worunter sich, bey dem schon herannahenden Abende, auch eine Eule (Curuje) hören ließ; Papageyen schrien laut, und der sanfte Ruf des Juó (Tinamus) tönte weit in diesem vielstimmigen Concert durch die einsame Wildniß. Wir nahmen unser Nacht-Quartier auf der Fazenda de Agá, wo man Mandiocca, etwas Baumwolle und Kaffeh baut. Große, mit allen Arten wilder Thiere belebte Waldungen schließen sich von der Landseite nahe an die Pflanzungen an; hier hatte in der vergangenen Nacht eine große Unze (Yaguaréte, Felis Onca, *Linn.*), eine Stute des Besitzers getödtet, dessen ausgesendete Jäger jedoch mit ihren Hunden vergebens die nahen Wälder durchsuchten. Unweit der Fazenda erhebt sich aus diesen nahen Waldungen ein hoher abgerundeter, isolirter Berg, Morro de Agá genannt. Er besteht aus Felsen und nackten schroffen Wänden, und ist von hohen Hügeln umgeben; von ihm soll man eine vortreffliche Aussicht haben. Ich fand hier in der Nähe der Wohnungen einen kleinen Sumpf, wo mich bey Einbruch der Nacht die merkwürdige Stimme eines mir noch unbekannten Frosches in Erstaunen setzte; sie klang vollkommen, als wenn ein Blech- oder Kupferschläger mit dem Hammer arbeitet; nur war der Laut im Ganzen tiefer oder voller. Erst weit später habe ich das Thier näher kennen gelernt, welches wegen seiner Stimme von den Portugiesen der Schmid (Ferreiro) genannt wird. Eine andere naturhistorische Merkwürdigkeit war für uns ein dichtes Gebüsch einer noch nicht gesehenen Art von Heliconia, welche ihre Blumenschäfte aus einer gewissen Höhe beständig bogenförmig herabkrümmt, und alsdann mit der Spitze wieder aufwärts steigt; viele Blumen mit scharlachrothen Scheiden bedecken den eben so angenehm gefärbten

krummen Theil des Stängels; dieses prächtige Gewächs bildete einen vollkommenen Laubengang. Die Praya enthielt hier einige wenige Arten von zweyschaligen Muscheln und Schnecken.

Unweit Agá erreichten wir die von mehreren Indischen Familien bewohnte Povoaçào Piuma oder Ipiuma, wo sich ein starker Bach gleichen Nahmens, der bloß für Canoe's schiffbar ist, in die See ergießt. Hier findet man eine auf das Anwachsen des Baches berechnete, etwa 300 Schritt lange hölzerne Brücke; eine wahre Seltenheit in diesem Lande. Die Ufer dieses Flusses sind mit dichten Gebüschen bedeckt, und sein Wasser hat eine dunkel-kaffehbraune Farbe, wie die meisten Waldbäche und kleinen Flüsse dieses Landes. Herr von Humboldt fand das nähmliche am Atabapo, Temi, Tuamini, Guainia (Rio-Negro) und andern Flüssen. Nach seinem Urtheile erhalten sie diese sonderbare Farbe durch eine Auflösung von gekohltem Wasserstoffe, durch die Üppigkeit der Tropen-Vegetation und die Kräuterfülle des Bodens, auf dem sie hinfließen *).

Als wir über die Brücke zogen, liefen die Indier mit ihren charakteristischen dunkelbraunen Gesichtern aus Neugierde herbey, um die Fremden zu sehen. Ein hier ansäßiger Spanischer Matrose machte den Wirth, redete uns sogleich gebrochen in mehreren Sprachen an, erzählte dabey von allen Ländern, in denen er gewesen war, und deutete ziemlich verständlich darauf hin, daß wir Engländer wären. Man findet in den Thälern und selbst an trockenen Höhen häufig Dickichte von einem starken 16 bis 18 Fuß hohen Fächerrohre, welches auf einem etwas zusammengedrückten Schafte, einen schönen Fächer von langen lanzetförmigen, ganzrandigen Blättern trägt; diese entspringen fast aus einem gemeinschaftlichen Puncte, und aus ihrer Mitte schießt ein langer glatter Schaft hervor, an welchem oben die Blüthen, gleich einer kleinen Fahne herabhängen. Diese schöne Rohrart heißt hier Ubá; weiter nördlich am Rio-Grande de Belmonte hingegen Canna brava, und wird von den Wilden zur Verfertigung der Pfeile benutzt. Solche Rohrgehäge bilden undurchdringliche Dickichte und überziehen ganze Districte. In einem kleinen angenehmen Thale fanden wir einen Wald prachtvoller schattenreicher Bäume, von Cecropia, Cocos, Melastoma, zwischen welchen der kleine schwarzbraune Bach Iriri durchfließt, über den ein mahlerischer Steg von Baumstämmen führt. Tucane und die Maitacca (Psittacus menstruus, *Linn.*), waren hier häufig, und wurden von unsern Jägern geschossen; Affen flohen so schnell durch die

*) Ansichten der Natur. I. Seite 298.

Zweige der Bäume, daß man ihnen nicht beykommen konnte. In der Höhlung eines alten Baumes erblickten wir eine colossale Buschspinne (Aranha Caranguejeira), die wir von unserm Nacht-Quartiere abzuhohlen gedachten, woran wir jedoch später verhindert wurden. Wir durchritten hügliches mit Wald und Weidegegenden abwechselndes Land, und erreichten gegen Abend die letzte Höhe am Flusse Benevente, wo wir plötzlich durch eine schöne Aussicht überrascht wurden. Am Fuße eines Hügels zeigte sich uns auf dem nördlichen Ufer Villa-Nova de Benevente, ein Flecken; zur Rechten der weite blaue Spiegel des Meeres, und links der Fluß Benevente, welcher sich, gleich einem See, ausbreitet; ringsumher aber ist alles finsterer hoher Wald, hinter welchem endlich Felsgebirge den Horizont begränzen.

Villa-Nova de Benevente wurde am Flusse Iritiba oder eigentlich Reritigba *) von den Jesuiten erbaut, welche hier eine Menge bekehrter Indier versammelten. Ihre Kirche und das unmittelbar damit vereinigte Kloster existiren noch; letzteres, wo wir unsere Wohnung erhielten, ist gegenwärtig zum Casa da Camera gemacht. Es liegt auf einer Höhe über der Villa, und gewährt besonders von dem an der Nordseite befindlichen Balkon aus eine herrliche Aussicht. Die Sonne tauchte eben in den dunkelblauen Ocean, der vor uns lag, unter, und verwandelte den weiten Spiegel desselben in ein Feuermeer. Die Klosterglocke läutete zum Ave Maria, und alles, was in der Nähe war, zog die Hüte ab zum Abendgebethe; Stille herrschte in der weiten Ebene, und nur die über den Fluß herüberschallenden Stimmen der Tinamus und anderer wilden Thiere unterbrachen dieses feyerliche nächtliche Schweigen. Mehrere niedliche kleine Briggs lagen im Hafen von Villa-Nova vor Anker, und verleiteten uns zu dem Fehlschlusse, daß hier ein nicht unbedeutender Handel getrieben werde; allein man belehrte uns bald eines bessern. Es ist hier sehr wenig Verkehr, und diese Schiffe hatten bloß vor dem ungünstigen Winde hier Schutz gesucht. Die Jesuiten hatten hier anfangs 6000 Indianer versammelt, und die beträchtlichste Aldea an dieser Küste gestiftet; allein durch die schweren königlichen Dienste und durch sclavische Behandlung vertrieb man die Meisten wieder; diese zerstreuten sich in andere Gegenden, so daß jetzt der ganze District von Villa-Nova, die

*) Auf der Karte von Faden ist der Fluß Iritibu, bey Arrowsmith, Iritiba genannt; allein die Villa ist auf keiner der beyden Karten angegeben.

Portugiesischen Ansiedler mitgerechnet, nicht mehr als 800 Seelen zählt, worunter etwa 600 Indier sind. Obgleich nun die Anzahl der Bewohner sehr abgenommen hat, so hob sich dennoch seitdem der Handel; denn noch vor etwa 20 Jahren betrug hier die Ausfuhr nicht mehr als 100,000 Reis (etwa 313 Gulden), da sie jetzt schon auf 2000 Cruzados gestiegen ist, den Betrag des ausgeführten Zuckers nicht einmahl mit in Anschlag gebracht. Die freyen wilden Indier bedrängten ehemahls diese Colonie am Iritiba sehr, besonders die Goaytacases, und die Stämme der Tapuyas, worunter man besonders Puris und Maracas begreift; allein der Geistliche versicherte uns, daß sich diese wilden Horden nicht mehr gezeigt hätten, seitdem man alljährlich auf einen gewissen Tag im ganzen Districte dem heiligen Geist ein großes Fest mit Prozessionen und Andachtsübungen feyre. Villa-Nova selbst ist ein kleiner Ort mit einigen gut gebauten Häusern, der aber am Sonntage lebhaft wurde, da alle Bewohner der umliegenden Gegend zur Messe herein kamen. Der in diesem Districte commandirende Capitam (Hauptmann) von der Landmiliz gehört zu dem Regimente von Espirito-Santo, dessen Chef der Oberst Falcão zu Capitania ist. Er kam am Sonntage uns zu besuchen, und hatte die Gefälligkeit, auf unsere Nachfrage nach guten Jägern, uns einige der Gegend kundige Leute zu senden; wir fanden Gelegenheit außer ihnen noch einen Indier anzunehmen, der ein guter Jäger war. Diese verschafften uns manche interessante Thiere, unter andern auch mehrere Saüassú-Affen, die hier an den Ufern des Flusses häufig ihre lauten Stimmen hören lassen. Zwey unserer Jäger fanden im Walde eine große Giftschlange. Sie lag ruhig in einer Vertiefung, wo ihr nicht gut beyzukommen war; daher stieg einer von ihnen auf einen niedern Baum, und erlegte von dort herab das Thier. Diese schöne Schlange wird im Lande Curucucú genannt, erreicht eine Länge von 8 bis 9 Fuß und eine beträchtliche Dicke, und hat eine fahl gelbröthliche Farbe, mit einer Reihe schwarzbrauner Rautenflecken auf dem Rücken. Die Bildung der Schilder, Schuppen und des Schwanzes zeigt, daß sie die von Daudin unter dem Nahmen Lachesis, wiewohl etwas unrichtig beschriebene große Viper der Wälder von Cayenne und Surinam ist *). Ihr Biß wird sehr gefürchtet,

*) Schon Marcgraf erwähnt dieser Schlange unter dem Nahmen Curucucú; allein auch in neuern Zeiten hat Herr Hofrath Merrem, einer unserer ausgezeichnetsten Reptiliologen, in dem ersten Bande der Annalen der Wetterauischen Gesellschaft für Naturgeschichte eine unvollständige Haut dieses Thieres beschrieben und abgebildet.

und Menschen, die von ihr verwundet werden, sollen in weniger als 6 Stunden sterben.

Vom Iritiba gelangt man zunächst zu dem Flusse Goarapárim. Sumpfige Wiesen und Moräste dehnen sich unweit der See aus, Gebüsche wechseln damit ab, und herrlicher Urwald erfreut zuweilen den Wanderer. Hier hörte man die See, deren Uferhügel mit Wald bedeckt sind, beständig brausen. Der Pfad war wie eine dunkle Laube überwachsen, zur Seite standen majestätische alte Waldstämme, an ihrer Rinde eine Welt von Pflanzen, in ihren Zweigen Fleischgewächse; junge Cocos-Palmen zierten am Boden das durch Schlinggewächse verworrene Dickicht, dessen junges Laub mit der schönsten rothen oder gelbgrünen Farbe hervorbrach, und hoch oben wiegten sich im Winde die Federkronen der ältern Palmen, deren Stämme sich knarrend hin und her neigten. An einer Stelle erreichten wir ein bloß aus Airi-Palmen bestehendes vorzüglich schönes Wäldchen. Junge kräftige Bäume dieser Gattung, von 20 bis 30 Fuß Höhe, stiegen mit ihrem schwarzbraunen, mit Stachelringen umgebenen, geraden Stamme empor; ihre schön gefiederten Blätter schirmten den feuchten Boden gegen die brennende Mittagssonne; andere jüngere, die noch ohne Stamm waren, bildeten das Unterholz, über welche alte abgestorbene Palmen, vertrocknet und verfault, gleich abgebrochenen Säulen, hervor ragten. An diesen, der Verwesung preis gegebenen Bäumen klopfte einsam der gelbhaubige Specht (Picus flavescens, *Linn.*) oder die schöne Art mit rothem Kopfe und Halse (Picus robustus *). Die Blumen der feuerfarbenen Heliconia überdeckten die niedern Gebüsche in der Nähe, welche eine schöne Winde (Convolvulus) umschlang, die die herrlichsten himmelblauen Glocken trug. Hier in diesem prachtvollen Walde zeigten sich die holzigen Schlingpflanzen wieder in ihrer ganzen Originalität mit ihren sonderbaren Windungen und Gestalten. Bewundernd betrachteten wir die Erhabenheit dieser Wildniß, die nur Tucane, Pavo's (Pie à gorge ensanglantée, *Azara*), Papageyen und andere Vögel belebten. Unsere Jäger schossen bald in allen Richtungen des Weges, und füllten ihre Taschen mit Beute. Jenseits des Waldes erreichten wir die Povoaçâo de Obú, einige, zwey Legoas von Villa-Nova

*) Dieser Nahme ward von den Naturforschern zu Berlin gegeben, nachdem Azara diesen Vogel im 4. Bande seiner Reise Seite 6 beschrieb, wo er ihn Charpentier à huppe et cou rouge nannte.

entfernte Fischerhütten; solche von Wald oder dichten Gebüschen umgebene Wohnungen sind oft noch mahlerischer als andere in offenen Gegenden, deren ich eine auf der Vignette dieses Abschnittes (in der Quart-Ausgabe) habe abbilden lassen. Eine Povoação, (Dorf ohne Kirche) Nahmens Miaïpé, von 60 bis 80 Fischer-Familien bewohnt, beherbergte unsere Tropa am Abende. Wir hatten unsere Wohnung in einem hochgelegenen Hause aufgeschlagen, wo sich sogleich mehrere Menschen einfanden, die besonders unsern wilden Puri bewunderten, und alle seine Bewegungen beobachteten. Übrigens wurden wir in diesem etwas geräumigen Hause gut aufgenommen, und hatten ein großes Zimmer, auf dessen Boden bald ein helles Feuer unsere vom Regen durchnäßten Kleidungsstücke trocknete. Nicht weit von Miaïpé liegt die Villa de Goaraparim, wohin ein über einige in die See vortretende Felsenkuppen gehender Weg führt. Unweit der Villa tritt ein schmaler Arm des Meeres mit salzigem Wasser in das Land hinein, der den Nahmen des Goaraparim trägt, und mehrentheils für einen Fluß angegeben wird.

Die Villa hat etwa 1600 Einwohner, der ganze District aber 3000 Seelen; jene ist also etwas größer als Villa-Nova de Benevente. Die Straßen sind nicht gepflastert; nur an den Häusern hat man Steinwege, und diese sind schlecht; die kleinen Gebäude haben meistens nur ein Stockwerk. Der Ort ist im Allgemeinen arm, doch befinden sich in der Nähe einige beträchtliche Fazenda's. Eine derselben mit 400 Neger-Sclaven wird Fazenda de Campos genannt; eine zweyte mit 200 Negern heißt Engenho velho. Als der letzte Besitzer der ersteren starb, trat eine allgemeine Unordnung ein; die Sclaven revoltirten und arbeiteten nicht mehr. Ein Geistlicher benachrichtigte die Erben des Gutes in Portugal von dem Verfalle ihres Eigenthumes, und erboth sich, die Sache in Ordnung zu bringen, wenn man ihm einen Antheil an dem Besitze gestatten wollte; dieses wurde genehmiget; allein die Rädelsführer der Sclaven ermordeten ihn in seinem Bette, bewaffneten sich, und bildeten in jenen Wäldern eine Republik von Schwarzen, denen niemand leicht Abbruch thun konnte. Sie benutzten die Fazenda für sich, ohne jedoch viel zu arbeiten, lebten frey und jagten in den Wäldern. Mit den Sclaven dieser Fazenda machten sich die des Engenho velho ebenfalls unabhängig, und eine Compagnie Soldaten konnte nichts gegen sie ausrichten. Jene Neger beschäftigen sich besonders damit, einige vorzügliche Producte dieser Wälder zu suchen, wie den wohlriechenden Peruvianischen und den Copaiva-Balsam (Oleo de Copaüba) und noch eine andere Art. Die-

ser letztere kommt von einem hohen Baume, dem Pao de Oleo. Man hauet denselben ab, und belegt bey dem Ausfließen des Saftes die Wunde mit Baumwolle, welche das Harz einsaugt; dabey hat man den Glauben, daß der Baum beym Vollmonde angehauen und das Öhl beym abnehmenden Monde abgenommen werden müsse. Die Neger oder Indier, welche dieses Product einsammeln, bringen es in kleinen wilden Cocosnüssen, die sie oben an ihrer Öffnung mit Wachs zukleben, zum Verkaufe. Der Balsam ist so fein, daß er bey der Hitze durch die feste Nuß durchschwitzt. Man schreibt ihm im Lande selbst mehr Heilkraft zu als er wirklich besitzt *).

Die verwilderten Neger der beyden vorhin genannten Fazendas nehmen Fremde gut auf, und zeichnen sich durch ihr Betragen sehr vor den entlaufenen Neger-Sclaven in Minas Geraës und andern Orten aus, welche man dort von ihren im Walde angelegten Dörfern (Quilombos) Gayambolos nennt. Diese fallen, besonders in Minas, die Reisenden an, plündern und tödten sie öfters, daher hat man dort gewisse eigene Gayambolen-Jäger mit Nahmen Capitaes do mato **), welche bloß darauf ausgehen, die Schwarzen in ihren Schlupfwinkeln zu fangen oder zu tödten.

Der in Goaraparim commandirende Capitam der Land-Miliz hatte uns höflich empfangen und uns ein Haus zum Nacht-Quartier angewiesen. Wir schifften am andern Morgen bey der Villa über den zwischen sanftgrünen Gebüschen von Mangue-Bäumen (Conocarpus) höchst mahlerisch sich ausdehnenden und in der Ferne von grün bewachsenen Gebirgen begränzten Fluß, auf dessen nördlichem Ufer sich ein Fischerdorf befindet, durchritten große Sümpfe mit schönen violettblühenden Rhexia-Gebüschen angefüllt, prachtvolle Waldhügel voll Airi- und andern Cocos-Palmen, deren mancherley Arten unsere Neugierde unendlich beschäftigten, kamen dann an die in der Nähe des Perro Cão befindlichen weiten Gehäge von Ubá- oder Fächerrohr, und überschritten hierauf den kleinen Fluß auf einer hölzernen Brücke. Alsdann folgten wir dem Seestrande bis Ponta da Fruta, wo in einem Gebüsche mehrere Wohnungen eine zerstreute Povoaçâo bilden. Die Bewohner, Abkömmlinge von Portugiesen und Negern, nahmen uns gut auf. Sie nähren sich kümmerlich von ihren Pflanzungen und dem Fischfange. Nicht weit von Ponta da Fruta erblickt

*) Siehe *Murray* apparatus medicaminum. Vol. IV. p 52.

**) In Pernambuco tragen sie den Nahmen Capitâes do Campo; s. *Koster's* travels etc. p. 399.

man schon auf einem fernen Berge das Kloster Nossa Senhora da Penha unweit Villa do Espirito-Santo, wohin man noch einen Weg von 5 Legoas hat. Wälder, Wiesen und Gebüsche wechseln hier mit großen, weiten Rohrbrüchen ab; viele weiße und andere Reiher waten in denselben, und manche neue schöne Pflanze biethet sich dem Fremdlinge dar. Im Grase an dem Sandufer einer Lagoa fand ich die grüne Cipo-Schlange *), die ihren Nahmen von der schlanken, biegsamen Gestalt ihres Körpers hat, sehr häufig. Sie ist dunkel-olivengrün, auf der Unterseite gelb, wird 5 bis 6 Fuß lang, und ob sie gleich völlig unschädlich ist, tödten die Brasilianer sie doch, wo sie sie finden, weil sie alle Schlangen hassen. Ich fand hier das Skelett eines verfaulten, besonders großen Individuums dieser Art.

Bey dem kleinen Flusse Jucú, über welchen hier eine lange baufällige Brücke mit Vorsicht passiert werden mußte, fanden wir an der See ein Fischerdorf, durchritten dann einen schönen Urwald und erreichten endlich Villa do Espirito-Santo am Flusses gleiches Nahmens.

*) Coluber bicarinatus; eine wahrscheinlich neue Art, welche als Hauptkennzeichen auf jeder Seite des Rückens eine Reihe gekielter Schuppen trägt. Bauchschilde: 155; Paar Schwanzschuppen: 138.

VII.

Aufenthalt zu Capitania und Reise zum Rio Doçe.

Villa Velho do Espirito-Santo. — Cidade de Victoria. — Barra de Jucú. — Araçatiba — Coroaba. — Villa-Nova de Almeida. — Quartel do Riacho. — Rio Doçe. — Linhares. — Die Botocudos als erbitterte Feinde.

Der Fluß Espirito-Santo, welcher bey seinem Ausflusse in's Meer eine beträchtliche Stärke hat, entspringt in den Gebirgen an den Gränzen der Capitania von Minas Geraës, windet sich in mancherley Richtungen durch die großen Urwälder der Tapuyas herab, in welchen Puris und Botocudos abwechselnd umherstreifen, und tritt am Fuße einer von jenen höhern Gebirgen nach dem Meer sich hinabziehenden Kette hervor, in welcher der Monte de Mestre Alvaro der höchste Berg seyn soll. Die Ansiedelungen der Portugiesen an der Mündung dieses schönen Flusses sind schon alt; allein sie litten später durch die Kriege mit den Tapuyas, besonders mit den drey Stämmen der am Paraïba wohnenden Ütacas oder Goaytacases *). In der Hälfte des sieb-

*) In der Lebensbeschreibung des Pater Anchieta heißt es hierüber unter andern: „Por este tempo anno 1594 pouco mais ou menos, moreram guerra os moratores desta Capitania do Espirito-Santo contra huma nacào de gentios perniçiosa, barbaro, cruel, e terribel por nomen Goyataca: cujas notiçias quero dar aqui brevemente etc.“

zehnten Jahrhundertes enthielt der District von Espirito-Santo nicht mehr als 500 Portugiesen und vier Indische Dörfer *). Heut zu Tage erblickt man auf dem südlichen Ufer des Flusses, nicht weit von seiner Mündung in einem schönen Busen die Villa-Velha do Espirito-Santo, eine kleine, offene Villa, die größten Theils in einem Quadrate erbaut ist. Am einen Ende steht die Kirche, und am andern, nahe am Wasser, das Casa da Camara (königliches Gebäude oder Rathhaus). Auf einem hohen, mit Wald bedeckten Berge, unmittelbar neben der Villa, liegt das berühmte Kloster von Nossa Senhora da Penha, eines der reichsten in Brasilien, das von der Abtey zu S. Bento in Rio de Janeiro abhängt; es soll ein wunderthätiges Marienbild besitzen, weßwegen eine Menge Menschen dahin wallfahrten. Jetzt befanden sich nur zwey Geistliche daselbst. Um die über alle Beschreibung erhabene Aussicht von den Mauern jener Höhe zu genießen, lohnt es sich der Mühe, sie zu ersteigen; denn man übersieht den weiten Spiegel des Meeres, und in's Land hinein schöne Gebirgsketten und mancherley Kuppen, mit Thälern dazwischen, aus welchen der breite Fluß höchst mahlerisch hervortritt. Die Villa besteht aus niedrigen Lehmhütten, ist ungepflastert und sichtbar im Verfalle, seitdem man etwa eine halbe Stunde weiter aufwärts auf dem nördlichen Ufer des Flusses die Villa de Victoria erbaut hat, einen hübschen kleinen Ort, der nach meiner Abreise von da, zur Çidade (Stadt) erhoben worden ist. Espirito-Santo war eine Unterstatthalterschaft, ward aber später auch zur Capitania erklärt. Die Çidade de Nossa Senhora da Victoria ist ein ziemlich netter Ort, mit ansehnlichen Gebäuden, nach der alten Portugiesischen Bauart mit Balkons von hölzernem Gitterwerke versehen, mit gepflasterten Straßen und einem mäßig großen königlichen Gebäude, dem Jesuiten-Convent, worin der Gouverneur wohnt, der hier zu seiner Disposition eine Compagnie reguläres Militär hat. Außer mehreren Klöstern befinden sich hier eine Kirche, vier Capellen und ein Hospital. Die Stadt ist jedoch etwas todt, und Fremde betrachtet man hier als Seltenheit mit der größten Neugierde. Der dasige Küstenhandel ist nicht ganz unbedeutend; daher liegen beständig mehrere Lanchas, Sumacas und andere Barcos hier, auch können Fregatten bis zur Stadt hinauf segeln; die Fazendas in der Nähe gewinnen viel Zucker, Mandiocca-Mehl, Reiß, viele Bananen und andere Erzeugnisse, welche längs der Küste hin versendet

---

*) *Southey's* History of Brazil. Vol. I. p. 667.

werden. Mehrere Forts vertheidigen den Eingang in die Mündung des schönen Flusses Espirito-Santo, eines unmittelbar an der Mündung, eine zweyte Batterie von Stein erbaut, höher aufwärts mit acht eisernen Kanonen, und noch höher am Berge zwischen dieser und der Stadt eine dritte Batterie von etwa 17 bis 18 Kanonen, worunter einige wenige metallene sich befinden. Die Stadt ist auf angenehmen Hügeln etwas uneben erbaut, und der an ihr vorbeyströmende Fluß ist hier auf allen Seiten von hohen Bergen eingeschlossen; sie bestehen zum Theile aus Felsen, die oft nackt und schroff und mit Fleischgewächsen bewachsen sind. Der schöne Spiegel des breiten Flusses wird durch mehrere grün bewachsene Inseln geschmückt, und landeinwärts findet das Auge, wenn es demselben folgt, einen schönen Ruhepunct auf hohen, grünen, waldigen Gebirgen.

Nachdem wir angekommen, nahmen wir unsere Wohnung zu Villa Velha do Espirito-Santo, weil hier gute Weide für unsere Thiere war. Von hier machten wir in großen Canoen die Fahrt nach der Cidade de Victoria, jedoch wegen eines heftigen Seewindes und der Breite des Wasserspiegels nicht ohne Gefahr. Der Gouverneur, dem wir unsern Besuch abstatteten, empfing uns dem Anscheine nach sehr höflich. Da wir ihn um eine Wohnung auf dem Lande in der Nähe der Stadt ersuchten, wies er uns zu Barra de Jucú, an der Mündung des kleinen Flusses Jucú, etwa 4 Stunden von der Stadt, ein bequemes gutes Haus an, welches dem Obersten Falcâo, Befehlshaber des hiesigen Miliz-Regimentes, und zugleich einem der angesehensten Pflanzer hiesiger Gegend, gehörte. Ich fand in der Stadt wieder die ersten Nachrichten aus Europa; denn bis hierher und nicht weiter geht aus Rio de Janeiro eine Landpost. Während wir beschäftiget waren, die angenehmen lange ersehnten Nachrichten zu durchlaufen, drängte sich von allen Seiten um uns her eine Menge von Volk aller Farben, und machte die mannigfaltigsten und sonderbarsten Bemerkungen über unser Vaterland und über die Absicht unserer seltsamen Erscheinung; auch hier, wie überall, hielt man uns für Engländer. In Villa Velha, wohin wir zurück kehrten, fanden wir einige unserer Leute am Fieber krank, und dieses verbreitete sich so schnell, daß in einigen Tagen die meisten derselben darnieder lagen. Man schrieb die Veranlassung dieser Krankheit dem Wasser zu; sie liegt aber ohne Zweifel im Clima und den Nahrungsmitteln zugleich. Mit China stellten wir indessen bald unsere Kranken sämmtlich wieder her, und bezogen dann so schnell als möglich unsere Wohnung zu Barra de Jucú, wo eine äußerst reine, frische Seeluft bald die Genesung der Reconvalescenten vollendete. Wir richteten uns jetzt in die-

ser neuen Wohnung für eine Zeit von mehreren Monathen ein, da wir hier die Regenzeit zuzubringen gesonnen waren; unsere Jäger durchstreiften die nahen und fernen Wälder. Barra de Jucú ist ein kleines Fischerdorf an dem Flusse Jucú, der hier in die See fällt, nachdem er von den bedeutenden Fazendas von Coróabá und Araçatiba herab in vielen Windungen seinen Lauf durch die Waldungen genommen hat; er ist fischreich, und man sieht in seiner Nähe manche mahlerisch wilde Gegenden. Die Häuser der Fischer zu Barra de Jucú liegen zum Theile zerstreut; in ihrer Mitte unweit einer über den Fluß geführten Brücke befindet sich das Haus des Obersten Falcão. Diesem reichen Gutsbesitzer gehören noch mehrere Fazendas in der Nähe, von welchen die beträchtlichste Araçatiba, 4 Legoas von hier, entfernt liegt. Der Oberste pflegte in der Sommerzeit gewöhnlich hierher zu kommen um Seebäder zu nehmen, und war daher jetzt sehr unzufrieden, daß der Gouverneur uns sein Haus zur Wohnung angewiesen hatte, welches wir jedoch erst später erfuhren. Er kam demungeachtet nach Barra de Jucú, und ließ ein anderes Haus in der Nähe für sich einrichten, bis wir ihm Platz machen konnten. Die interessantesten Jagdzüge, die wir unternahmen, um die Gegend kennen zu lernen, führten uns vorerst unmittelbar jenseits der Brücke des Jucú in den schönen Urwald, der sich nach Villa Velha do Espirito-Santo hin ausdehnt. Hier fanden wir eine uns noch neue niedliche Art von Sahui (Sahuim, den Jacchus leucocephalus, *Geoffroy*) in kleinen Banden, die besonders den Nüssen gewisser wilder Cocospalmen nachstellen; ferner das Stachelschwein mit dem Rollschwanze (den Couy des Azara) und andere Thiere mehr. Unter den Vögeln war in diesem Walde besonders häufig die herrlich blaue Nectarinia cyanea (Certhia cyanea, *Linn.*) und die Arten der Manakins, Pipra pareola, erythrocephala und leucocilla; ferner eine kleine noch unbeschriebene Art, welche ich strigilata nennen werde *), eine neue schöne Art von Tanagra (Tanagra elegans **) und eine vorzüglich schöne Art von Seidenschwanz (Procnias cyanotropus) ***),

*) Pipra strigilata; kleiner als Pipra erythrocephala; Scheitel hochroth; Oberkörper olivengrün; Unterkörper weißlich, röthlichbrau gestrichelt.

**) Tanagra elegans; mit hochgelbem Kopfe, schwärzem gelbgestrichelten Rücken, mit glänzend grünlich-himmelblauem Unterhalse, und Brust, und grünem Bauch und Seiten.

***) Procnias cyanotropus; betrachtet man ihn gegen das Licht, so ist der ganze Vogel prachtvoll himmelblau, und vom Lichte ab-

dessen Gefieder im Lichte wechselt. Die kleinen schön gefärbten Manakins konnte man immer auf einer gewissen Baumart anzutreffen hoffen, deren schwarze Beeren ihre Lieblingsnahrung ausmachen. Auch Rehe gab es in diesem Walde, und der Oberst Falcão liess, um dieselben zu jagen, seine Jagdhunde von Araçatiba herüber bringen. Um indessen große und seltene Thiere zu erlegen, welche die Nähe des Menschen mehr scheuen, gingen wir in den zwey bis drey Stunden weit entfernten weitläufigen Urwald in der Nähe der Fazenda von Araçatiba. Der Weg dahin war äußerst angenehm; er führte anfangs durch weite sumpfige Sandebenen mit mancherley Sumpfgewächsen angefüllt; dann erstiegen wir Hügel, wo ein dichtes Geflechte von jungen Cocospalmen und andern schönen Bäumen finstern Schatten verbreitete. Ein schilfartiges Gras überziebt hier die offenen Stellen, in welchen der kleine stahlglänzende Fink (Fringilla nitens, *Linn.*) äußerst häufig sich aufhält. Bey einem Ritte in einem engen Waldpfade fand ich hier einst eine große Schlange zusammengerollt ruhen, welche uns nicht ausweichen wollte. Mein Reitthier scheute, ich ergriff also eine mit Schrot geladene Pistole, und tödtete dieselbe. Wir erkannten bey näherer Untersuchung, daß sie von einer unschädlichen Gattung war, und erfuhren, daß man sie hier im Lande unter dem Nahmen der Caninana kenne. Sie gehört übrigens zum Genus Coluber *). Nur nach langem Zureden konnte ich den uns begleitenden Neger des Obersten Falcão bewegen, die Schlange auf's Pferd zu nehmen. Eine schauerliche Wildniß bildete der große Wald von Araçatiba; überall entflohen mit lautem Geschreye die Papageyen, und die Stimme der Saùassú-Affen erschallte rund umher. Lianen oder Cipós aller, und mitunter der sonderbarsten Arten, verflechten die hohen Riesenstämme zu einem undurchdringlichen Dickichte; die Prachtblumen der Fleischgewächse, die herabhängenden Ranken der die Bäume umschlingenden Farrenkräuter waren jetzt alle im üppigsten Triebe; junge Cocospalmen zierten überall die niedere Dickung, besonders an feuchten Stellen; hier und da bildete die Cecropia peltata besondere Gebüsche mit ihren silbergrauen geringelten Schäften. Unerwartet traten wir aus die-

---

gewendet erscheint er glänzend hellgrün; Flügel, Kehle und Kinn sind schwarz; der Unterleib weiß; im Berliner Museum hat man ihn Procnias ventralis genannt.

*) Diese Art ist höchst wahrscheinlich Merrem's veränderliche Natter; siehe dessen Beyträge zur Naturgeschichte der Amphibien. 2. Heft Seite 51. Tafel XII.

sem heiligen Dunkel in's Freye, und eine angenehme Überraschung gewährte es uns, als wir hier plötzlich am Fuße des hohen Morro de Araçatiba, eines mit Wald bewachsenen Felsengebirges, auf einer schönen grünen Fläche das große, weiße, mit zwey kleinen Thürmchen versehene Gebäude der Fazenda de Araçatiba erblickten. Dieses Gut hat 400 Negersclaven und in der Nähe sehr ausgedehnte Pflanzungen, besonders von Zuckerrohr. Die Söhne des Obersten wohnen ebenfalls auf besondern Fazendas nicht weit von hier entfernt. Araçatiba ist die bedeutendste Fazenda, welche mir auf dieser Reise zu Gesicht gekommen ist; das Gebäude hat eine breite Fronte von zwey Stockwerken und eine Kirche; die Negerhütten mit dem Zucker-Engenho und den Wirthschaftsgebäuden liegen unweit des Hauses am Fuße eines Hügels. Etwa eine Stunde von hier befindet sich in einer wilden, von hohem Urwalde rings umgebenen Gegend am Flüßchen Jucú eine zweyte Fazenda, Coroaba genannt, die einen andern Besitzer hat. Der Gouverneur hatte nicht weit von Coroaba zu S. Agostinho jetzt den Bau einer Kirche unternommen; er hielt sich deßwegen jetzt daselbst auf. An diesem Orte befindet sich ein Militär-Quartel gegen die Wilden; man war jetzt damit beschäftiget, von da aus einen Weg nach Minas Geraës zu bahnen, und ein Officier hatte bereits auf Befehl des Gouverneurs eine Reise dahin unternommen, um die Communication durch die Wälder zu eröffnen. Die Regierung hat zu S. Agostinho etwa 40 Familien, welche von den Azorischen Inseln, besonders von Terçeira, S. Miguel und einige wenige von Fayal herüber gekommen waren, angesiedelt. Diese Leute, die hier in großer Armuth leben, klagen sehr über ihre traurige Lage, da man ihnen große Versprechungen gemacht und dieselben nicht erfüllt hatte.

Gern hätten wir in Coroaba uns niedergelassen; aber die Unmöglichkeit, unsere große Begleitung daselbst unterzubringen, nöthigte uns für jetzt in Barra de Jucú zu bleiben. Man hatte mehrere für uns sehr nöthige Gegenstände, die wir in Capitania (so nennt man schlechtweg ebenfalls die Gegend am Espirito Santo) erwarteten, nach Caravellas gesendet, ein Umstand, der unsere Reisegesellschaft in nicht geringe Verlegenheit setzte. Um derselben abzuhelfen, faßten wir, Herr Freyreiß und ich, den Entschluß, die Reise nach Caravellas schnell zu unternehmen, um dort unsere Geschäfte in Ordnung zu bringen. Leicht eingerichtet und von einigen wenigen wohlbewaffneten Leuten zu Pferde begleitet, verließen wir am 19. December Barra de Jucú; der zurück bleibende Theil unserer Tropa begab sich indessen nach Coroaba,

um dort zu arbeiten. Wir hätten dieselbe Reise in weit kürzerer Zeit zur See machen können; allein die Schifffahrt längs der Küste, in kleinen unbequemen Fahrzeugen, ist in der Zeit der Gewitter und Stürme eben nicht die angenehmste. Wir begaben uns nach Pedra d'Agoa, einem einzelnen, auf einer Höhe am Flusse liegenden Hause, um daselbst mit unsern vier Reit- und zwey Lastthieren über den Espirito-Santo zu setzen. Hier sahen wir gerade gegen uns über auf den jenseitigen Gebirgshöhen den merkwürdigen, unweit Villa de Victoria liegenden Felsen Jucutucoara. Ähnlich dem Dent de Jaman im Pays de Vaud fällt dieser Steinblock von fern in's Auge; er ist auf sanfte grüne Höhen aufgesetzt, die zum Theile mit kleinen Gebüschen bedeckt sind. Vor ihm, dem Flusse näher, liegt die freundliche Fazenda Rumâo, vor welcher die Tauben-Insel (Ilha das Pombas) den Spiegel des Flusses theilt; (die 4. Tafel in der Quart-Ausgabe gibt ein anschauliches Bild dieser Landschaft). Der Blick von der diesseitigen Höhe auf den schönen Fluß, wo einige Lanchas und Fischer-Canoe's hinab segelten, war sehr angenehm. Wir hätten gewünscht, sogleich übersetzen zu können; allein es zeigten sich leider keine Canoe's, um uns hinüber zu schaffen; wir bathen daher den alten Bewohner von Pedra d'Agoa um Quartier, und übernachteten in einer vor Regen und Wind nur wenig geschützten kleinen Hütte; der gute Wille des Wirthes entschädigte uns indessen reichlich für diese Unannehmlichkeiten. Bey Annäherung des Abends versammelte sich das umherlaufende Vieh; unter diesem kam uns ein sonderbares Schaf zu Gesicht, von welchem wir bey genauerer Nachfrage erfuhren, daß es ein Bastard von einem Schafbocke und einer Ziege sey. Das Thier glich sehr seiner Mutter; es war dick, stark und rund, von sehr sanftem Ziegenhaare und trug etwas mehr auswärts gebogene Hörner *). Bey den jungen Lämmern, die von den Knaben eingefangen wurden, fand man häufig in der noch unverwachsenen Nabelhöhle eine Menge Maden, gegen welche man Merkur an diese Stelle strich. Diese Maden sind ein in heißen Ländern sehr gewöhnliches Übel; wo hier nur irgend eine Wunde entsteht, finden sich sogleich Fliegen, die ihre Eyer hinein legen. Es gibt in Brasilien noch ein anderes Insect, das sein Ey in das Muskelfleisch oder unter die Haut, selbst des Menschen legt; nach dem Stiche dieses Thieres spürt man einen kleinen örtlichen Schmerz, die Stelle schwillt bis zu einer gewissen Höhe an; alsdann zogen unsere Leute, die dieses beschwerliche Übel recht

*) Siehe *Buffon* Supplement T. V. p. 4. (der Ausgabe in 12).

gut kannten, eine Made, einen kleinen weißen, länglichen Wurm hervor, worauf die gemachte kleine Wunde sogleich heilte. Azara spricht wahrscheinlich von demselben Insecte *); er glaubt indessen, daß erst der Wurm selbst in die Haut eindringe, welches mit unsern Erfahrungen nicht übereinstimmt.

Am folgenden Morgen kamen unsere Canoe's; wir ließen uns über den beynahe 1000 Schritt breiten Fluß setzen. Unser Weg führte uns durch ein Thal, das in verschiedenen Windungen unmittelbar unter der Höhe hinweg zieht, auf welcher der Jucutucoara gelagert ist; in der Nähe sahen wir das nette weiße Haus einer Fazenda, die einem gewissen Herrn Pinto zugehört. Wir kamen über den kleinen Fluß Muruim (Murui) oder Passagem, über welchen eine, gewöhnlich durch ein Thor verschlossene hölzerne Brücke führt, und erreichten dann, nachdem wir einige Mangue- (Rhizophora, Conocarpus und Avicennia) Sümpfe durchritten hatten, die Seeküste. Wirft man hier den Blick rückwärts, so unterscheidet man nun deutlicher die Gebirgskette von Espirito-Santo, die man, so lange man sich unmittelbar zwischen den äußersten jener Höhen befindet, nicht übersehen kann. Drey Legoas von Capitania entfernt fanden wir unser Nacht-Quartier in der kleinen Povoação von Praya Molle.

Hier auf einer über die Meereshöhe nur wenig erhabenen grünen Fläche liegen mehrere Wohnungen zerstreut. Wir fanden in einer derselben eine sehr freundliche Aufnahme, und da alle Bewohner derselben sehr viel Sinn für Musik hatten, eine angenehme Abend-Unterhaltung durch Musik und Tanz. Der Sohn des Hauses, der sich recht gut auf die Verfertigung von Guitarren (Violas) verstand, spielte, und die übrigen jungen Leute tanzten die Baduca, wobey sie mit dem Körper sonderbare Verdrehungen machten, mit den Händen den Tact schlugen und abwechselnd mit ein Paar Fingern einer jeder Hand schnalzten; — eine Nachahmung der Spanischen Castagnetten. Obwohl die Portugiesen viele musikalische Anlagen haben, so sieht man in Brasilien auf dem Lande doch kein anderes Instrument, als die Viola. Ist die Liebe zu Tanz und Musik unter den dortigen Landleuten allgemein, so ist es auch die Gastfreundschaft, wenigstens in den meisten Gegenden. Wir erfuhren dieses auch hier wieder; man both Alles auf, uns zu unterhalten und uns die Zeit zu verkürzen.

Von Praya Molle aus kamen wir am folgenden Morgen

*) *Azara* voyages etc. Vol. I. p. 217.

zeitig nach der Povoaçao Carapebuçú. Von hier dehnen sich längs des Meeres vorwärts Waldungen aus, die Buchten umkränzend und die Landspitzen bedeckend. In diesen Wäldern flogen jetzt, in der Hitze des angehenden Sommers, eine Menge Schmetterlinge mancherley Art, besonders Nymphales. Hier fanden wir das merkwürdige beutelförmige Nest eines kleinen Vogels vom Geschlechte der Plattschnäbel (Todus,) welches derselbe immer in der Nähe der Nester einer besondern Wespengattung (Marimbondo) erbaut, um es, wie man behauptet, vor den Nachstellungen seiner Feinde zu sichern. Ich wollte mich dem Vogelneste nähern; allein die Wespen, welche sich wirklich sogleich zeigten, hielten mich davon entfernt. In den Gebüschen längs der Küste hin wohnen einzelne arme Familien, die sich vom Fischfange und von dem Ertrage ihrer Pflanzungeu ernähren. Es sind meistens Neger, Mulatten oder andere farbige Leute; Weiße findet man wenige darunter; sie klagen dem Reisenden sogleich ihre Armuth und Noth, an der nur Trägheit und Mangel an Industrie schuld seyn kann; denn der Boden ist fruchtbar. Zu arm, um Sclaven kaufen zu können, und zu träge, um selbst Hand anzulegen, hungern sie lieber. Von hier aus nordwärts gelangt man in eine Gegend, wo man nicht mehr Creolen und Mulatten, sondern Indier im civilisirten Zustande antrifft. Ihre einsamen Wohnungen liegen zerstreut in einem schattenreichen Haine von prachtvollen Waldstämmen; dunkle Pfade schlängeln sich von einer Hütte zur andern; in den krystallhellen kleinen Bächen, worin die schönen Gewächse des Waldes sich spiegeln, sieht man die nackte, dunkelbraune Jugend mit ihren kohlschwarzen Köpfen scherzen. In diesem reitzenden Walde fanden wir schöne Vögel; der goldgrüne Jacamar (Galbula magna) lauerte am Wasser, auf niedern Zweigen sitzend, auf Insecten, und unbekannte Lockstimmen tönten durch den einsamen Wald. Nachdem wir 4 Legoas zurück gelegt hatten, traten wir aus dem Walde heraus, und erblickten vor uns auf einer Anhöhe über dem Meere die Villa-Nova de Almeida.

Villa-Nova ist eine große Aldea der civilisirten Indier, welche von den Jesuiten hier angelegt ward; sie hat eine große steinerne Kirche, und zählt in ihrem ganzen Bezirke, von ungefähr 9 Legoas im Umfange, etwa 1200 Seelen. In der Villa wohnen meistens Indier, aber auch einige Portugiesen und Neger. Viele besitzen hier Häuser, in die sie von ihren Roßen (Pflanzungen) nur an den Sonn- und Festtagen hereinkommen. Im Jesuitenkloster, welches jetzt dem Geistlichen zur Wohnung dient, findet man noch einige alte Schriften dieses Ordens, welches eine Seltenheit ist, da man in allen seinen übrigen Conventen die Bibliotheken nicht ge-

achtet, sondern zerstört oder verschleudert hat. Die Jesuiten lehrten hier vor Zeiten besonders die Lingoa geral; ihre Capelle Dos Reys Magos soll sehr schön gewesen seyn. Der Ort ist todt, und scheint nicht stark bewohnt zu seyn; auch herrscht viel Armuth hier. Die Indier bauen ihre Nahrung auf ihren Roſſen von Mandiocca und Mays, führen etwas Holz und Töpferwaaren aus, und treiben dabey einen nicht ganz unbedeutenden Fischfang in der See und in dem bey der Villa vorbey fließenden Flusse Saüanha oder Dos Reys Magos. Herr Sellow, der später hierher kam, fand Gelegenheit, die sonderbare Art des Fischfanges mit den Zweigen des Tingi-Baumes zu sehen, deren schon la Condamine, als am Amazonenflusse gebräuchlich, erwähnt *). Man schneidet nähmlich Zweige vom Tingi-Baume, klopft sie rund, bindet sie in Bündel zusammen und wirft sie in's Wasser, besonders da, wo der Fluß einen geringen Fall hat; zuweilen flicht man einen Zaun quer durch denselben, um die Fische aufzuhalten. Diese werden von dem in's Wasser übertretenden Safte betäubt, kommen an die Oberfläche, sterben oder können leicht mit Händen gegriffen werden. Die Pflanzen, welche diese starke Wirkung hervorbringen, sind einige Arten des Genus Paullinia und die Jaquinia obovata, ein Strauch mit rothen Beeren und verkehrt eyförmigen Blättern, der in den Gebüschen an der Küste wächst, und deßhalb den Nahmen Tinguy (Tingi) da Praya trägt.

Man redete in Villa-Nova noch von einem früher hier nie gesehenen Seethiere, welches unlängst getödtet worden war. Einige Indier hatten dasselbe mit mehreren Flintenschüssen auf dem Seestrande erlegt. Es war groß, und soll Füße wie Menschenhände gehabt haben. Man hatte sehr viel Thran daraus bereitet; Kopf und Hände aber dem Gouverneur nach Capitania gesendet. Unsere Bemühungen, genauere Nachrichten über dieses Thier einzuziehen, blieben jedoch fruchtlos, um so mehr, da man das Skelett selbst zerschlagen und ausgesotten, zum Theile aber vergraben hatte. Es

---

*) *De la Condamine* voyage etc. pag. 156. Auch S. de Vasconcellos gibt in seinen Noticias curiosas von den Küsten-Indiern hierüber Nachricht. Nach ihm fischten sie mit den Japicay-Blättern, mit Cipó (Timbo Putyana genannt), oder Tingy, auch Tiniuiry, ferner mit der Frucht Curaruapé, mit Mangue-Wurzel u. s. w. S. Seite 76. Hierüber lese man ferner nach: Herrn Ritter Blumenbach in den Noten zu Andr. van Berkel's Reise nach Rio de Berbice (im J. 1671) Seite 180, so wie auch Krusenstern B. I. Seite 180.

scheint indessen aus den Angaben, daß es eine Phoca oder Manati gewesen ist.

Die Wälder, durch welche der Saüanha herabströmt, der in der alten Indischen Sprache Apyaputang genannt ward, sollen von Coroados und Puris bewohnt seyn. Man spricht auch von dem Stamme der Xipotos (Schipotos), die höher oben zwischen dem Rio Doçe und dem Saüanha wohnen sollen; allein diese Angaben der Nahmen verschiedener Stämme der Urbewohner sind unzuverlässig. Vom Saüanha vorwärts bis zum Mucuri ist die Seeküste beynahe bloß von einzelnen Küsten-Indier-Familien bewohnt. Sie reden hier durchgehends die Portugiesische Sprache, und haben ihre Bogen und Pfeile mit der Flinte vertauscht; ihre Wohnungen selbst unterscheiden sich wenig von denen der Portugiesischen Ansiedler; ihre Hauptbeschäftigung ist die Arbeit in ihren Pflanzungen und Fischfang in der See. Vom Saüanha nordwärts bedeckt die ganze Küste dichter Wald. In wenigen Stunden erreicht man den Fluß Pyrakäassú (großer Fischfluß), wie die Indier ursprünglich ihn nannten. Hier an der Barra (Mündung) liegt eine Provoação von wenigen Häusern, die man Aldea Velha nennt, und etwas höher am Flusse hinauf befindet sich ein bedeutendes Dorf, von den Jesuiten, die hier zur Zeit ihrer Herrschaft eine Menge Indier versammelten, gegründet. Fischfang und Muscheln verschafften ihnen die nöthigste Nahrung, daher findet man auch heut zu Tage am Flußufer große Haufen von Muschelschalen. Man hat denselben eine andere Entstehung zuschreiben wollen; allein mehrere Schriftsteller *) bestätigen den Gebrauch des Austeressens bey jenen Wilden, und die Umstände erläutern die Sache hinlänglich; man kann daher nicht bezweifeln, daß diese Anhäufungen von Muschelschalen von den Mahlzeiten der alten Bewohner dieser Stelle herrühren. Als in der Folge viele Portugiesische Pflanzer sich am Pyrakäassú niederließen, sollen die Jesuiten einen Theil der Indier, die früher hier gewohnt, weggeführt, und mit ihnen Villa-Nova gegründet haben, um sie von den Portugiesen entfernt zu halten. Wir erreichten Aldea Velha in der Abendkühlung. Man wendet sich hier um eine Landspitze an der See, und befindet sich plötzlich an dem schönen breiten Flusse, der aus seinen mit Wald bewachsenen Ufern in das Meer hervorströmt. Sechs bis sieben Strohhütten bilden in einer kleinen Thalfläche die Aldea Velha; nur ein einziges etwas ansehnlicheres Haus befindet sich darunter, und wird jetzt vom Com-

---

*) *Southey's* etc. Vol. I. pag. 36.

mandanten des Districts, einem Lieutenant der Besatzung von Espirito-Santo bewohnt. Wir fanden eine sehr freundliche Aufnahme in dem Hause des Herrn Tenente; die Bewohner waren erfreut, ein Mahl einige Worte mit Menschen wechseln zu können; sie betrachteten diese Station, wohin der Officier auf einige Jahre commandirt wird, als eine Art von Verbannung. Der jetzt hier wohnende Officier klagte sehr über Mangel an Unterhaltung und allen Annehmlichkeiten des Lebens; selbst manchen Bedürfnissen mußte er an diesem von der Welt abgeschiedenen Aufenthalt entsagen. An Lebensmitteln ist fast nichts als Mandiocca-Mehl und etwas Fische zu bekommen. Die Bewohner von Aldea Velha sind arme Fischer; der Fluß ist jedoch fischreich und hat eine gute Barra, daher können Lanchas ihn ziemlich weit hinauf segeln.

Da uns dieser Ort nicht auf längere Zeit fesseln konnte, so nahmen wir am folgenden Tage Abschied von unserm gütigen Hauswirthe, und setzten über den Fluß. Der Strom war sehr hoch, breit und reißend, und beynahe wäre uns eines unserer Reit-Maulthiere ertrunken, welches in dieser Gegend ein unersetzlicher Verlust gewesen seyn würde. Ein junger Indier des Commandanten, der sehr geschickt das von den Wellen herumgeworfene Canoe regierte, leistete uns hier gute Dienste. An feichten Stellen am Ufer bemerkten wir Möven und Meerschwalben, und zahlreiche Flüge des Verkehrschnabels (Rynchops nigra, *Linn.*), der wegen seines sonderbaren Schnabels bekannt ist. Jenseits des Flusses dehnen sich Waldungen aus, in welchen die Pflanzungen der Indier zerstreut liegen; sie bauen hier besonders Mays, Mandiocca und Baga (Ricinus), aus dessen Samenkörnern sie Samen-Öhl pressen. Hier traten wir wieder in einen finstern schönen Wald, wo auf mannigfaltigen Blüthen die schönsten Schmetterlinge umher schwärmten, und das Tosen der Brandung der See an unser Ohr schlug. Der Ruf der Jacupemba (Penelope Marail, *Linn.)*, eines fasanenartigen Waldvogels, machte unsere Jäger aufmerksam; allein es gelang ihnen nicht, dieses sehr scheue Thier zu tödten. Bald erreichten wir die Sandküste der See wieder, und setzten nun unsere Reise noch 4 Legoas weiter fort, bis wir gegen Abend zu dem Militär-Posten Quartel do Riacho gelangten. Die See macht in dieser Gegend viele Buchten, was dem Wege eine unangenehme Einförmigkeit gibt; denn so wie man eine Landzunge zurückgelegt hat, erscheint in der Ferne schon wieder eine andere. Wir fanden hier mehrere Arten von Seetang (Fucus), welche die See auswirft, aber wenig Conchilien. Auf einigen Felsgruppen im Meere nistet die stahlblau glänzende Schwalbe (Hirundo violacea). An dieser Küste liegen weit von einander entfernt, und in dem dich-

testen Gebüsche zerstreut, einzelne Wohnungen der Indier; ein Theil ihrer Bewohner wagt sich in Canoen weit in die See hinaus, um Fische zu fangen. Ein kleiner Bach, in dessen Bette der Boden so weich war, daß unsere Thiere tief in denselben einsanken, hielt uns lange auf. Unsere Tropeiros, Mariano und Felippe, suchten und fanden endlich mit den Reitthieren eine festere Stelle, indem sie sich ihrer Kleidungsstücke entledigten, und wir Alle kamen glücklich, obgleich etwas benetzt, hinüber. Noch vor dem Einbrechen der Dämmerung erreichten wir das Quartel.

Quartel do Riacho ist ein Militär-Posten, bestehend aus einem Unterofficier und sechs Soldaten, zur Weiterbeförderung der Befehle und zur Verbindung mit der Postirung am Rio Doçe. Am Meeresufer liegen zwey Häuschen, in deren einem die Familien einiger Soldaten wohnen, die auf den nahen Pflanzungen ihren Unterhalt gewinnen. Der hier commandirende Unter-Officier war ein vernünftiger Mann, der uns manche interessante Nachricht gab. Von nun an erhielten wir von dem Kriege, den man in den Wäldern am Rio Doçe mit dem feindlichen Stamme der Botocudos führt, immer genauere Kunde, da wir jetzt an den Gränzen der Wildnisse jener Nation angelangt waren. Der Unter-Officier selbst hatte einen Pfeilschuß durch die Schulter erhalten, als er noch auf einem der Quartelle am Rio Doçe diente; er war aber völlig von dieser gefährlichen Wunde geheilt. Der Stamm der Botocudos (von den Europäern so genannt), streift an den Ufern des Rio Doçe, bis hinauf zu dessen Ursprung in der Capitania von Minas Geraës, in den Wäldern umher. Diese Wilden zeichnen sich durch die unter ihnen herrschende Sitte, Menschenfleisch zu essen, und durch ihren kriegerischen Geist aus; sie leisteten den Portugiesen bisher beharrliche Gegenwehre. Wenn sie auch zuweilen an einem Orte mit allen Zeichen friedlicher Gesinnungen erschienen, so begingen sie dagegen an einem andern Feindseligkeiten und Ausschweifungen, und es hat daher nie ein dauerndes Einverständniß mit ihnen Statt gefunden. Schon vor vielen Jahren hatte man, acht oder zehn Legoas aufwärts am Rio Doçe, an der Stelle, wo jetzt die Povoacão von Linhares erbaut ist, einen Militär-Posten (Destacamento) von sieben Soldaten errichtet, und ihn mit einer kleinen Kanone versehen, um die neu anzulegende Straße nach Minas zu decken. Anfangs wurden die Wilden wirklich dadurch zurückgescheucht; als sie aber nach und nach mit den Europäern und ihren Waffen bekannter geworden, verlor sich allmählich ihre Furcht. Einst überfielen sie das Quartel, tödteten einen der Soldaten, und würden auch die übrigen, die schnell entflohen waren, noch eingeholt

und getödtet haben, wenn diese nicht in dem Flusse ihr Heil gesucht, und auf dem zufällig eben mit der Ablösung anlangenden Canoe sich gerettet hätten. Da die Wilden sie nicht erreichen konnten, so verstopften sie nun die Kanone mit Steinen und zogen sich dann wieder in ihre Wälder zurück. Der kürzlich verstorbene Staats-Minister, Conde de Linhares, erklärte ihnen hierauf in einer bekannten Proclamation förmlich den Krieg; auf seinen Befehl wurden die am Rio Doçe schon früher errichteten Militär-Posten verstärkt und vermehrt, um die Ansiedelungen der Europäer und den Verkehr nach Minas stromaufwärts zu decken. Seitdem verschonte man die Botocudos nirgends mehr; ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters wurden sie ausgerottet, wo man sie fand, und nur hier und da bey besondern Veranlassungen wurden einzelne, noch völlig unmündige Kinder, erhalten und aufgezogen. Der Ausrottungskrieg gegen sie, wurde mit um so größerer Erbitterung und Grausamkeit geführt, je fester man sich überzeugt hielt, daß sie alle in ihre Hände gefallene Feinde tödteten und ihr Fleisch verzehrten. Und als man erfuhr, daß sie hier und da am Rio Doçe, nach ihrer Weise, durch Händeklatschen friedliche Gesinnungen an den Tag gelegt, und dann Portugiesen, die im Vertrauen auf diese Friedenserklärung gutmüthig zu ihnen hinüber gefahren waren, heimtückisch mit ihren furchtbaren Pfeilen getödtet hatten, da erlosch auch der letzte Funke des Glaubens, bey diesen Wilden Menschengefühl zu finden. Daß man indessen in diesem, die Würde der Menschheit verletzenden Urtheil zu weit ging, und daß man an der Unverbesserlichkeit dieser Wilden, durch die Art, sie zu behandeln, wenigstens eben so viel Antheil hat, als ihre eigene Rohheit, das ist auffallend sichtbar in den sehr günstigen Wirkungen, welche das gemäßigte und menschenfreundliche Benehmen des Gouverneurs Conde dos Arcos in der Capitania von Bahia bey den am Rio Grande de Belmonte sich aufhaltenden Botocudos hervorgebracht hat. Wirklich in hohem Grade überraschend, und zu den wichtigsten Betrachtungen veranlassend ist der Contrast, den der Reisende findet, wenn er von dem Schauplatze des unmenschlichen kleinen Krieges am Rio Doçe, nach einem Zwischenraume von wenigen Wochen in die Gegenden am Rio Grande de Belmonte eintritt, und daselbst die Einwohner durch einen seit etwa drey oder vier Jahren geschlossenen Frieden mit eben jenen Wilden in den friedlichsten Verhältnissen leben sieht, die diesen die gewünschte Ruhe, und jenen Sicherheit und die bedeutendsten Vortheile gewähren.

Um die merkwürdige Gegend am Rio Doçe, wovon man uns schon zu Capitania so manches Anziehende erzählt hatte,

näher kennen zu lernen, verließen wir früh Morgens, von zwey Soldaten begleitet, das Quartel do Riacho, und setzten unmittelbar bey den Hütten über den Riacho (Bach), von dem jenes Quartel den Nahmen hat. Wir hatten von hier aus einen sehr beschwerlichen Weg von acht starken Legoas im tiefen Sande und in der glühenden Decemberhitze zu machen. Der Boden ist ein schwer mit Quarz und kleinen Kieseln gemischter Sand, der die Füße der Menschen und Thiere gar sehr ermüdet. Nach dem Lande hin bedeckt niedriges Gesträuch, besonders von der Zwerg-Cocospalme *) den Sand; hinter diesem steigt der dichte Wald in die Höhe, in welchem, nicht weit von der Praya entfernt, das Quartel dos Comboyos liegt, wo drey Soldaten zur Erhaltung der Communication stationirt sind. Wir fanden hier Spuren von den colossalen Seeschildkröten (Tartarugas), die aus dem Meere auf's Land kriechen, und ihre Eyer in dazu in den Sand gescharrte Gruben legen. An vielen Stellen lagen noch Überreste von diesen Thieren, Panzer und Skelette, an welchen wir die sehr großen Schedel bewunderten; ich fand einen, der nicht weniger als drey Pfund wog. Die Indier essen das Fleisch dieser Schildkröten, und gewinnen eine Menge Fett von ihnen; auch suchen sie die Eyer derselben, deren man oft 12 bis 16 Dutzend in Einer Grube findet, sehr sorgfältig auf. Diese Eyer sind rund, weiß, mit einer lederartig biegsamen Haut überzogen, und enthalten ein wasserhelles Albumen und einen schön gelben Dotter, der schmackhaft ist, aber doch etwas Fischartiges im Geschmacke hat. Wir begegneten einigen Indischen Familien, die ganze Körbe voll dieser Eyer nach Hause trugen. Die Größe dieser Meerschildkröten kann man nach den Panzern beurtheilen, die wir hier fanden, und deren Länge an fünf Fuß betrug. Beym Eintritte der drückenden Mittagshitze befand sich unsere Tropa schon in einem etwas erschöpften Zustande, da es durchaus an Trinkwasser fehlte, um den brennenden Durst der Lastthiere, und besonders der von Schweiß triefenden Fußgänger zu löschen. Wir hielten an und suchten im Schatten der niedrigen Gesträuche Schutz; allein der Boden war so heiß, daß wir auch hier wenig Erfrischung fanden; nur die Füße ruheten, und den Thieren verschafften wir durch das Abladen ihrer Lasten einige Erhohlung. Hier kam uns jetzt die Erfahrung unserer jungen Indier vortrefflich zu Statten; sie gingen mit einigen Gefäßen in die Gesträuche, und sammelten das zwischen den Blättern der Bromelia-Stauden befindliche Wasser.

*) Weiterhin folgt eine Aufzählung der verschiedenen Palmen-Arten.

Dieses Wasser ist nach eben gefallenen Regen rein und klar; allein jetzt, da es lange nicht geregnet hatte, war es schwarz und schmutzig, wir fanden sogar Froschlaich und junge Frösche darin. Man goß es durch ein Tuch, vermischte es mit etwas Branntwein, Limoniensaft und Zucker, und so gab es uns jetzt eine herrliche Erquickung. Wir fanden hier auf den Bromelia-Stauden häufig einen kleinen gelblichen Laubfrosch *), der hier, so wie viele Thiere dieser Gattung, seine Brut über der Erde ausbringt; öfters fanden wir auch seine kleinen schwarzen Larven. Man darf sich nicht wundern, daß hier zu Lande der Erde angehörende Reptilien ihre Brut auf Bäumen erziehen, da selbst der Mensch in diesem, an sonderbaren Erscheinungen so reichen Welttheile an manchen Orten auf den Bäumen lebt, wie z. B. die Guaraunen, von denen uns Herr von Humboldt interessante Nachrichten mittheilt. Wir brachen nach einiger Ruhe wieder auf, setzten unsere Reise tief in die Nacht hinein fort, und fanden uns endlich bey Mondschein in einer sandigen, ebenen, von Holz entblößten Gegend, unweit der Mündung des Rio Doçe. Hier verirrten sich die beyden als Führer mitgenommenen Soldaten, und wir waren genöthiget, so ermüdet wir auch waren, dennoch lange zu warten, bis sie den rechten Pfad fanden, auf dem sie uns dann nach dem Quartel da Regencia führten. Dieses ist ein Militär-Posten von fünf Soldaten, welcher an der Mündung des Flusses errichtet ist, um Befehle längs der Küste hin weiter zu befördern, die Reisenden über den Fluß zu setzen, und mit der Povoaçâo von Linhares die Verbindung zu unterhalten. Wir brachten die Nacht in dem ziemlich geräumigen Hause der Soldaten hin, in welchem sich mehrere Zimmer mit hölzernen Pritschen und einem Tronc **) befanden. Diese Leute leben hier schlecht; Fische, Mandiocca-Mehl, schwarze Bohnen und zuweilen etwas Salzfleisch machen ihre einzige Nahrung aus. Sie waren alle farbige Leute: Creolen, Indier, Mamelucken oder Mulatten. Kaum war der folgende Morgen angebro-

*) Ein noch unbeschriebener kleiner Laubfrosch (Hyla luteola) von blaßgelblicher Farbe mit einem dunklern Striche durch das Auge.

**) Der Tronco ist eine Strafe für die Soldaten. Er besteht in einem langen auf die Kante senkrecht gestellten Bret, worin der Reihe nach runde Löcher eingeschnitten sind, durch welche der Kopf des Delinquenten geschoben wird; das Bret umschließt den Hals, während der Mensch in horizontaler Stellung auf der Erde ausgestreckt liegen muß. Siehe von Eschwege's Journal von Brasilien. Heft I. Seite 128.

chen, als die Neugierde uns hinaustrieb, um den Rio Doçe, den bedeutendsten Fluß zwischen Rio de Janeiro und Bahia zu sehen; stolz und majestätisch wälzte sich jetzt der hochgefüllte Strom dem Meere zu; seine große Wassermasse wogte in einem Bette hin, das uns noch einmahl so breit als das unsers Deutschen Rheines, an seinen breitesten Stellen, erschien. Nach einigen Tagen war er jedoch schon wieder etwas von seinem hohen Stande gefallen. Nur in den Wintermonathen, besonders im December, erreicht er jene beträchtliche Stärke; zu andern Zeiten, besonders nach anhaltend trockener Witterung, erscheinen überall Sandbänke in seiner Mitte, wovon man jetzt keine Spur erblickte. Seine Mündung ist daher nie zugänglich, und große Schiffe können wegen der Untiefen und Sandbänke nicht einlaufen; selbst Lanchas nur bey dem höchsten Wasserstande. Seinen Ursprung hat der Rio Doçe in der Capitania von Minas Geraës, wo er durch die Vereinigung des Rio Piranga mit dem Ribeirão do Carmo gebildet wird; erst nach dieser Vereinigung nimmt er den Nahmen Rio Doçe an *). Er durchströmt eine bedeutende Fläche Landes, und macht mehrere kleine Cachoeiras, wovon drey bald auf einander folgende die Escadinhas genannt werden. Die Ufer dieses schönen Stromes sind von einem dichten Urwalde bedeckt, der eine große Menge verschiedener Thierarten ernährt. Hier findet man häufig den Anta (Tapirus americanus), zwey Arten von wilden Schweinen (Dicotyles, *Cuvier*), den Pecari oder Caytetu und den Porco de quechada branca (Taytetu und Tagnicati von Azara), zwey Arten von Rehen (den Guazupita und Guazubira des Azara), und über sieben verschiedene Katzen-Arten, wovon die gefleckte Unze (Yaguareté, *Azara*) und der schwarze Tieger (Yaguareté noir, *Azara*) die größten und gefährlichsten sind. Allein weit furchtbarer und gefährlicher als diese Raubthiere und der Schrecken jener undurchdringlichen Wälder ist der hier lebende Urbewohner, der rohe, wilde Botocude. Aus Mangel an Menschen ist diese Gegend noch sehr wenig bevölkert, so daß bis jetzt noch bloß auf dem Flusse eine Communication unterhalten wird. Vor wenig Wochen hatte man zwar längs des südlichen Ufers herab eine Picade (Waldpfad) eröffnet; allein sie ist jetzt noch lange nicht vollendet, und der Wilden wegen nur mit Bewaffneten zu passieren. Der Staats-Minister Conde de Linhares hatte sein Auge be-

*) Siehe von Eschwege's Journal von Brasilien, Heft I, S. 52.

sonders auf diese fruchtbare, schöne Gegend gerichtet; er legte neue Militär-Posten an, und erbaute acht oder zehn Legoas am Flusse aufwärts, die Povoaçâo, die jetzt nach ihm Linhares benannt ist, an der Stelle, wo ehemahls das erste Quartel gewesen war. Er sendete desertirte Soldaten und andere Sträflinge hierher, um die neue Colonie zu bevölkern, und ohne Zweifel würden diese Ansiedelungen in kurzer Zeit sich gehoben haben, wenn nicht der Tod jenen thätigen Minister zu früh abgerufen hätte. Seitdem ist diese Gegend völlig in Vergessenheit gerathen, und werden nicht kräftigere Maßregeln ergriffen, so kann sie bald völlig verödet seyn.

Wir sehnten uns mit Ungeduld, den schönen Rio Doçe hinauf zu schiffen, um uns wo möglich von dem interessanten Schauplatze des Waldkrieges mit den Botocudos durch die eigene Ansicht zu unterrichten. Dennoch mußten wir wegen eines ungestümen Windes, der am 25. December die Wassermasse des Flusses zu sehr bewegte, auf den Rath der Soldaten, die Abreise noch um einen Tag verschieben. Der folgende Morgen war warm und still, und wir schifften uns daher mit Anbruch des Tages in einem langen Canoe ein, welches von sechs Soldaten regiert wurde. Wir waren zusammen neun Personen, alle wohl bewaffnet. Um den Rio Doçe bey seinem hohen Stande hinauf zu schiffen werden wenigstens vier Mann erfordert, welche das Canoe mit langen Stangen (Varas) aufwärts schieben. Da sich überall seichte Stellen finden, die in der trockenen Zeit Sandbänke bilden, so ist auf diesen, auch selbst bey hohem Wasser, immer Grund zu fassen, und man kommt, wenn alle Umstände möglichst glücklich zusammen treffen, in einem Tage, jedoch erst Abends spät, nach Linhares. Das Wetter war sehr günstig, und als wir uns einmahl an das Schwanken des schmalen Canoes, welches die dasselbe fortschiebenden Soldaten durch ihr Umhergehen verursachten, gewöhnt hatten, fanden wir die Fahrt sehr angenehm. Als es völlig Tag wurde, sahen wir den weiten Spiegel des reißenden Stromes in der Morgensonne glänzen; die fernen Ufer waren mit finstern Urwäldern so dicht bedeckt, daß auf der ganzen weiten Strecke, die wir beschifften, auch nicht ein freyes Plätzchen erschien, wo ein Haus hätte stehen können. Zahlreiche Inseln verschiedener Größe und Bildung treten aus der Wasserfläche hervor; sie sind üppig grün mit Urwald bedeckt. Eine jede von ihnen hat ihren besondern Nahmen; ihre Anzahl soll weiter aufwärts immer zunehmen. In seinem hohen Stande hat der Rio Doçe ein trübes, gelbes Wasser, welches nach der allgemeinen Sage der Einwohner sehr leicht Fieber erzeugen soll. Fische leben in Menge darin, selbst der Sägefisch (Pristis Serra) steigt bis weit

über Linhares hinauf und bis in die Lagoa von Juparanán, wo er häufig gefangen wird. Aus den Wäldern schallt das Geschrey einer Menge von Affen hervor, besonders der Barbados (Mycetes ursinus), der Sauassú's (Callithrix personatus, *Geoffroy*) u. a. Eine der größten Zierden der Brasilianischen Wälder, der prachtvolle Arara (Psittacus Macao, *Linn.*), bey uns in Europa gewöhnlich Aras genannt, war uns wild noch nie zu Gesicht gekommen; jetzt hörten wir laute, rabenartige Stimmen, und über die stolzen Kronen der Sapucaya-Bäume erhoben sich diese prachtvollen Vögel. An ihrem langen Schweif erkannte man sie von fern schon, und ihr brennend rothes Gefieder schimmerte unbeschreiblich schön im Glanze der heitern Sonne. Perikitten, Maracaná's, Maitacca's, Tiriba's, Curica's, Camutanga's, Nandaya's und andere Arten von Papageyen strichen laut schreyend in zahlreichen Schwärmen von Ufer zu Ufer, und die große stattliche Bisam-Ente (Anas moschata, *Linn.*) ließ sich am Ufer im Saume des Waldes auf dem Aste eines Cecropia-Stammes nieder. Auf den Sandbänken (Coroas) saß der Verkehrtschnabel (Rynchops nigra, *Linn.*) unbeweglich mit eingezogenem Halse da; Tucane und der Curucuá (Trogon viridis, *Linn.*), ließen ihren lauten Ruf erschallen. Bloß von diesen wilden Thieren und den rohen Botocudos, die jedoch jetzt seltener sind, werden die Ufer dieses Stromes bewohnt. Ansiedler gibt es hier beynahe gar nicht; nur an zwey Orten haben einige wenige Menschen, mit Waffen zu ihrer Vertheidigung hinlänglich versehen, sich niedergelassen. Sie führen immer eine Flinte bey sich, wenn sie nach ihren Pflanzungen gehen, und diejenigen von ihnen, die keine Gewehre besitzen, haben wenigstens einen Bodock, um mit Kugeln oder Steinen zu schießen. Die Botocudos lassen sich hier in den untern Gegenden des Flusses nur von Zeit zu Zeit, und durchstreifend, sehen. Gegen Mittag erreichten wir noch die kleine Insel, welche man ihrer Gestalt wegen Carapuça (Mütze) benannt hat. Hier ruheten unsere ermüdeten Schiffer, und wir fanden nun, daß es durchaus unmöglich sey, heute Linhares zu erreichen. Um vor dem Zuge des reißenden Stromes gesichert zu seyn, schifften wir zwischen dem festen Lande und einer Insel hindurch in einen schmalen Canal, wo eine Menge von schönen Vögeln, besonders von Papageyen, umher flogen, unter denen die prachtvollen rothen Araras in dem Scheine der untergehenden Sonne vorzüglich glänzten. Die Ufer dieser Inseln und des Canals waren größten Theils durch das hohe Fächerrohr (Ubá), dessen Blumenschaft die Botocudos zu ihren Pfeilen benutzen, noch dichter verflochten. Als der Abend anbrach, hielten unsere Soldaten Rath, ob es besser sey,

auf der Ilha Comprida (der langen Insel) oder einer andern zu übernachten. Die erstere verwarf man, weil sie nur durch einen schmalen, seichten Canal vom festen Lande getrennt ist, und wir deßhalb nicht sicher vor einem Besuche der Wilden gewesen seyn würden. Wir fuhren daher nach der Ilha de Gambin, wo vor Zeiten die Gouverneure zu übernachten pflegten, wenn sie die Colonie am Rio Doçe besuchten. Der jetzige Gouverneur hat diese Besuche nicht fortgesetzt, und wir fanden das Gebüsche am Ufer so dicht verwachsen, daß einer meiner Jäger mit dem Waldmesser erst Platz hauen mußte, um den Fuß an's Land setzen zu können. Auf einer freyen Stelle, von welcher eine große Eule (Curuja) und eine Bisam-Änte, durch die unerwarteten Gäste aufgeschreckt, entflohen, loderte bald ein großes freundliches Feuer auf. Wir litten etwas von den unzähligen Moskiten, schliefen aber ruhig bis zum Morgen. Sehr früh am Tage verließen wir die Insel, schifften den Fluß weiter aufwärts bey mehreren Inseln neben, und in einen zwischen der Ilha Comprida und dem nördlichen Ufer des Flusses gelegenen Canal hinein; hier war der Trieb des Wassers lange nicht so stark; allein wir fanden dagegen viele dürre, umgefallene Stämme und große Äste, welche hinweggeräumt werden mußten, um die Fahrt fortsetzen zu können. Die Gebüsche und hohen Urstämme, die diesen Canal einfassen, sind mannigfaltig und prachtvoll. Verschiedene Arten von Cocos, besonders die schlanke Cocos de Palmitto (an andern Orten Jissara genannt) mit ihrem hohen dünnen Schafte und der kleinen glänzend grünen, schön gefiederten Krone, zieren diese schattenreichen Wälder, aus deren dichten Verflechtung sonderbare Lockstimmen hervor schallten. Unten, nahe über dem Wasser, blühten einige uns noch neue Prachtblumen, unter andern ein Convolvulus (oder eine verwandte Pflanze) mit besonders großer weißer Blüthe, und ein bohnenartiges Gewächs aus der Diadelphia mit hochgelber großer Blume, die in dichten gedrängten Guirlanden das Gebüsch durchflochte. Ein Jacaré, ruhig im Schlamme sich sonnend, entfloh vor unsern Ruderschlägen. Die fünfte Tafel (in der Quart-Ausgabe) ist eine Abbildung der Schifffahrt in diesem engen Canale, und sie gibt dem Beschauer einen sehr lebendigen Begriff von der Üppigkeit und der Fülle dieser herrlichen Natur. Wir erreichten jetzt mehrere Inseln, wo man schon von Linhares aus Pflanzungen angelegt hatte; denn auf diesen Inseln allein ist man ganz sicher vor den Wilden, die keine Canoes haben, und deßhalb nur übersetzen können, wo der Fluß wenig Breite und Tiefe hat. Auf der Ilha do Boi (Ochsen-Insel) wohnt der Guarda Mor, und auf der Ilha do

Bom Jesus der Geistliche von Linhares. Gegen Mittag erblickten wir Linhares, und landeten, nachdem wir mit großer Anstrengung den reißenden Strom durchschnitten, und dabey zwey Stangen (Varas) zerbrochen hatten, am nördlichen Ufer. Als wir in Linhares angekommen waren, traten wir im Hause des Herrn Alferes Cardoso da Rosa ab. Dieser Offizier commandirte die Postirung hier am Rio Doçe; er war jetzt gerade im andern Theile der Povoaçâo jenseits des Flusses auf der Fazenda von Bomjardim, wohin wir bald nach unserer Ankunft ebenfalls eingeladen wurden. Wir setzten in einem leichten Canoe, von den Negern der Fazenda vortrefflich geführt, pfeilschnell quer über den breiten, reißenden Fluß, und fanden eine sehr freundschaftliche biedere Aufnahme im Hause des Herrn Tenente João Felippe Calmon, wo wir eine muntere Gesellschaft versammelt fanden. Hier trafen wir auch den Herrn Alferes noch an, den wir von unsern Absichten und dem Zwecke unserer Reise unterrichteten. Wir nahmen die Fazenda in Augenschein, bey welcher der Besitzer das erste Zucker-Engenho am Rio Doçe angelegt hat. Seine Pflanzungen von Zuckerrohr, Reiß, Mays, Mandiocca u. s. w. standen im üppigsten Wuchse; die Mandiocca gedeiht in dieser Gegend am wenigsten. Herr Calmon hat durch seine Einsicht und Thätigkeit sich um die hiesige Gegend sehr verdient gemacht, indem er durch sein Beyspiel zur Bearbeitung des Bodens ermunterte. Mit 17 Sclaven — so viel hatte er wenigstens jetzt — hat er ein beträchtliches Stück Wald ausgerodet, und durch seine vortrefflich gedeihenden Pflanzungen gezeigt, daß der Boden an diesem Strome äußerst fruchtbar und aller möglichen Cultur fähig sey. Wir brachten hier einen Tag (den 28. December) sehr vergnügt zu, da der Herr Alferes und Herr Tenente Calmon sich beeiferten, uns angenehm zu unterhalten.

Linhares ist bis jetzt eine sehr unbedeutende Ansiedelung, ungeachtet, wie weiter oben gesagt worden ist, der Minister Conde de Linhares sich viele Mühe gegeben hatte, sie empor zu bringen. Auf seinen Befehl wurden die Gebäude im Quadrate auf einem von Holz befreyten Platze nahe über dem Flußufer und einer steilen Thonwand errichtet. Die Häuser des Ortes sind klein, niedrig, mit Cocos- und Uricanna-Blättern gedeckt, von Lehm und unbeworfen. Eine Kirche existirt hier noch nicht, man lieset die Messe in einem kleinen Hause. Auf der Mitte des Quadrates, das die Gebäude bilden, hat man ein hölzernes Kreuz aufgestellt, und hat zu diesem Endzwecke einen mäßig großen Sapucaya-Baum, der hier gestanden, bloß abgeschnitten und mit einem Querbalken versehen.

Die Bewohner haben ihre Pflanzungen theils in dem das Dorf rund umgebenden Walde angelegt, theils auf den Inseln im Flusse. Herr Tenente Calmon war jedoch der Erste, und blieb bis jetzt der Einzige, welcher eine Fazenda und Engenho anlegte. Als er sich hier, Linhares gegenüber, niederlassen wollte, nahm er etwa 30 bis 40 bewaffnete Leute, und ging auf die daselbst in Masse versammelten Botocudos, die ihm den Platz streitig machen wollten, los. Einer dieser Wilden wurde getödtet; man sah aber bald, daß man diese bey 150 Bogen starke Horde durch Gewalt allein nicht vertreiben würde, schlug also einen andern Weg ein, bedrohte sie im Rücken, und vertrieb sie auf diese Art mit List. Seitdem haben sie ihn, während der drey Jahre, die er nun hier lebt, nicht mehr beunruhiget. Eben so wie auf seiner Fazenda der fruchtbare Boden, könnten auch hier bey etwas Handel die verschiedenen kostbaren Holzarten benutzt werden, welche diese Wälder in Menge anfüllen. Peroba, ein vortreffliches Schiffbauholz, wird zwar als ein Regal betrachtet; allein Herr Calmon erhielt die Erlaubniß, einige große schöne Seecanoes davon zu bauen, die er mit den Producten seiner Fazenda und mehreren vortrefflichen Hölzern, die schon öfters genannt worden sind, nach Capitania und nach andern Orten sendet.

Um diese Ansiedelung im Allgemeinen gegen die Angriffe und Grausamkeiten der Botocudos zu schützen, hat man acht Destacamente oder Quartelle angelegt, die in verschiedener Richtung in die großen Waldungen vorgeschoben sind; sie sollen zugleich, und ganz besonders, die Handelsverbindungen decken, die man seit kurzer Zeit den Fluß aufwärts nach Minas Geraës hin zu eröffnen gestrebt hat. Wirklich sind schon Soldaten von dort herab gekommen, die in hinlänglicher Anzahl, wohl bewaffnet und mit dem Panzerrock (Gibâo d'armas) versehen waren. Diese Panzerröcke, deren sich auf allen Quartellen einige befinden, sind eine unentbehrliche Bedeckung gegen die kräftigen Pfeilschüsse der Wilden. Sie sind weit, von baumwollenem Zeuge und mit mehreren Lagen baumwollener Watte dicht gesteppt, haben einen hohen stehenden Kragen, der den Hals deckt, kurze Ärmel, die den Oberarm schützen, und reichen bis auf die Knie herab, sind jedoch wegen ihrer Schwere, besonders an heißen Tagen, höchst lästig. Ein Paar auf diese Art gerüstete Soldaten stellt die Vignette dieses Abschnittes (in der Quart-Ausgabe) dar. Nicht leicht dringt, selbst in der Nähe darauf abgeschossen, der kräftigste Pfeil in einen solchen Rock ein, und nie bleibt ihm so viel Kraft, den Körper bedeutend zu verwunden. Übrigens hat man zu diesen Panzerröcken zu großes Vertrauen; denn man behauptete uns, selbst eine

Kugel würde nicht eindringen. Ich ließ daher, um mich von der Wahrheit dieser Versicherung zu überzeugen, einen meiner Jäger auf 80 Schritt mit einer Pürschbüchse darauf schießen, und die Kugel durchbohrte beyde Seiten des Rockes, der noch dazu dicht ausgefüllt war. Es zeigte sich indessen aus unsern weiteren Versuchen allerdings, daß die schwersten Schrotte auf 80 Schritt völlig plattgeschlagen auf die Erde herabfielen, ohne einzudringen, und daß diese Röcke also den Pfeilen hinlänglichen Widerstand leisten.

In Capitania und an andern Orten verfertiget man Panzerröcke von Seide, welche zwar leichter, aber auch weit kostbarer sind. Bey dem letzten Gefechte zu Linhares ward von einem besonders starken Botocuden ein äußerst kräftiger Pfeil in geringer Entfernung auf einen der angreifenden Soldaten abgeschossen. Er drang durch den festen Rock, verletzte aber den Soldaten nur schwach in der Seite; jedes Mahl aber gibt doch selbst ein abprallender Pfeil einen sehr heftigen Stoß.

Von der Fazenda zu Bomjardim hat man in neuern Zeiten einen Weg nach dem Quartel do Riacho angelegt, der bey einer Lagoa vorbey zieht, welche den Nahmen Lagoa dos Indios trägt *). Dort befindet sich ein zweytes Destacament, welchem man den Nahmen Quartel d'Aguiar gegeben hat. Hier wohnen einige Indische Familien, und acht Indische Soldaten versehen den Dienst. Die civilisirten Indier dienen als Soldaten gegen ihre rohen Stammverwandten sehr gut. Die Wilden hassen sie daher sehr, und sollen zuerst nach ihnen schießen, weil sie diese für Verräther an ihrem Vaterlande halten. Von Linhares etwas vorwärts in den Wäldern befindet sich das Quartel segundo de Linhares (da man das Dorf Linhares selbst als das erste Quartel rechnet) mit 23 Soldaten; auf der südlichen Seite des Rio Doçe errichtete man von Bomjardin aufwärts zwey Quartelle am Ufer. Das Quartel d'Anadya besteht aus 12 Soldaten, und das am weitesten vorgeschobene Quartel von Porto de Souza hat 20 Mann. Zu Linhares sind acht Panzerröcke, zu Porto de Souza vier, und im Quartel d'Anadya einer; die damit bekleideten Leute müssen bey den Gefechten den ersten Angriff thun. Der commandirende Offizier zu Linhares hat einen beschwerlichen Dienst; denn er muß alle Monathe ein Mahl, ohne Rücksicht auf Hitze oder Regen nehmen zu dürfen,

*) Auf diesem Wege sind nach meiner Anwesenheit in Linhares im Monathe April 1816 drey Soldaten von den Botocudos ermordet worden, worüber weiter unten eine nähere Nachricht gegeben wird.

die ganze Postirung bereisen, welches einen Weg von 90 Legoas ausmacht. Herr Alferes Cardoso da Rosa, welcher schon lange hier steht, läßt zur Sicherheit der Bewohner die Waldungen von den Quartellen aus durchstreifen. Findet man Wilde, so sind zwey schnell nach einander gegebene Schüsse das Signal, auf welches Alles, was schießen kann, hinaus eilt. Oft greifen aber auch die Wilden die Pflanzungen an, und haben auf diese Art schon mehrere Bewohner von Linhares getödtet. Noch im vergangenen Augustmonath (1816) widerfuhr dieß dem Quartel segundo de Linhares, wo indessen ein sehr entschlossener Mineiro als Unter-Officier das Commando führte, und die Wilden zurückschlug. Die jetzt zu Linhares lebenden Menschen sind größten Theils Soldaten mit einem Fähnrich, einem Chirurgen und einem Geistlichen, so wie einige wenige Pflanzer, welche ihren Unterhalt durch ihre Roſſen gewinnen. Der Geistliche, wie man sagte, ein Günstling des Gouverneurs Rubim zu Capitania, maßte sich ein ihm nicht gebührendes Ansehen in der Colonie an, und mischte sich in alle Angelegenheiten, wenn sie gleich mit seinen Amtsgeschäften gar nicht in Berührung kamen; man fürchtete ihn um so mehr, da er abwechselnd hier und in Villa de Victoria, in der Nähe des Gouverneurs, sich aufhielt. Diese Colonie, aus der man leicht einen der wichtigsten Plätze der Ostküste machen könnte, wurde zur Zeit meiner Anwesenheit daselbst sehr unzweckmäßig und stiefmütterlich behandelt. So mußten die Menschen, welche von hier verreisen wollten, immer erst um eine Erlaubniß ansuchen; keine Familie durfte in drey Monathen mehr als eine Bouteille Branntwein consumiren und dergleichen mehr. Jetzt wird diese Ansiedelung wohl ihrem Ende nahe seyn, wenn sie nicht unterstützt worden ist; denn im Verfolge dieses Reiseberichtes wird sich Gelegenheit finden zu erzählen, wie es ihr später erging.

Der Aufenthalt am Rio Doçe war unstreitig einer der interessantesten Puncte meiner Reise in Brasilien; denn an diesem Flusse, der an herrlichen Natur-Scenen und an naturhistorischen Merkwürdigkeiten so reich ist, findet der Naturforscher auf lange Zeit Beschäftigung und die mannigfaltigsten Genüsse. Noch bedeutender würde aber seine Ausbeute seyn, wenn man ungehindert und gefahrlos jene noch undurchforschten Wälder durchwandern könnte. Reitzendere Ansichten soll man selten finden, als z. B. die Lagoa de Juparanan *), ein großer Landsee, nicht weit von Lin-

*) Das Wort Juparanan oder eigentlich Juparaná kommt nicht aus der Sprache der Botocudos, welche diese Gegend jetzt bewoh-

hares, der mit dem nördlichen Flußufer durch einen schmalen Canal zusammenhängt. Dieses schönen See's wird schon in älteren Schriften erwähnt. Sebastiam Fernandes Tourinho, der 1572 zuerst den Rio Doçe hinaufschiffte, will in westlicher Richtung einen See gefunden haben, welches höchst wahrscheinlich diese Lagoa ist, nur paßt die Richtung des in den Strom fallenden Baches, so wie die Cachoeira (Wasserfall) nicht, und die Entfernungen sind ebenfalls verschieden. Man lese hierüber Southey in seiner Geschichte von Brasilien und Simam de Vasconcellos nach.

Herr Freyreiß, welcher einige Monathe später Linhares noch ein Mahl besucht hat, theilte mir von seiner Fahrt nach dieser Lagoa folgende Beschreibung mit, die ich nach seinen eigenen Worten gebe: „Ein Canal, der selten mehr als 60 Fuß breit, der aber tief ist und an 1½ Legoa lang seyn mag, führt zum großen fischreichen See. Die Ufer dieses Canals sind noch gegenwärtig die Wohnsitze der Botocuden oder der ehemahligen Aymores, die ungefähr in der Mitte des Canals einen Übergang aus Lianen hatten, den die Portugiesen unschicklich Brücke nannten. Seit mehreren Jahren ist diese Brücke von den Portugiesen durchgehauen, ohne daß die Anthropophagen es versucht hätten, sie wieder herzustellen oder eine neue zu spannen; und schon überließ man sich, hierdurch getäuscht, unkluger Sicherheit, als plötzlich Botocuden vor dem unweit Linhares an der Seite des Canals errichteten Quartel (Quartel segundo de Linhares) erschienen, und einen Soldaten mit Pfeilen erschossen. Diese Begebenheit hatte sich wenige Tage vor unserer Ankunft zugetragen; doch war dießmahl der Körper des Ermordeten den Botocuden nicht zu Theil geworden. Wegen dieses Vorfalles und der unbeträchtlichen Breite des Canals wählen die Ansiedler des Rio Doçe gern die Nacht, wenn sie den See der Fischerey wegen besuchen. Der von hüglichen Ufern eingeschlossene See hat etwa 7 Legoas Länge von SO. nach NW., eine halbe Legoa Breite, und kann 16 bis 18 Legoas im Umfange halten. Seine Tiefe ist ungleich, beträgt aber an mehreren Stellen 8 bis 12 Klafter. Diese große Wassermasse wird durch ein Flüßchen und mehrere Bäche gebildet, die NNW. sich in den See ergießen. Bey Lin-

---

nen, sondern aus der Lingoa geral, und Paraná bedeutet Meer oder großes Wasser. Auf Arrowsmith's Karte ist diese Lagoa nicht angegeben; Faden hingegen hat sie unter dem richtigen Nahmen angemerkt, ihre wahre Lage aber verfehlt.

hares ergießt er diesen Zufluß durch den vorerwähnten Canal in den Rio Doçe; wächst aber beträchtlich, wenn durch starke Südwinde dieser Ausfluß zum Theile gehindert wird. Das Bette und die Ufer des Sees sind feiner Sand, in dem hier und da eisenschüssige Sandsteine gefunden werden. Ungefähr 4 Legoas vom Eingange entfernt, erhebt sich eine anmuthige kleine Insel von Granit, die von den Wilden wegen ihres Abstandes von den Ufern nicht besucht wird, und deßwegen den Fischern einen sichern Aufenthalt gewährt."

Vasconcellos nennt schon im Jahre 1662 unter den Stämmen der Tapuyas am Rio Doçe auch Aymores (Botocuden), Puris und Patachos, und obgleich die erstern eigentlich diese Gegend beherrschen, so streifen doch zuweilen auch die andern bis hierher. Derselbe Reisebeschreiber bemerkt schon sehr richtig, daß einige der Aymores oder Botocudos beynahe so weiß sind, als die Portugiesen. Der traurige Krieg, welcher am Rio Doçe gegen die Botocudos geführt wird, macht es unmöglich, diese merkwürdigen Menschen näher kennen zu lernen; bekommt man sie hier zu sehen, so muß man sich sogleich auf einen Pfeil gefaßt machen. Weiter nördlich am Rio Grande de Belmonte lebt man in Frieden mit ihnen; dort kann man sie ohne Gefahr beobachten, und ich verspare daher alle Nachrichten über diesen interessanten Stamm der Urbewohner bis zur Beschreibung meines Aufenthaltes in jener Gegend.

Für den Jagdliebhaber ist der Aufenthalt zu Linhares sehr angenehm; denn am frühen Morgen bey Anbruch des Tages kommen die Affen den Häusern der Bewohner so nahe, daß man nicht weit nach ihnen zu gehen braucht; Papageyen sammeln sich in großen Schaaren, und die prachtvollen Araras werden in der kälteren Jahreszeit durch gewisse Arten von Früchten herbey gelockt. Diese großen, schönen Papageyen pflegen gewöhnlich alljährig in demselben Baume zu nisten, wenn sie ein Mahl einen recht starken ausgehöhlten Ast oder Stamm gefunden haben. Sie werden häufig geschossen; ihr Fleisch ißt man, die Schwungfedern benutzt man zum Schreiben, und die Wilden befiedern ihre Pfeile, oder schmücken sich auch wohl selbst damit. Es wird in solchen selten beunruhigten Wildnissen nicht schwer, ein ganzes Canoe mit Jagdbeute angefüllt am Abend heim zu bringen; allein bey diesen Jagdzügen ist es nöthig, vor den Wilden beständig auf seiner Huth zu seyn. Durch öftere Übung sind die Soldaten zu Linhares sehr bekannt mit der Art, die Wilden im Walde zu verfolgen; dennoch müssen sie Alle eingestehen, daß die Botocudos weit bessere Jäger sind, und den Wald weit besser kennen, als sie, und es ist daher die höchste Vorsicht bey jenen Ge-

fechten und Waldunternehmungen nöthig. Im Allgemeinen hält man die Mineiros (Bewohner von Minas Geraës) für die besten Wilden-Jäger, da sie mit dieser Lebensart und dem kleinen Waldkriege sehr vertraut und zugleich ein herzhafter, starker Schlag von Menschen sind. Auch hier zu Linhares ward die letzte bedeutende Entrada gegen die Botocudos im vergangenen Augustmonath durch den Guarda Mor geführt, der ein Mineiro, und von Minas Geraës hierher verbannt war. Man machte uns hier ein Geschenk mit Waffen und Zierrathen der Botocudos; auch both man uns sogar ein kleines Kind an, welches zu Bomjardin erzogen wurde, nachdem seine Mutter bey einem Gefechte getödtet worden war. Als wir den Zweck unseres Aufenthaltes in Linhares erreicht hatten, nahmen wir Abschied von da, um unsere Reise weiter nördlich längs der Küste fortzusetzen. Wir schifften uns in einem bequemen großen Canoe ein, welches Herr Tenente Calmon uns geliehen hatte; auch war der zuvorkommende Eigenthümer selbst so gefällig uns zu begleiten. Bey unserer Hinabfahrt besuchten wir den Herrn Guarda Mor auf der Ilha do Boi, wo er schöne Pflanzungen von Milio und Mandiocca angelegt hat. In seinem Hause erkannten wir bald, daß er ein Mineiro ist; denn er lebte mehr von Milio- als von Mandiocca-Mehl, eine charakteristische Gewohnheit der Einwohner jener Provinz. Um den Milio zu Mehl zu stoßen, bedient man sich einer Mayßstampfe, die man Preguiza (Faulthier) nennt. Der Engländer Mawe hat sie in der Beschreibung seiner Reise nach Tejuco abgebildet *). Unser sicheres, bequemes Canoe, mit einem Verdeck von Tüchern versehen, und mit mancherley Lebensmitteln ausgerüstet, brachte uns in vier Stunden bis zur Barra des Rio Doçe nach Regençia hinab, eine Fahrt, auf welcher wir aufwärts 1½ Tag zugebracht hatten.

*) *J. Mawe's* travels etc. Seite 134 mit dem Kupferstiche unter dem Nahmen Sloth.

VIII.

Reise vom Rio Doçe nach Caravellas zum Flusse Alcobaça und nach Morro d'Arara am Mucuri zurück.

Quartel de Juparanán da Praya. — Fluß und Barra von S. Matthaeus. — Mucuri. — Villa Viçoza. — Caravellas. — Ponte do Gentio am Flusse Alcobaça. — Aufenthalt daselbst.

Nachdem wir mit unsern Freunden die Nacht auf dem Quartel zu Regençia zugebracht hatten, setzten wir am folgenden Morgen (am 30. December) mit vieler Mühe unsere Maulthiere in dem großen Canoe über den Fluß. Wir folgten ihnen alsdann selbst nach, und ritten Nachmittags, begleitet von den beyden Herren aus Linhares noch zwey Legoas längs der öden Sandküste, und langten auf dem Quartel de Monserra oder de Juparanán da Pray an, wo sieben Soldaten ihren Posten haben. Hier bey dem Quartel befindet sich eine schmale, lange Lagoa, die man Lagoa de Juparanán da Praya nennt, zum Unterschiede von dem weit beträchtlichern Landsee unweit Linhares. In der Zeit des hohen Wassers hat diese Lagoa hier an der Küste einen starken Abfluß in die See, über welchen man alsdann mit dem Canoe übersetzen muß; allein jetzt war er schon versiegt, und unsere Lastthiere konnten ihn trocknen Fußes mit ihrer Ladung passieren. Das Quartel liegt auf der Sandküste unmittelbar an der See; nahe dahinter dehnt sich die schmale Lagoa aus, und jenseits erhebt sich finsterer Wald, in welchem wir eine Menge wilde Cocospalmen unterschieden. Dort in der Nähe haben die Soldaten einige Pflanzungen angelegt, wo sie hinlänglich für ihren Bedarf Mandiocca, Mays und selbst schöne Wassermelonen (Melançias) bauen. Sie

haben dabey Canoes und vermehren ihren Unterhalt durch Jagd und Fischerey. Wir fanden hier einen alten merkwürdigen Mann, einen gewissen Simam (Simon), der schon viele Jahre in völliger Einsamkeit in einem kleinen Häuschen in der Nähe dieses Quartels lebt, und nicht die mindeste Furcht vor den Wilden hat. Obgleich dieser Mann schon sehr alt ist, so besitzt er dennoch einen seltenen Grad von Körperkraft und Munterkeit, weßwegen ihn alle Nachbarn lieben. Er baut seine Pflanzungen selbst, ist ein erfahrner Jäger und Fischer, und kennt die umliegende Gegend genau. Wir besuchten ihn mehrere Mahl in seiner kleinen Eremitage, und fanden ihn, bey seinen beschränkten Bedürfnissen, nicht nur völlig zufrieden mit seiner Lage, sondern auch so aufgeräumt und lustig, daß seine Heiterkeit sich über die ganze ihn umgebende Gesellschaft verbreitete. Er beschenkte uns mit dem Felle des großen Ameisenbären (Myrmecophaga jubata, *Linn.*) hier Tamandua Cavallo genannt, den er kürzlich getödtet hatte. Zu Monserra erhielten wir noch mehrere naturhistorische Seltenheiten, wie z. B. den Scarabaeus Hercules, den größten Käfer von Brasilien, den ein Soldat gefangen hatte und noch lebendig brachte. Späterhin brachte uns einmahl auch ein Mann vier oder fünf Köpfe von diesem seltenen Käfer, und als ich ihn wegen der kläglichen Verstümmelung dieses interessanten Gegenstandes befragte, erfuhr ich, daß die Damen diese Köpfe, an manchen Orten um den Hals gehängt, als Putz zu tragen pflegen. Um durch eine wüste, von Menschen unbewohnte Wildniß, 18 Legoas weit nach S. Matthaeus, das erforderliche Geleit zu erhalten, hatten wir den Herrn Alferes, unsern Begleiter, um zwey Soldaten gebethen, da die Papiere, die wir vom Minister Conde d'Aguiar erhalten hatten, uns ausdrücklich diese Unterstützung in Anspruch zu nehmen erlaubten. Diese Papiere hatten wir dem Gouverneur zu Capitania vorgezeigt, und ihn um die nöthigen Leute zur Fortsetzung der Reise ersucht. Wir erhielten hierauf ein Schreiben von ihm an den Alferes zu Linhares, worin er diesem befahl, uns einen einzigen Soldaten zu bewilligen. Bey der Weite des Weges nach S. Matthaeus und der Unsicherheit desselben, schien es indessen dem Officiere selbst bedenklich, den einen Mann bey seiner Rückkehr der Gefahr auszusetzen; unser Zureden bestimmte ihn völlig, und wir erhielten zwey Soldaten zu Begleitern. Später erfuhren wir aber, daß ihn der Gouverneur mit einem langen Arreste sehr unbillig bestraft habe, und wir bedauerten es herzlich, diesem braven Manne eine so ungerechte, harte Behandlung zugezogen zu haben.

Nachdem wir von unsern gütigen Reisegefährten Abschied ge-

nommen hatten, folgten wir der einförmigen Seeküste heute noch 6 bis 7 Legoas. Unsere beyden Soldaten, ein Neger und ein Indier, hielten sich sehr oft auf, um Schildkröten-Eyer aus dem Sande hervor zu graben, womit sie ihre Tornister anfüllten. Ob uns dieses gleich unangenehm war, weil sie durch ihr Zurückbleiben unsere Reise aufhielten, so hatten wir Abends dennoch alle Ursache uns darüber zu freuen. Das Gebieth vom Rio Doçe bis zum S. Matthaeus ist, wie schon gesagt, eine menschenleere öde Wüste, wo selbst an den meisten Plätzen kein Trinkwasser zu finden ist; man darf daher die wenigen Stellen, an denen man dieses nöthige Bedürfniß finden kann, nicht verfehlen, und aus diesem Grunde ist hier ein des Weges kundiger Führer sehr nothwendig. Leider hatte noch keiner unserer Soldaten diese Reise gemacht! Den ersten Wasserplatz, Caçimba de S. João genannt, verfehlten wir; den zweyten aber, eine Lagoa in einer kleinen Thalvertiefung seitwärts vom Wege, die den Nahmen Peringa hat, fanden wir am Mittage, da wir uns nach allen Richtungen vertheilt hatten, um Wasser aufzusuchen; er gab uns und unsern Thieren einige Erfrischung. An der Stelle, wo wir am Abende bleiben mußten, war aber alles Suchen nach Wasser ganz vergebens; wir fanden keines, und konnten deßhalb auch unsere mitgebrachten Provisionen nicht benutzen; — da diese harten Speisen nur durch Wasser genießbar gemacht werden. Es blieb uns daher nichts übrig, als unsern Hunger mit ein wenig trockenem Maysmehle und den glücklicher Weise von den Soldaten gesammelten Schildkröten-Eyern, die man in Seewasser abkochen konnte, zu stillen. Als man sich beschäftigte dieses herbey zu hohlen, und Treibholz auf dem Strande zu sammeln, fanden wir, welche Merkwürdigkeit! in geringer Entfernung von unserm Feuer, eine colossale Seeschildkröte (Testudo Mydas, *Linn.*), die eben im Begriffe war, ihre Eyer zu legen; erwünschter konnte unserer hungrigen Gesellschaft nichts begegnen; das Thier schien absichtlich hierher gekommen zu seyn, um für unsere Mahlzeit zu sorgen. Unsere Gegenwart störte sie nicht bey ihrem Geschäfte; man konnte sie berühren, und sogar aufheben, wozu aber vier Mann nöthig waren. Bey allen den lauten Zeichen unseres Erstaunens, und den Berathschlagungen, was man wohl mit ihr anfangen sollte, gab sie kein anderes Zeichen von Unruhe, als ein Blasen, wie etwa die Gänse thun, wenn man sich ihrem Neste nähert. Sie arbeitete mit ihren flossenartigen Hinterfüßen langsam in der einmahl begonnenen Art fort, indem sie gerade unter ihrem After ein cylinderförmiges etwa 8 bis 12 Zoll breites rundes Loch in den Sandboden aushöhlte; die herausgenommene Erde warf sie

haben dabey Canoes und vermehren ihren Unterhalt durch Jagd und Fischerey. Wir fanden hier einen alten merkwürdigen Mann, einen gewissen Simam (Simon), der schon viele Jahre in völliger Einsamkeit in einem kleinen Häuschen in der Nähe dieses Quartels lebt, und nicht die mindeste Furcht vor den Wilden hat. Obgleich dieser Mann schon sehr alt ist, so besitzt er dennoch einen seltenen Grad von Körperkraft und Munterkeit, weßwegen ihn alle Nachbarn lieben. Er baut seine Pflanzungen selbst, ist ein erfahrner Jäger und Fischer, und kennt die umliegende Gegend genau. Wir besuchten ihn mehrere Mahl in seiner kleinen Eremitage, und fanden ihn, bey seinen beschränkten Bedürfnissen, nicht nur völlig zufrieden mit seiner Lage, sondern auch so aufgeräumt und lustig, daß seine Heiterkeit sich über die ganze ihn umgebende Gesellschaft verbreitete. Er beschenkte uns mit dem Felle des großen Ameisenbären (Myrmecophaga jubata, *Linn.*) hier Tamandua Cavallo genannt, den er kürzlich getödtet hatte. Zu Monserra erhielten wir noch mehrere naturhistorische Seltenheiten, wie z. B. den Scarabaeus Hercules, den größten Käfer von Brasilien, den ein Soldat gefangen hatte und noch lebendig brachte. Späterhin brachte uns einmahl auch ein Mann vier oder fünf Köpfe von diesem seltenen Käfer, und als ich ihn wegen der kläglichen Verstümmelung dieses interessanten Gegenstandes befragte, erfuhr ich, daß die Damen diese Köpfe, an manchen Orten um den Hals gehängt, als Putz zu tragen pflegen. Um durch eine wüste, von Menschen unbewohnte Wildniß, 18 Legoas weit nach S. Matthaeus, das erforderliche Geleit zu erhalten, hatten wir den Herrn Alferes, unsern Begleiter, um zwey Soldaten gebethen, da die Papiere, die wir vom Minister Conde d' Agluiar erhalten hatten, uns ausdrücklich diese Unterstützung in Anspruch zu nehmen erlaubten. Diese Papiere hatten wir dem Gouverneur zu Capitania vorgezeigt, und ihn um die nöthigen Leute zur Fortsetzung der Reise ersucht. Wir erhielten hierauf ein Schreiben von ihm an den Alferes zu Linhares, worin er diesem befahl, uns einen einzigen Soldaten zu bewilligen. Bey der Weite des Weges nach S. Matthaeus und der Unsicherheit desselben, schien es indessen dem Officiere selbst bedenklich, den einen Mann bey seiner Rückkehr der Gefahr auszusetzen; unser Zureden bestimmte ihn völlig, und wir erhielten zwey Soldaten zu Begleitern. Später erfuhren wir aber, daß ihn der Gouverneur mit einem langen Arreste sehr unbillig bestraft habe, und wir bedauerten es herzlich, diesem braven Manne eine so ungerechte, harte Behandlung zugezogen zu haben.

Nachdem wir von unsern gütigen Reisegefährten Abschied ge-

nommen hatten, folgten wir der einförmigen Seeküste heute noch 6 bis 7 Legoas. Unsere beyden Soldaten, ein Neger und ein Indier, hielten sich sehr oft auf, um Schildkröten-Eyer aus dem Sande hervor zu graben, womit sie ihre Tornister anfüllten. Ob uns dieses gleich unangenehm war, weil sie durch ihr Zurückbleiben unsere Reise aufhielten, so hatten wir Abends dennoch alle Ursache uns darüber zu freuen. Das Gebieth vom Rio Doçe bis zum S. Matthaeus ist, wie schon gesagt, eine menschenleere öde Wüste, wo selbst an den meisten Plätzen kein Trinkwasser zu finden ist; man darf daher die wenigen Stellen, an denen man dieses nöthige Bedürfniß finden kann, nicht verfehlen, und aus diesem Grunde ist hier ein des Weges kundiger Führer sehr nothwendig. Leider hatte noch keiner unserer Soldaten diese Reise gemacht! Den ersten Wasserplatz, Caçimba de S. João genannt, verfehlten wir; den zweyten aber, eine Lagoa in einer kleinen Thalvertiefung seitwärts vom Wege, die den Nahmen Peringa hat, fanden wir am Mittage, da wir uns nach allen Richtungen vertheilt hatten, um Wasser aufzusuchen; er gab uns und unsern Thieren einige Erfrischung. An der Stelle, wo wir am Abende bleiben mußten, war aber alles Suchen nach Wasser ganz vergebens; wir fanden keines, und konnten deßhalb auch unsere mitgebrachten Provisionen nicht benutzen; — da diese harten Speisen nur durch Wasser genießbar gemacht werden. Es blieb uns daher nichts übrig, als unsern Hunger mit ein wenig trockenem Maysmehle und den glücklicher Weise von den Soldaten gesammelten Schildkröten-Eyern, die man in Seewasser abkochen konnte, zu stillen. Als man sich beschäftigte dieses herbey zu hohlen, und Treibholz auf dem Strande zu sammeln, fanden wir, welche Merkwürdigkeit! in geringer Entfernung von unserm Feuer, eine colossale Seeschildkröte (Testudo Mydas, *Linn.*), die eben im Begriffe war, ihre Eyer zu legen; erwünschter konnte unserer hungrigen Gesellschaft nichts begegnen; das Thier schien absichtlich hierher gekommen zu seyn, um für unsere Mahlzeit zu sorgen. Unsere Gegenwart störte sie nicht bey ihrem Geschäfte; man konnte sie berühren, und sogar aufheben, wozu aber vier Mann nöthig waren. Bey allen den lauten Zeichen unseres Erstaunens, und den Berathschlagungen, was man wohl mit ihr anfangen sollte, gab sie kein anderes Zeichen von Unruhe, als ein Blasen, wie etwa die Gänse thun, wenn man sich ihrem Neste nähert. Sie arbeitete mit ihren flossenartigen Hinterfüßen langsam in der einmahl begonnenen Art fort, indem sie gerade unter ihrem After ein cylinderförmiges etwa 8 bis 12 Zoll breites rundes Loch in den Sandboden aushöhlte; die herausgenommene Erde warf sie

einzelnen Stellen im tiefen Sande die Remirea littoralis einiges Gras, in Menge aber wachsen hier die Zwergpalmen, hinter welchen tiefer in's Land hinein der hohe Wald sich erhebt. Nur die Spuren der Raubthiere im Sande zeigen, daß hier einige lebende Wesen zuweilen umher wandeln. Wir hatten hier kein Trinkwasser, und daher auch beynahe nichts zu essen. Bey Annäherung der Nacht wurde eine starke sichere Hütte von Cocosblättern vollendet, woran wir sämmtlich gearbeitet hatten. Wir hofften darin von der Ermüdung des Tages auszuruhen; allein unzählige Moskiten quälten uns dermaßen, daß an Schlaf nicht zu denken war. Unglücklicher Weise konnten wir uns auch vor ihnen nicht in's Freye retten, weil ein heftiger Gewitterregen herab stürzte. Am folgenden Morgen fand sich, daß alle unsere Lastthiere, um Wasser zu suchen, bis zu der Quelle zurück gelaufen waren, wo sie am vergangenen Mittage ihren Durst gelöscht hatten; wir verloren daher einen halben Tag, ehe wir sie wieder herbey hohlen konnten; glücklicher Weise hatten sich unsere Reitmaulthiere mehr in unserer Nähe gehalten; wir bekamen sie daher eher wieder, und ritten einstweilen voran. Am Abende erreichten wir die Barra des S. Matthaeus, eines mäßigen Flusses mit angenehmen Ufern von Mangue- (Conocarpus- und Avicennia-) Gebüschen, und weiter hinauf von Wald umgeben. Ein Paar Lanchas (kleine Seefahrzeuge) lagen am südlichen Ufer vor Anker; am nördlichen befindet sich die Povoaçâo, die den Nahmen Barra de S. Matthaeus trägt, und welche aus 25 Feuerstellen besteht. Der Fluß kommt aus den Urwäldern herab, die mit freyen Tapuyas angefüllt sind, macht mehrere kleine Cachoeiras, und ist etwa 9 Legoas aufwärts für Sumaca's schiffbar. Seine Ufer sind die fruchtbarsten der Comarca, da die Ameisen hier wenig Schaden anrichten sollen; auch findet man in seinen Wäldern viel Jacarandá, Vinhatico, Putumujú, Çergeira und andere nützliche Holzarten. Er nimmt mehrere kleine Flüsse auf, unter welchem der Rio de Sta. Anna, der Rio Preto oder Mariricú und S. Domingos die beträchtlicheren sind. Er war jetzt stark, da gerade die Fluth eintrat, und Niemand wollte daher auf unser Rufen und Schießen hören, um uns mit einem Canoe abzuhohlen. Wir irrten lange in Gebüschen und in tiefem Sande umher, und schon hatten wir uns beynahe in unser trauriges Schicksal, die Nacht hier ohne Feuer und Lebensmittel zubringen zu müssen, ergeben, als ein Canoe, von zwey Negersclaven geführt, herüber kam und uns einnahm. Unsere Tropa kam erst spät in der Nacht an; sie konnten jenen Bivouac eher ertragen, da sie Lebensmittel,

dieser Gegend der schwarze Tieger oder die schwarze Unze (Felis brasiliensis), der Yaguareté noir des Azara, nicht selten seyn; die Portugiesen nennen ihn Tigre oder Onça preta, schwarze Unze. Koster in seiner Reise erwähnt ebenfalls dieses furchtbaren Raubthieres *), nennt es aber Felis discolor, — eine unpassende Benennung, da das ganze Thier wirklich nur Eine Farbe hat. Am richtigsten kann man diese Katzenart von ihrem Vaterlande benennen, da sie ausschließlich in Brasilien gefunden wird; selbst Azara sagt uns, daß sie in Paraguay nicht vorkomme. Wir vermutheten die Stimmen dieser Raubthiere zu vernehmen; allein unser Schlaf wurde nicht unterbrochen, und am folgenden Morgen brachen wir früh wieder auf. Der 1. Jänner, welchen in unserm Vaterlande Schnee und Eis zu bezeichnen pflegen, brachte uns hier schon früh um 7 Uhr warme Sonnenstrahlen, und am Mittag eine seltene, unerträgliche Hitze. Wir hatten am vergangenen Abend, da uns der Durst so sehr plagte, nicht sehr weit von einem trinkbaren Wasser uns gelagert ohne es zu wissen; denn kaum waren wir eine Stunde geritten, als wir die Barra seca erreichten, den Ausfluß einer Lagoa in das Meer, die zu gewissen Zeiten so klein wird, daß sie von demselben längs der Küste hin völlig getrennt ist, so daß man trocknen Fußes an der See hinreiten kann. Allein jetzt stand ihr Wasser noch hoch, daher mußten wir ihre tiefe, reißende Mündung passieren, welches einen langen Aufenthalt verursachte. Man lud alle Lastthiere wieder ab; die des Wassers kundigen Indier und Neger entkleideten sich, und nachdem sie auf ihren Köpfen die Kisten an das jenseitige Ufer gesetzt hatten, wurden auch wir Europäer sämmtlich hinüber getragen. Jenseits fanden wir die Ruine der Hütte eines hier ehemahls unterhaltenen Quartels oder Militär-Postens, in deren Nähe sich gutes trinkbares Wasser befand. In dieser Gegend hatten einige Indier übernachtet, wahrscheinlich um Schildkröten-Eyer zu suchen und zu fischen, da die Barra seca sehr fischreich ist; auch befinden sich in ihrer Nähe große Campos (offene von Wald entblößte Stellen), die zur Viehzucht sehr geeignet sind. Die Hütten (Ranchos) jener Indier, von Palmblättern, waren noch zu sehen. In der Mittagsstunde gelangten wir zu einer Erdhöhle, in welcher sich eine Quelle von klarem, frischem Wasser befand, eine Entdeckung, die in diesem Augenblicke von unschätzbarem Werthe für uns war. Den Abend und die folgende Nacht wurden wieder in der Wüsteney an der Küste zugebracht; hier bildete an

---

*) *Koster's* travels p. 102.

einzelnen Stellen im tiefen Sande die Remirea littoralis einiges Gras, in Menge aber wachsen hier die Zwergpalmen, hinter welchen tiefer in's Land hinein der hohe Wald sich erhebt. Nur die Spuren der Raubthiere im Sande zeigen, daß hier einige lebende Wesen zuweilen umher wandeln. Wir hatten hier kein Trinkwasser, und daher auch beynahe nichts zu essen. Bey Annäherung der Nacht wurde eine starke sichere Hütte von Cocosblättern vollendet, woran wir sämmtlich gearbeitet hatten. Wir hofften darin von der Ermüdung des Tages auszuruhen; allein unzählige Moskiten quälten uns dermaßen, daß an Schlaf nicht zu denken war. Unglücklicher Weise konnten wir uns auch vor ihnen nicht in's Freye retten, weil ein heftiger Gewitterregen herab stürzte. Am folgenden Morgen fand sich, daß alle unsere Lastthiere, um Wasser zu suchen, bis zu der Quelle zurück gelaufen waren, wo sie am vergangenen Mittage ihren Durst gelöscht hatten; wir verloren daher einen halben Tag, ehe wir sie wieder herbey hohlen konnten; glücklicher Weise hatten sich unsere Reitmaulthiere mehr in unserer Nähe gehalten; wir bekamen sie daher eher wieder, und ritten einstweilen voran. Am Abende erreichten wir die Barra des S. Matthaeus, eines mäßigen Flusses mit angenehmen Ufern von Mangue- (Conocarpus- und Avicennia-) Gebüschen, und weiter hinauf von Wald umgeben. Ein Paar Lanchas (kleine Seefahrzeuge) lagen am südlichen Ufer vor Anker; am nördlichen befindet sich die Povoaçâo, die den Nahmen Barra de S. Matthaeus trägt, und welche aus 25 Feuerstellen besteht. Der Fluß kommt aus den Urwäldern herab, die mit freyen Tapuyas angefüllt sind, macht mehrere kleine Cachoeiras, und ist etwa 9 Legoas aufwärts für Sumaca's schiffbar. Seine Ufer sind die fruchtbarsten der Comarca, da die Ameisen hier wenig Schaden anrichten sollen; auch findet man in seinen Wäldern viel Jacarandá, Vinhatico, Putumujú, Çergeira und andere nützliche Holzarten. Er nimmt mehrere kleine Flüsse auf, unter welchem der Rio de Sta. Anna, der Rio Preto oder Maricicú und S. Domingos die beträchtlicheren sind. Er war jetzt stark, da gerade die Fluth eintrat, und Niemand wollte daher auf unser Rufen und Schießen hören, um uns mit einem Canoe abzuhohlen. Wir irrten lange in Gebüschen und in tiefem Sande umher, und schon hatten wir uns beynahe in unser trauriges Schicksal, die Nacht hier ohne Feuer und Lebensmittel zubringen zu müssen, ergeben, als ein Canoe, von zwey Negersclaven geführt, herüber kam und uns einnahm. Unsere Tropa kam erst spät in der Nacht an; sie konnten jenen Bivouac eher ertragen, da sie Lebensmittel,

Feuer und wollene Decken mit sich führten, und eine schöne Quelle unweit der Seeküste ihrem Durste Befriedigung gab.

In der kleinen Povoação zu Barra de S. Matthaeus traten wir in einer Venda ab, deren Eigenthümer Capitam Regente genannt wurde. Unsere Papiere und die Empfehlungen des Ministers verschafften uns überall eine sehr gute Aufnahme. Die Barra des Flusses S. Matthaeus liegt nach Arrowsmith 18½ Grad, nach Andern unter 18 Grad 50 Min., oder wohl gar noch etwas hiervon abweichend; es scheint indessen die letztere Bestimmung richtiger zu seyn, da an der Stelle, wo jene Karte den S. Matthaeus angibt, der Fluß Mucuri in die See fallen muß. Etwa acht Legoas aufwärts ist die Villa de S. Matthaeus erbaut, deren Lage wegen einiger Sümpfe nicht die gesundeste seyn soll. Sie hat etwa 100 Feuerstellen, und zählt in ihrem Districte an 3000 weiße und farbige Einwohner. Als eine der neuesten Villa's der Comarca von Porto Seguro ist sie in erfreulicher Aufnahme. Ihre Bewohner bauen viel Mandiocca; man führt jährlich etwa 6000 Alkeren Farinha aus; außerdem aber auch Breter aus den benachbarten Urwäldern. Nur etwa acht Legoas von Villa de S. Matthaeus aufwärts findet man noch bebautes Land, nähmlich bis zum Quartel von Galveyas, die letzte Schutzanlage gegen die Wilden. Etwa eine halbe Legoa von der Barra aufwärts befindet sich die Indier-Povoação von Sta. Anna, die aus etwa 20 Indischen Familien zusammen gesetzt ist, und an 70 Köpfe zählt. Bald nach unserer Abreise von hier wurde in Sta. Anna ein Botocude getödtet. Dieser Getödtete war ein bejahrter Mann, der in den Ohren und in der Unterlippe große Holzpflöcke trug. Herr Freyreiß, der im Monathe Februar diese Gegend noch ein Mahl besuchte, nahm dessen Kopf mit, und es befindet sich derselbe jetzt in den Händen des Herrn Professor Sparrmann.

In den Wäldern an den Ufern des S. Matthaeus gibt es noch sehr viele uncivilisirte Indier (Tapuyas oder Gentios), die hier sämmtlich mit den Weißen im Kriege leben. Noch in dem letztverflossenen Jahre kamen 17 Personen durch sie um's Leben. Auf dem nördlichen Ufer streifen Patachos, Cumanachos, Machacalis (von den Portugiesen auch Machacaris genannt; sie selbst sollen das r nicht gut aussprechen können) und andere bis Porto Seguro hin. Auch die Botocudos ziehen hier häufig herum, und sollen hauptsächlich das südliche Ufer in Besitz haben; sie werden von den andern Stämmen gefürchtet, und gelten als Feinde der übrigen, die, ihrer geringern Zahl wegen, gegen sie gemeinsame Sache machen.

Auf einer Fazenda, weiter aufwärts am Flusse, wurden die Pflanzungen von den Wilden häufig beraubt; da ersann der Besitzer derselben ein ganz eigenes Mittel, sich dieser feindlichen Gäste zu entledigen. Er lud eine eiserne Kanone, die sich auf der Fazenda befand, mit gehacktem Bley und Eisen, brachte ein Flintenschloß daran an, stellte sie auf dem schmalen Pfade, welchem die Wilden immer in Colonne zu folgen pflegten, auf, und legte ein Holz über diesen Weg, mit welchem der Abzug des Schlosses durch eine Schnur in Verbindung stand. Die Tapuyas erschienen in der Dämmerung, traten auf das Holz, und die Explosion erfolgte, wie man beabsichtiget hatte. Als man herbey eilte, um den Erfolg zu sehen, fand man die Kanone zersprungen, und an 30 Indier getödtet und verstümmelt, theils noch auf dem Platze, theils hier und da im Walde zerstreut. Das Geheul der Entfliehenden soll man weit in der Gegend gehört haben. Seit dieser fürchterlichen Niederlage soll die Fazenda nie wieder heimgesucht worden seyn.

Am Flusse S. Matthaeus, dessen ursprünglich Brasilianischer Nahme Cricaré ist, findet man eine naturhistorische Seltenheit, die heut zu Tage nur in sehr wenigen Flüssen der Ostküste gefunden wird; dieses ist der Manati (Peixe Boi der Portugiesen). Über die Naturgeschichte dieses sonderbaren Thieres schwebt noch manche Dunkelheit; besonders ist sein innerer Bau noch immer nicht gehörig untersucht. Es findet sich in diesem Flusse ziemlich häufig, soll aber auch in die See gehen, und längs der Küste hin zuweilen in andere Flüsse steigen; so hat man es z. B. im Alcobaça gefangen. Der Manati liebt zu S. Matthaeus besonders eine Lagoa oder ein Binnenwasser mit vielem Rohr und Gras bewachsen. Die Jagd desselben ist nicht ohne Schwierigkeit. Der Jäger fährt mit einem kleinen Canoe vorsichtig und ohne Geräusch zwischen dem Grase und Schilf umher; erblickt er das Thier mit dem Rücken über dem Wasser, wie es gewöhnlich erscheint, wenn es mit Grasen beschäftiget ist, so nähert er sich ihm behuthsam, und wirft einen an einem Stricke befestigten Harpun nach ihm ab. Der Manati gibt viel Thran und sein Fleisch ist beliebt. Der Paukenknochen aus dem Ohre wird von dem unwissenden Volke als ein wirksames Arzeneymittel aufgehoben und theuer verkauft. Ob ich gleich während eines drey- bis viermonathlichen Aufenthalts in dieser Gegend wiederhohlt die größten Versprechungen machte, um ein solches Thier zu erhalten, so wurden meine Hoffnungen doch nicht erfüllt, und ich mußte mich mit der Ansicht der ausgestopften Manati's begnügen, welche ich bey meiner Rückkehr aus Brasilien im Naturalien-Cabinett zu Lisboa sah.

Außer dieser sonderbaren Thierart ernährt der Fluß S. Matthaeus eine große Menge von Fischen. Mehrere Arten einer Gattung, die man Piau nennt, besonders die eine, welche von ihrer Nahrung Piau de Capim (Gras-Piau) genannt wird, finden sich zur Zeit des hohen Wassers besonders auf überschwemmten Grasplätzen ein. Hier fahren die civilisirten Indier mit ihren kleinen leichten Canoen umher, und schießen diese Fische mit Pfeilen. Diese Art von Fischjagd findet man an vielen Orten unter den Indiern. Der dabey gebräuchliche Bogen ist 2½ bis 3 Fuß lang, und von der Größe des Kugelbodocks; der etwa 3 Fuß lange Pfeil ist von Taquara (Rohr) und mit einer Spitze von Holz oder von Eisen, welche an jeder Seite einen Widerhaken hat, versehen.

Etwa eine halbe Legoa von S. Matthaeus ergießt sich der kleine Fluß Guaxintiba in die See. Auf diesem pflegt man sich einzuschiffen, und drey Legoas nach der Fazenda von As Itaünas zu machen, welche dem Ouvidor der Comarca von Porto Seguro, Marcelino da Cunha gehört. Der kleine aber jetzt starke Fluß hat dicht mit Gebüsche bewachsene Ufer; am häufigsten sieht man, besonders nach der See hinab, die Mangue-Gebüsche, deren Rinde mit Vortheil zum Gärben der Häute benutzt wird. Das Wasser des Flusses ist dunkelbraun, wie an den meisten kleinen Waldflüssen in Brasilien, und sehr fischreich; einige Fischer hatten eben, als wir vorüber fuhren, ein ganzes Canoe voll schöner Fische gefangen. Wir landeten an einer verödeten, und wie es schien, verlassenen Pflanzung, wo die köstlichsten Ananasse (Bromelia) verwildert wuchsen, groß, saftig und aromatisch. Die eßbare Ananas wird in Brasilien nicht wild gefunden; allein man zieht sie sehr häufig in den Pflanzungen, und da wuchert sie dann gleich einer wilden Pflanze fort. Man benutzt sie hier auch, um Branntwein daraus zu machen. Gleichen Gebrauch macht man von der Frucht des Acajú-Baumes (Anacardium). Der Acajú-Baum (Cajúeira) wächst in Brasilien an der Ostküste überall in sandigen Gegenden. Sein Wuchs gleicht dem unseres Apfelbaumes; er hat starke Äste und einzeln stehende Blätter, und gibt daher wenig Schatten; die Blüthe ist klein und hellröthlich; die schwärzliche nierenförmige Frucht sitzt auf einem fleischigen Fruchtboden, der die Gestalt und Größe einer Birne hat. Diesen Theil der Frucht ißt man; er hat aber eine etwas herbe Säure. Den schwarzen Kern röstet man; er ist alsdann sehr schmackhaft, jedoch muß er vorher geschält worden seyn. Der Saft des fleischigen Theiles der Frucht ist, da er auf den Urin wirkt, ein sehr wirksames Mittel für alle venerischen Übel und für die Wassersucht.

Gegen Abend ward unsere Fahrt um so angenehmer, als wir hier von keinen Moskiten geplagt wurden, die uns sonst die schönsten Abende verdarben. Hoher, finsterer Wald bildete romantische Gruppen an den Ufern, und der heitere Vollmond, der jetzt hervortrat, vollendete noch das reitzende Gemählde. Von der Fazenda her tönte uns von fern schon die Trommel der Schwarzen entgegen. Die Neger-Sclaven behalten gar gern ihre vaterländischen Gebräuche, so viel sie können, bey; so sieht man unter ihnen alle die musikalischen Instrumente, von denen die Reisebeschreiber von Afrika reden, und unter diesen spielt die Trommel eine Hauptrolle. Wo auf einer Fazenda viele Neger zusammen leben, da feyern sie, wie schon oben gesagt worden, ihre Feste, bemahlen und kleiden sich wie in ihrem Vaterlande, und führen ihre National-Tänze auf. Dieses sieht man z. B. in Rio de Janeiro sehr originell auf einem besondern dazu bestimmten Platze vor der Stadt. Wir fanden auf der Fazenda von Aß Itaúnas auch einen jungen Puri, der vom Ouvidor aufgezogen wird; er sprach schon Portugiesisch, und soll von sehr guter Gemüthsart seyn. Die wenigen Worte, die wir von seiner Muttersprache verstanden, erwarben uns bald sein Vertrauen. Leid that es uns, daß wir unsern jungen Puri von S. Fidelis, der am Jucú zurück gelassen war, jetzt nicht bey uns hatten. Itaúnas ist eine Vieh-Fazenda mit einem Coral für das Rindvieh, und einer schlechten Hütte, wo einige Neger und Indier die Thiere warten. Der Besitzer hat hier einige Indische Familien versammelt, die mit der Zeit eine Ansiedelung bilden sollen; sie waren früherhin bestimmt, die Seeküsten gegen die Tapuyas zu schützen, daher wird Itaúnas eigentlich als ein Quartel angesehen. Einige Indier, die zufällig mit uns dieselbe Bestimmung hatten, begleiteten uns nordwärts von Itaúnas. Sie waren mit ihren Gewehren versehen und des Weges vollkommen kundig. Wir durchritten ein Paar kleine Bäche, den Riacho Doçe und den Rio das Ostras, die beyde sehr unbedeutend sind, aber aus einem mahlerischen finstern Waldgrunde voll schöner Cocos-Palmen hervor tretend, eine romantische Gegend bilden. Etwas später erreichten wir eine sehr verrufene Stelle, an der man schon öfters feindliche Tapuya's getroffen hat. Diese Stelle führt den Nahmen Os Lenzóes (die weißen Tücher), weil hier an einer felsigen Landspitze blendend weißer Sand mit Grasboden abwechselt, und es darum von der See aus scheint, als habe man hier weiße Tücher aufgehängt. Die Patachos, welche diese Gegend bewohnen, hatten seit langer Zeit Friede gehalten, als einer ihrer Landsleute getödtet und sie dadurch zu Feindseligkei-

ten angereizt wurden. Unweit des Rio das Ostras trafen wir zufällig an der Sandfläche auf der See ein Jacaré von etwa 5 Fuß Länge, das wahrscheinlich aus einem Flüßchen in das andere über Land hatte wandern wollen, und während dieser Reise von uns überrascht worden war; zu seiner Rechten hatte es die Felsenwand, zur Linken das Meer, es konnte daher nicht ausweichen, und blieb unbeweglich sitzen. Bey heftigem Reitzen mit einem Stocke biß es wohl ein wenig um sich, dennoch konnte man es ohne Gefahr angreifen. Dieses Thier, welches jung so gewandt und so schnell ist, scheint, wenn es älter wird, auf dem Lande äußerst unbehülflich zu seyn; denn es kroch nur sehr langsam fort. Nach einem Wege von etwa zwey Legoas erreichten wir den Bach Barra Nova mit einer kleinen Povoaçâo von einigen Häusern, die auf einer mäßigen aber steilen Höhe erbaut sind. Hier ruheten wir während der Mittagshitze, und erreichten dann mit der Abenddämmerung die Mündung des Mucuri, eines nicht sehr starken, schönen Flusses, der aus dichten Wäldern hervor tritt; Mangue-Gebüsche an seinen Ufern geben ihm hier ein freundliches Ansehen.

Villa de S. Jose do Port Allegre, gewöhnlich de Mucuri genannt, ist am nördlichen Ufer des Flusses unweit seiner Mündung erbaut. Es ist ein kleiner Ort von 30 bis 40 Häusern, in deren Mitte eine kleine Capelle steht, und bildet ein an der vordern Seite nach dem Flusse zu offenes Quadrat. Die Häuser sind klein, und beynahe sämmtlich mit Stroh gedeckt; Schafe, Schweine und Ziegen weiden auf dem innern Platze umher. Die Einwohner, großen Theils Indier, sind arm, und haben keinen Handel; sie führen zuweilen etwas Farinha aus; allein Engenhos giebt es hier am Flusse gar nicht; nur der Escrivam (Amts- oder Stadtschreiber) der Villa verkauft Branntwein und einige andere Lebensbedürfnisse. Außerdem befindet sich hier ein Geistlicher, und zwey der Einwohner versehen abwechselnd das Amt des Juiz (Richter), wie in allen Villa's von Brasilien. Der Geistliche des Orts, Herr Pater Vigario Mendes, ist der einzige Bewohner dieser Gegend, der eine etwas bedeutende Fazenda besitzt; er hat daselbst einiges Rindvieh, das ihn mit Milch versieht; — eine wahre Seltenheit an dieser Küste! Herr Mendes, dem wir durch den Minister Conde da Barca besonders empfohlen waren, empfing uns sehr zuvorkommend. Der Minister besaß hier am Flusse Mucuri ansehnliche Ländereyen, denen man jetzt Sicherheit vor den Wilden zu verschaffen beschäftiget war. Die hiesigen Wälder sind mit einer Menge des kostbarsten Holzes angefüllt. Um sie zu benutzen, hatte man die Absicht, ein Holzsägewerk hier anzulegen, und ein Müh-

lenmeister aus Thüringen, Nahmens Kramer, erhielt den Auftrag, dasselbe einzurichten. Alle vorzüglichen Holzarten der Ostküste finden sich beynahe hier vereint: Jacarandá, Oiticica, Jiquitibá, Vinhatico, Cedro, Caicheta, Ipé, Peroba, Putumuju, Pao Brazil u. s. w. Da indessen jene Gegend bis jetzt noch ganz im Besitze der Patachos und der wilden Thiere, und deßhalb die Anlegung des Holzsägewerkes noch nicht ausführbar war, so gab der Minister zuvörderst dem Ouvidor (Ober-Amtmann) der Comarca von Porto Seguro, Jose Marcelino da Cunha, den Befehl, sich hierher zu begeben, die nöthigen Leute zur Anlegung einer Fazenda und der zum Unterhalt der Bewohner und Sclaven nöthigen Pflanzungen zusammen zu bringen, und sie gegen die Anfälle der Tapuyas zu schützen. Es traf sich zufällig, daß der Capitam Bento Lourenzo Vas de Abreu Lima, ein Bewohner von Minas Novas, welcher mit 22 Bewaffneten von den Gränzen der Capitania von Minas Geraës am Mucuri herab, durch die Wildnisse durchgebrochen war, gerade in dieser Zeit glücklich die Seeküste erreicht hatte. Durch sein unerwartetes Erscheinen in der Villa do Port' Allegre bewogen, gab der Minister dem Ouvidor auch noch den Auftrag, mit den nöthigen Leuten jenen unternehmenden Mineiro zu unterstützen, um auf der von ihm gemachten Picade eine völlig gangbare Straße durch jene Wälder hinauf schlagen zu lassen. Ich hatte die Freude, diesen interessanten Mann hier zu finden, und erfuhr von ihm die nähern Umstände seiner kühnen, äußerst merkwürdigen und gefahrvollen Unternehmung. Mit Nachsuchen nach Edelsteinen beschäftiget, faßte er bey seinem täglichen Aufenthalte im Walde den Entschluß, jene dichten Wildnisse zu durchbrechen, und längs des Flußes, den er für den S. Matthaeus hielt, hinab vorzudringen. Er ließ einige Jahre hindurch auf eigene Kosten eine Straße durch den Wald fortführen, und als die Arbeit bis zu einem gewissen Grade vorgerückt war, unternahm er zu Fuß die Reise mit 22 Soldaten und bewaffneten Freywilligen. Er stieß auf die Aldea des Capitam Tome, eines berühmten Indischen Anführers, welcher Indianer von verschiedenen Stämmen in den innern Waldungen am obern Mucuri versammelt hatte; schon früher hatte er an dieser Stelle viele von ihnen getauft. Jetzt besteht die Aldea nicht mehr, da der Heerführer gestorben ist; doch sieht man an der Stelle, wo sie stand, noch verwilderte Bananen-Stämme und andere Gewächse, welche gegenwärtig von umherziehenden Wilden benutzt werden. Nach einer Reise von etwa 50 Tagen gelang es dem Capitam, die Seeküste zu erreichen, wo er nun erst bemerkte, daß er nicht dem S. Mat-

thaens, sondern dem Mucuri gefolgt sey. Diese Reise war mit großen Beschwerlichkeiten verbunden. Oft fehlte es der Truppe an Lebensmitteln; es zeigten sich ihnen alsdann keine jagdbaren Thiere, und der Fischfang war nicht ergiebig. Sie laueten dann einige Früchte und Wurzeln, oder hielten sich mit etwas Palmit oder wildem Honig, den sie im Walde fanden, hin, bis endlich ein glücklicher Zufall wieder ein Thier ihnen in den Schuß führte. Auf Botocudos, die in dem obern Theile dieser Wälder wohnen, trafen sie zum Glück nicht; allein sie fanden oft die verlassenen Hütten derselben, und vermutheten selbst, einige Mahl von jenen Wilden beobachtet worden zu seyn.

Zur Jagd und zum Schutze gegen die Wilden waren dem Capitam die verschiedenen Indischen Soldaten sehr nützlich; denn er hatte Capuchos und andere, auch selbst einen unter den Portugiesen aufgezogenen Botocuden unter seinen Leuten. Bey dem vier Tagereisen weit den Fluß aufwärts sich befindenden Falle des Mucuri hätten sie bald ihr sämmtliches Gepäck verloren; sie hatten nähmlich ein Floß von Baumstämmen erbauet, um ihre Gewehre, Lebensmittel, Kleider u. s. w. darauf zu laden; das Fahrzeug wurde aber vom Strome fortgerissen, das Gesträuch am Ufer streifte die ganze Ladung ab, und nur mit der größten Mühe fischte man die Waffen noch aus dem Wasser. An den letzten Tagen dieser kühnen, gefährlichen Waldreise trat eine völlige Hungersnoth unter der Truppe ein; schon waren sie davon ganz entkräftet, als sie unerwartet, etwa zwey Tagereisen von der Villa de Mucuri, die letzte unbewohnte Pflanzung am Flusse, welche zu Morro d'Arara gehört, erreichten. Mit Heißhunger fiel die ganze Gesellschaft über die rohen Mandiocca-Wurzeln her, unter welchen sich unglücklicher Weise auch viel Mandiocca brava, eine schädliche Art *), befand. Ein heftiges Erbrechen, welches auf den Genuß derselben erfolgte, hatte die muthlosen Abenteurer noch mehr geschwächt, als einige ihrer Jäger so glücklich waren, einen großen Anta (Tapirus americanus) zu erlegen. Alle konnten sich nun durch eine gesunde Nahrung wieder stärken. Am folgenden Tage erreichte die vielgeprüfte Truppe das Ziel ihrer kühnen Anstrengungen, und rückte in der Villa zu Mucuri unter dem Freudenfeuer und dem Jubelruf der Einwohner ein. Nunmehr sollte auf der Picade des Capitams

*) Selbst der ausgepreßte Saft dieser Art Mandiocca ist schädlich, und tödtet Thiere, zum Beyspiel Schafe, wovon uns Koster S. 370 ein Beyspiel erzählt.

die Straße durch jene Wälder eröffnet werden, und man erwartete dazu nur noch mehr die Ankunft des Ouvidor. Nach und nach fanden sich schon die dazu bestellten Waldarbeiter von S. Matthaeus, Viçoza, Porto Seguro, Trancozo und andern Orten der Ostküste, meisten Theils Küsten-Indier, ein.

Zwischen den Gebirgen von Minas Geraës, und der schwach bewohnten Ostküste dehnen sich weite Wildnisse aus, in welchen noch viele Horden von den freyen wilden Stämmen der Urbewohner umher ziehen, die auch wahrscheinlich sich noch lange von den Portugiesen unabhängig erhalten werden. Diese Wildnisse sucht man von verschiedenen Puncten aus mit gangbaren Straßen zu durchbrechen, um die Producte von Minas der ärmern menschenleeren Küste leichter zuzuführen, und ihnen eine schnellere Verbindung mit den Hauptstädten und dem Meere verschaffen zu können. Da die Flüsse die schnellste Communication gestatten, so hat man diese Straßen auf und an denselben fortzuführen beschlossen. Man eröffnete eine derselben am Mucuri, eine andere am Rio Grande de Belmonte, eine dritte am Ilheos, und noch zwey andere ist man beschäftiget am Espirito-Santo und am Itapemirim nach Minas zu führen.

Die Wälder in der Gegend des Mucuri werden hauptsächlich von Patachos bewohnt. Botocudos streifen nur zuweilen durch dieselben an die Küste herab. Übrigens halten sich noch mehrere Stämme der Tapuyas in jenen Einöden auf; an den Gränzen von Minas leben förmlich angesiedelt die Maconi's, die Malali's und Andere. Die Capuchos oder Caposch-Indianer dagegen, die Cumanachos, Machacalis und die Panhamis (Paniamis) ziehen noch in den Wäldern umher. Die letztern vier Stämme sollen sich mit den Patachos verbunden haben, um vereint den zahlreichern Botocudos die Spitze biethen zu können. Diese Stämme scheinen, nach der Ähnlichkeit in Sprache, Sitte und Gebräuchen zu urtheilen, einander näher verwandt zu seyn. Von den Maconis, die für sich allein leben, wurden vor etwa 20 Jahren viele getauft, andere taufte Capitam Bento Lourenzo, als er sich unter ihnen befand. Sie haben sich jetzt zum Theil am Mucuri angebaut; ein anderer Theil derselben soll aber mehr nördlich, nach dem Flusse Belmonte hin, wohnen; dieser Stamm steht am Rio Doçe im Rufe großer Wildheit, wiewohl, näheren Nachrichten zu Folge, mit Unrecht. Die Malali's, ein jetzt nur noch sehr schwacher Stamm, wohnen weit oben am Rio Doçe bey dem Destacamento von Passanha, und haben sich in der Nähe desselben unter dem Schutze der Portugiesen niedergelassen, um sich vor ihren Feinden, den Botocudos, zu schützen. Die Spra-

chen dieser beyden Stämme, von denen man einige Proben in dem Anhange zum zweyten Theile dieses Reiseberichtes finden wird, weichen sehr von jenen der andern Stämme ab. Die fünf vereinten Stämme haben, wie bemerkt worden, im Allgemeinen verwandte Bildung, Sitten und Sprache. Sie durchbohren gewöhnlich ihre Unterlippe, und stecken in die Öffnung ein kurzes, dünnes Rohrstäbchen, welches sie an dem einen Ende mit Urucú roth färben. Ihre Haare schneiden sie im Genicke und über den Augen rund ab; einige scheren selbst den größten Theil des Kopfes. Übrigens bemahlen sie, wie alle Tapuyas, ihren Körper mit rother und schwarzer Farbe. Sie glauben sämmtlich im Donner ein mächtiges Wesen zu vernehmen, das sie Tupan nennen; ein Wort, welches vielen Stämmen, unter andern auch den Puris, angehört, und selbst den Küstenstämmen der Tupis gemein war. Nahe Blutsverwandte sollen einander nie heirathen; übrigens aber binden sie sich an keine Regel und folgen ganz ihren Neigungen. Junge Mädchen sehen es als das höchste Zeichen ihrer Gunst gegen junge Männer an, wenn sie dieselben bemahlen, zu welchem Ende sie gewöhnlich etwas Urucú bey sich tragen *). Die Patachos zeigten sich am Mucuri bis jetzt immer feindselig; noch unlängst erschossen sie auf der Fazenda des Herrn João Antonio einen Indier in der Thür seines Wohnhauses.

Nachdem wir uns zehn Tage hier verweilet, setzten wir unsere Reise fort. In angenehmer Nachtkühle verließen wir bey dem schönsten heitersten Mondlichte den Mucuri; der Vollmond spiegelte sich mild und freundlich auf der breiten Fläche des ruhig glänzenden Meeres, und entschädigte uns für die Einförmigkeit des Weges auf der ebenen Sandküste; sanft von ihm beleuchtet schwebte über uns die große Nachtschwalbe; aber leider für unsere Jagdgewehre in unerreichbarer Höhe **).

Von dem Mucuri bis zum Peruipe, einem anderen Flusse, hat man fünf Legoas. Ehe man die Landspitze der See-

*) Außer den hier genannten Stämmen der Urbewohner werden für diese Gegend in der Corografia brasilica T. II. Seite 74 noch einige andere angeführt, deren Nahmen ich aber an der Ostküste nie nennen hörte.

**) Dieser Vogel ist eine bis jetzt noch unbeschriebene Art dieses Geschlechtes, welche ich Caprimulgus aethereus nannte, da er bis zu einer bedeutenden Höhe in die Luft steigt, und dort, gleich einem Falken, schwebend steht. Er wird 22 Zoll lang, und hat ein roströthlich, dunkelbraun und schwärzlich geflecktes Gefieder. Die obern kleinen Flügeldeck-Federn bilden einen schwärzlich braunen Fleck. Eine schwarzbraune gefleckte Querbinde bezeichnet das Ende der Brust.

Küste erreicht, führt der Weg nach der Villa Viçoza; hier verirrten wir uns, und kamen an die Mündung des Peruipe, wo einige Fischerhütten herum lagen. Wir sahen uns genöthiget, wieder zurück zu gehen. Es war heller Tag, als wir durch die Gesträuche zu einem Wiesenplatze am Flusse gelangten, wo wir unter einem reitzenden Cocospalmen-Haine, die aus etwa 100 Häusern bestehende Villa Viçoza erblickten. Ein durch seine Größe unter den herumstehenden niedern Wohnungen sich auszeichnendes, weiß beworfenes Gebäude erkannten wir sogleich für das Haus der Camara, oder das königliche Gebäude, ritten hier an, und fanden den Ouvidor in Gesellschaft von zwey See-Capitänen, den Herrn José da Trindade und Silveira José Manoel de Araujo, die von der Regierung beauftragt waren, die Küste in dieser Gegend astronomisch genau zu bestimmen, und eine Karte von derselben zu verfertigen. Übrigens war das Gefolge des Ouvidors von der seltsamsten Zusammensetzung; denn außer einigen Portugiesen und Negersclaven, hatte er zehn bis zwölf junge Botocudos von Belmonte und einen jungen Machacali bey sich. Der Anblick der Botocudos befremdete uns über allen Ausdruck; wir hatten nie dergleichen sonderbar auffallend häßliche Wesen gesehen. Ihre originellen Gesichter waren durch große Blöcke von Holz, die sie in den Unterlippen und den Ohrläppchen trugen, verzerrt; die Lippe tritt dadurch weit hervor, und die Ohren hängen bey Einigen wie große Flügel bis gegen die Schultern herab; ihr brauner Körper war mit Schmutz bedeckt. Sie waren schon sehr vertraut mit dem Ouvidor, der sie im Zimmer beständig um sich hatte, um ihr Zutrauen immer mehr zu gewinnen. Er hatte einige Leute, die Botocudisch sprachen, und ließ uns Proben ihres Gesanges geben, der einem unartikulirten Geheul gleicht. Die meisten dieser jungen Indier hatten kürzlich die Pocken gehabt; sie waren noch über und über mit Narben und Flecken bezeichnet, welches bey ihrem durch die Krankheit abgemagerten Körper ihre natürliche Häßlichkeit noch bedeutend vermehrte.

Die Pocken, zuerst durch die Europäer in diese Gegenden gebracht, sind den Indiern im höchsten Grade gefährlich; viele ihrer Stämme sind durch diese Krankheit völlig aufgerieben worden. Auch von der Begleitung des Ouvidors waren mehrere in Caravellas gestorben; die meisten aber hatte man wieder hergestellt, und zwar, wie man mir versicherte, durch Branntwein, den man ihnen in Menge gegeben hatte. Die Wilden haben vor dieser Krankheit eine schreckliche Furcht. Grausam und schauderhaft ist, was man mir von einem gewissen Pflanzer erzählte. Derselbe soll, um sich an den Tapuyas, seinen Nachbarn und Feinden, zu rächen, Kleidungsstücke, welche

an den Pocken Gestorbene getragen hatten, in den Wald haben legen lassen, und viele dieser Wilden sollen durch diese unmenschliche Maßregel elend um's Leben gekommen seyn.

Als der Ouvidor die Reise nach dem Mucuri antrat, schifften wir uns ein, um zuerst Caravellas und den Fluß Alcobaça zu besuchen. Das Canoe glitt den schönen grün eingefaßten Peruipe hinunter, und wendete sich dann da, wo der Fluß in die See östlich mündet, in einen breiten Seitenarm hinein, der mit dem Caravellas in Verbindung steht. Cocospalmen erheben bey der Villa ihre stolzen Gipfel, und geben der Landschaft einen schönen, originellen Charakter. Die Milch oder das in der Frucht sich befindende Wasser ist an den alten Nüssen, die man nach Europa bringt, sehr fade und von schlechtem Geschmack; hier aber werden sie etwas unreif abgenommen, und dann hat dieses Wasser etwas sehr angenehm Bittersüßliches, und ist dabey ungemein kühlend und erfrischend. Man bereitet hier zu Lande aus diesem wohlthätigen Geschenk der Natur verschiedene sehr wohlschmeckende Gerichte; so schabt man zum Beyspiel die Nuß, und kocht sie mit schwarzen Bohnen, denen sie einen angenehmen Geschmack mittheilt; auch verfertiget man daraus ein sehr gutes Confect mit Zucker und Gewürzen, das aber leider die Reise nach Europa nicht aushält. Ein Cocosbaum kann an hundert Früchte zugleich tragen, die man auf den Werth von 5 bis 6 Thaler anschlägt; hat man also eine Pflanzung von 3 bis 400 dieser Bäume, so gewährt dieselbe schon eine beträchtliche Einnahme. Man verkauft einen solchen gesunden Baum für 4000 Reis, etwa einen Carolin. Das Holz des Baumes ist ebenfalls sehr brauchbar; denn es ist zähe und hart; der Stamm bricht deßwegen bey starkem Winde nicht ab, sondern biegt sich und knarrt heftig. Die Wurzeln bilden horizontal unter der Oberfläche der Erde ein dichtes Gewebe. Vom Peruipe südlich nach Rio de Janeiro hin, sind echte Cocospalmen (Cocos nucifera, *Linn.*), eine wahre Seltenheit; allein von Viçoza an nördlich, besonders zu Belmonte, Porto Seguro, Caravellas, Ilheos, Bahia u. s. w. sind sie äußerst gemein; sie haben an der ganzen Ostküste den Nahmen Cocos da Bahia. Es scheint dieser Baum das Seewasser besonders zu lieben; denn er geräth da am besten, wo der Sand des Ufers vom Salzwasser bespült wird *). Eine Verdickung, die der Stamm dieser Art in der Jugend an seinem unteren Ende hat, macht ihn sehr

*) Eine Bestätigung dieser Erfahrung gibt Herr von Humboldt in der Beschreibung seiner Reise. Band I. Seite 454.

kenntlich. Auf der Wasserfahrt nach Caravellas wird man sehr häufig durch den Anblick kleiner Wäldchen von Cocospalmen erfreut; die ländlichen Wohnungen liegen aber sehr mahlerisch im dunkeln Schatten jener hohen Stämme. Das ganze Ufer bedecken dichte Mangue-Bäume (Conocarpus und Avicennia) deren zum Gärben nutzbare Rinde nach Rio de Janeiro gesendet wird. Der Besitzer einer Leder-Fabrik daselbst unterhält hier am Caravellas eine Menge Sclaven, bloß um ganze Schiffsladungen der Mangue-Rinde abzulösen und zu trocknen. Ein ansehnliches Schiff segelte hin und her, um diese Rinde zu transportiren, das auch deßwegen den Nahmen des Casqueiro trägt. Es gibt mehrere Arten des Mangue-Baumes; zur Lederbereitung zieht man aber die Rinde der Mangue vermelha oder rothen Mangi (Conocarpus racemosa) vor, die sich durch niederen Wuchs und ein dickes eyförmiges Blatt merklich von der Mangue branca (Avicennia tomentosa) unterscheidet, welche ein schmales, längliches Blatt hat, eine eyförmige, etwas wollige, die Größe einer kleinen Pflaume erreichende Fruchtkapsel trägt, und schlanker und höher wächst. Unsere Fahrt war gegen Abend sehr angenehm, wir schifften aus einem Canal in den andern; denn zwischen Viçoza und Caravellas befindet sich ein wahres Flußnetz, das von einer Menge von Mangue-Inseln gebildet wird. In diesen Gebüschen schrieen eine Menge von Papageyen; aber alle waren von der Art des Curica *). Auf den sonderbaren Wurzeln der Mangi-Bäume, welche hoch am Stamme entspringen, sich wölbend in's Wasser hinab senken, im Boden einwurzeln und dadurch vollkommene Bogengänge in mannigfaltigen Richtungen darstellen, sah man weiße Reiher unbeweglich sitzen. An der Rinde dieser Bäume sitzt eine kleine Art von Austern in Menge, und die bunte Krabbe, Aratu **), lebt ebenfalls in großer Anzahl auf demselben.

*) Psittacus ochrocephalus, *Linn.* oder amazonicus, *Latham* S. *Le Vaillant* hist. nat. de Perroquets pl. 110. Die Curica (auszusprechen Kurike) ist nach Übereinkunft der Naturforscher nicht Psittacus ochrocephalus *Linn.*, sondern Psitt. aestivus (Siehe *Kuhl* Consp. Psitt. im 10. B. der Verhandl. der K. L. C. Akad.); dennoch ist zu bemerken, daß Linné's Beschreibungen zu unbestimmt sind und leicht auf beyde Vögel gedeutet werden können. Ps. aestivus (*Le Vaillant* pl. 110.) variirt in seinem Vaterlande nie, auch habe ich nie rothe Federn an seinem vorderen Flügelgelenke gefunden, wie am Ps. ochrocephalus. Man lese also in dem ersten Bande dieser Reisebeschreibung statt ochrocephalus immer aestivus.

**) Der in Brasilien Aratú genannten Krabbe erwähnt Marcgraf Seite 185.

Ein heftiges Gewitter, von einem Platzregen begleitet, überfiel uns hier, und hielt an bis zu unserer Ankunft in Caravellas, wo wir in der Dunkelheit eintrafen, und im Hause der Camara, der Wohnung des Ouvidors, unsern Aufenthalt fanden. Caravellas ist die bedeutendste Villa der Comarca von Porto Seguro. Sie hat gerade und in rechten Winkeln sich durchschneidende Straßen, darunter fünf bis sechs Hauptstraßen und mehrere Nebengassen; alle aber ungepflastert und mit Gras bewachsen. Die ansehnliche Kirche liegt nahe bey dem Casa da Camara auf einem freyen Platze; die Häuser der Villa sind nett gebaut, jedoch meistens nur ein Stockwerk hoch. Caravellas treibt einen beträchtlichen Handel mit den Producten der Gegend, besonders mit Mandiocca-Mehl, etwas Baumwolle u. s. w. Man führt zuweilen in Einem Jahre 54,500 Alqueiren Farinha aus, welches, die Alqueire in mäßigem Preise zu 5 Patacken oder Gulden gerechnet, einen Ertrag von etwa 272,500 Gulden gibt. Dieser Handel führt eine ziemliche Anzahl von Schiffen, aus Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro, Capitania und den andern Häfen der Ostküste hierher; dreyßig bis vierzig kleinere Fahrzeuge liegen zuweilen hier vereint, auch hat man oft Gelegenheit mit dem Casqueiro nach Rio zu reisen oder Briefe zu senden. Besonders geschäftig sind die Schiffe von Pernambuco für den Transport des Mandiocca-Mehles, da jene Gegend an diesem wichtigen Producte Mangel leidet; trockene Jahre bringen zuweilen dort eine vollkommene Hungersnoth hervor, wie dieses auch Koster in seiner Reisebeschreibung bemerkt *).

Da wir die Absicht hatten, nach der Reise an den Mucuri, wo wir einige Zeit zu verweilen gedachten, noch einmahl hierher zurück zu kehren, so hielten wir uns jetzt nur drey Tage auf, und reiseten dann nach dem Alcobaça ab, der nördlich vom Caravellas durch die Urwälder herab kommt. An demselben liegt eine Fazenda des Ministers Conde da Barca, Ponte do Gentio (die Brücke der Wilden) genannt, welche wir in Augenschein zu nehmen wünschten. Wir fuhren erst einige Stunden in einem Canoe den Caravellas aufwärts, und setzten dann die Reise zu Lande fort. Gegen Abend erreichten wir die kleine Fazenda de Pindoba, deren Eigenthümer, Herr Cardoso, uns für die Nacht recht gastfreundschaftlich beherbergte. Die Gegend hier ist wild und voll von noch undurchforschten Waldungen, wo nur hier und da eine Woh-

*) Siehe *Koster's* travels etc. p. 123. u. a. a. O.

nung oder Pflanzung zu finden ist. Da das Gespräch mit Herrn Cardoso sich auf diese Gegend und ihre Natur-Merkwürdigkeiten lenkte, ließ er einen Stein herbey hohlen, den man unter der Oberfläche der Erde gefunden hatte; es war ein grober, in der Figur einer kleinen Art geschliffener Sandstein. Unser Hauswirth erklärte ihn aber für einen Donnerkeil (Corisco), der bey einem Gewitter in die Erde herab gefahren sey, und war eben so wie die übrigen Anwesenden mit unserer Erklärung, daß es ohne Zweifel ein von den Wilden verfertigtes und verlornes Instrument sey, höchst unzufrieden. Das Wunderbare hat für den ungebildeten Menschen immer den meisten Reitz.

Bey Pindoba setzten wir über einen kleinen Waldbach, bestiegen dann die von den Besitzern der benachbarten Fazenda's geliehenen Pferde, und ritten durch öde Wildnisse, in welchen Wald, Gebüsche und Heiden voll vom hohen Rohrgrase mit einander abwechselten. Auf den zerstreut liegenden Fazenda's oder Rossen findet man große Schoppen, in denen man das Mandiocca-Mehl, das Haupt-Product dieser Gegend, in Menge bereitet. Diese Gebäude sind von allen Seiten offen, und bestehen nur aus einem von starken Pfeilern getragenen Rohr- oder Palmdache, unter welchem sich verschiedene große eingemauerte Pfannen zum Trocknen des Mehles befinden. In einem Urwalde von schönen, schlanken, wild durchflochtenen Stämmen wurden wir durch den sonderbaren Chorgesang einer uns noch neuen Vogelart überrascht. Der ganze Wald erschallte von ihrem äußerst sonderbaren lauten Pfiffe, der aus fünf bis sechs durchdringenden Tönen zusammen gesetzt ist. Diese lärmenden Waldbewohner waren hier in ganzen Schaaren versammelt, und wenn einer eine Stimme erschallen ließ, fielen die übrigen gleich alle ein. Unsere Jäger, von der lebhaftesten Neugierde ergriffen, warfen sich sogleich in's Gebüsch, aber ungeachtet ihrer Menge kostete es dennoch viele Mühe, endlich einige dieser Schreyer zu erlegen. Dieser Vogel *) hat die Größe einer Amsel, und eine sehr unansehnliche, schmutzig-aschgraue Farbe. Die Portugiesen an der Ostküste geben ihm den Nahmen Sebastiam, und in der Provinz Minas Geraës

*) Muscicapa vociferans; 10 Zoll lang; alle oberen Theile dunkelaschgrau, an einigen Stellen etwas bräunlich oder gelblich überlaufen; alle unteren Theile etwas bläßer aschgrau, Brust und Unterhals am dunkelsten, die Federspitzen der untern Theile hier und da etwas gelblich. Auf dem zoologischen Museum zu Berlin hat man ihn unter dem Nahmen Muscicapa ampelina aufgestellt.

nennt man ihn Drossel des Urwaldes, Sabiah do mato virgem. Am Ende des Waldes erreichten wir die Wohnung der Senhora Isabella, Besitzerinn ansehnlicher Mandiocca-Pflanzungen, einer äußerst wohlthätigen und deßhalb in der ganzen Gegend beliebten Frau. Da sie im Rufe steht, mancherley Krankheiten heilen zu können, so kommen viele Leidende und Arme zu ihrem Hause, die sie entweder heilt, oder doch beschenkt und mit Nahrungsmitteln versieht. Sie nahm uns sehr gastfreundschaftlich auf, und gab uns auf die Reise ein kleines Schwein und eine große Änte mit, da wir, wie sie behauptete, in Ponte do Gentio würden Hunger leiden müssen. Bald erreichten wir den Fluß Alcobaça, der hier klein ist, und schifften uns auf demselben ein. Die Fahrt ging in der Abendkühlung etwa ein Paar Stunden weit aufwärts, bey der Fazenda des Herrn Munis Cordeiro vorbey; alsdann erreichten wir die auf dem nördlichen Ufer liegende Fazenda des Ministers. Die Farbe des Flusses, der fischreich ist und viele Jacarés nähert, ist dunkel; seine Ufer sind durchaus mit schönen, dichten Gebüschen und Waldungen bewachsen; im Wasser selbst wächst die Aninga (Arum liniferum, *Arruda*). Ponte do Gentio ist eine Fazenda, mit einem dazu gehörigen Stück Land, welche der Minister von den Erben des Capitam Mor, João da Sylva Santos gekauft hat, und befand sich früher in einem sehr blühenden Zustande. Ihr vormahliger Besitzer war ein unternehmender Mann, der in mehreren Zügen gegen die Wilden bewiesen hatte, daß er sie nicht fürchte, der aber auf seiner Fazenda immer mit ihnen in Frieden lebte. Er war auch der Erste, welcher den Fluß Belmonte bis Minas Novas hinauf beschiffte. Nach seinem Tode kam das Gut durch Mangel an gehöriger Aufsicht in Verfall. Anstatt den Frieden mit den Wilden zu unterhalten, reitzte man sie. Ein Neger hatte einen der Wilden von dem Stamme der Patachos im Walde erschossen; dieses entrüstete die Wilden, die, um sich zu rächen, die Neger in einer der Pflanzungen überfielen, und drey von ihnen mit ihren langen Pfeilen tödteten. Hierdurch vermehrte sich die Unordnung, und mit ihr fiel der Werth der Fazenda; der Minister kaufte sie für einen sehr geringen Preis. Jetzt sucht man den Frieden mit den Wilden wieder herzustellen und die Fazenda wieder besser zu bewirthschaften. Gegenwärtig befinden sich hier einige Indische Familien, sechs Familien der Ilhores (Bewohner der Azorischen Inseln), neun Chinesen, einige Negersclaven und ein Portugiese als Feitor (Verwalter). Die Chinesen hatte die Regierung nach Rio de Janeiro kommen lassen, um dort Thee zu bauen; späterhin wurden einige nach Caravellas und andere hierher geschickt, um im Tagelohne

zu arbeiten; allein sie sind zu träge und verrichten nur äußerst leichte Arbeiten. Sie bewohnen zusammen ein kleines Haus; einer von ihnen ist ein Christ geworden, und hat eine junge Indierinn geheirathet. Die Gebräuche ihres Vaterlandes haben sie auch hier beybehalten; sie feyern ihre Festtage, essen alle Arten von Geflügel besonders gern, und sollen in der Wahl ihrer Lebensmittel nicht besonders streng seyn. In ihrer Rohrhütte haben sie Alles äußerst nett und sauber eingerichtet. Ihre Betten zum Beyspiel sind mit feinen weißen Vorhängen versehen, die auf das netteste drappirt und an den Seiten mit sehr zierlichen bronzenen Haken aufgezogen sind. Diese zierlichen Betten machen einen sonderbaren Contrast mit der elenden Rohrhütte, in der sie aufgestellt sind. Die Chinesen schlafen übrigens auf einer freyen Rohrmatte, und ruhen mit dem Kopfe auf einem kleinen runden Kissen. Ihre Mahlzeit von Reiß sahen wir sie nach echt Chinesischer Art mit zwey kleinen Stäbchen zu sich nehmen. Sie sahen es sehr gern, wenn wir sie besuchten; alsdann erzählten sie uns in äußerst gebrochener Portugiesischer Sprache von ihrem geliebten Vaterlande, und wie es dort so viel besser sey als in Brasilien. Auch öffneten sie uns ihre Kasten, in welchen sie schlechtes Chinesisches Porzellain und eine große Menge von Fächern aller Art, die sie zum Verkaufe mit sich genommen hatten, sorgfältig verwahrten. Das Gebäude der *Fazenda* mit der Mandiocca-Fabrik liegt in einer kleinen Vertiefung nahe am Flusse zwischen zwey Höhen. Ersteigt man die östlichste derselben, wo die Povoaçâo ist, so überschaut man die ganze weite Gegend, und so weit das Auge trägt, ist Alles bis zum fernsten Horizont ohne Unterbrechung mit finstern Urwäldern bedeckt; nur am rechten Ufer des Flusses zeigen sich einige wenige Stellen, wo Menschen sich angebaut haben.

Wir durchstrichen die nahen Wälder mit unsern Jägern und mit einigen hier wohnenden trägen Mameluken. Mancherley Thiere wurden erlegt, unter andern erhielten wir hier zum ersten Mahl das gemeine Faulthier (Bradypus tridactylus, *Linn.*), da wir bis jetzt nur immer das mit dem schwarzen Halskragen (Bradypus torquatus, *Illigeri*) gesehen hatten. Hier hätten wir bald das Unglück gehabt, Herrn Freyreiß zu verlieren. Er hatte sich eines Morgens allein mit der Flinte auf die Jagd begeben und kam Mittags zur gewöhnlichen Zeit nicht zurück. Es wurde Abend, und die Dunkelheit nahm immer mehr zu, und noch immer erwarteten wir ihn vergeblich. Mit jeder Minute wurde unsere Besorgniß um ihn größer; ich ließ daher mehrere Leute beständig schießen, um ihm ein Zeichen zu geben; endlich hörten wir aus weiter Ferne den schwachen Laut eines Schus-

fen. Nun ließ ich schnell die Indier, mit brennenden Fackeln oder vielmehr mit glimmendem Holze versehen, nach der Gegend hin vordringen, von woher der Schuß war gehört worden. Glücklicher Weise fanden sie den Verirrten, und kehrten um Mitternacht mit ihm zurück. Sehr ermüdet und entkräftet erreichte er die Fazenda, und erzählte uns nun sein gefahrvolles Abenteuer. Er war eine bedeutende Strecke einem wenig gangbaren Waldpfade gefolgt, der plötzlich aufhörte; er ging weiter und weiter, und als er zurück kehren wollte, hatte er die Richtung gänzlich verloren. Nun brachte er den ganzen Tag zu, um sie wieder aufzusuchen, und zeichnete die Bäume, um zu bemerken, wo er bereits gewesen war; aber alle Versuche, sich zu orientieren, verunglückten; er erstieg endlich einen Berg, und hoffte dort durch die freyere Aussicht sich wieder zu finden; allein auch dieses war umsonst; überall zeigte sich ununterbrochener Urwald. Endlich fand er einen Waldbach, und watete in demselben hinab, in der Hoffnung, den Alcobaça zu erreichen und an dessen Ufer sich zur Fazenda zurück zu finden; auch diese Hoffnung täuschte ihn; denn der Bach breitete sich bald in einen Sumpf aus, und versiegte. Jetzt wurde seine Lage im höchsten Grade beunruhigend. Durch Mangel an Nahrung erschöpft, durch den mühsamen Gang erhitzt, von dem Wasser des Waldbaches durchnäßt, sank er ermattet nieder. Aber nun brach die Dämmerung ein; er sammelte seine Kräfte und erbaute sich eine kleine Hütte von Palmblättern. Hier quälten ihn die Moskiten auf eine schreckliche Weise, aber nicht minder beunruhigte ihn die gegründete Besorgniß vor den Wilden und vor Raubthieren, um so mehr, da er aus Mangel an nöthigen Geräthschaften kein Feuer anzünden konnte, um sie abzuhalten. So war er darauf gefaßt, den wiederkehrenden Tag zu erwarten, der ihm jedoch wenig tröstliche Aussichten eröffnen konnte, da er die Richtung des Weges nur durch einen glücklichen Zufall wieder zu finden hoffen durfte, und mit Pulver und Bley so schwach versehen war, daß er nicht lange durch die Jagd sein Leben hätte fristen können. In dieser schrecklichen Lage hörte er endlich — und wer vermag seine Freude zu schildern? — unsere Schüsse zu Ponte do Gentio. Von Hoffnung neu belebt, sprang er auf, und feuerte ein Paar starke Schüsse zur Antwort ab, die bey der Aufmerksamkeit, womit wir in der Stille der Nacht lauschten, auch glücklicher Weise von uns gehört wurden. Wäre er etwas entfernter oder zufällig hinter einer Höhe gewesen, so hätte er eben so wenig unsere Schüsse, als wir die seinigen hören können; es wäre uns unmöglich gewesen, ihn aufzufinden, und sein Schicksal in der furchtbaren Wildniß würde höchst traurig geworden seyn; denn er hatte die Ab-

sicht gehabt, am folgenden Morgen ganz in der entgegengesetzten Richtung von der Fazenda den Rückweg zu suchen. Dieser Vorfall mag als Beweis gelten, wie nöthig die größte Vorsicht ist, wenn man in diesen weiten Wildnissen allein jagen will, ohne mit denselben einiger Maßen bekannt zu seyn, oder den ausgezeichneten Ortssinn der Indier zu besitzen. Auch der Feitor von Ponte do Gentio, ein der Jagd und dieser Gegend kundiger Portugiese, hatte einst bey einem solchen Gange den Weg verloren, und war sieben Tage im Walde umher geirrt; da er aber mit Feuerzeug, Pulver und Bley hinlänglich versehen war, um sich die dringendsten Bedürfnisse verschaffen zu können, so glückte es ihm endlich, auf einer Pflanzung am Alcobaça anzukommen; zwey Indier, welche der Ouvidor abgeschickt hatte, um seiner Spur zu folgen, und ihn aufzusuchen, kamen bald nach ihm an. Man irrt, wenn man denkt, daß in diesen Wäldern überall Lebensmittel sich finden müßten. Ungeachtet der Menge wilder Thierarten, die in denselben leben, geht man doch oft mehrere Tage, ohne ein lebendes Wesen zu sehen, und es bestätiget sich auch hier, daß in der Nähe der menschlichen Wohnungen sich immer mehrere Thiere aufhalten, als im Innern der großen Wälder.

Unsere Sammlungen hatten einigen interessanten Zuwachs erhalten; allein unsere Insecten, besonders die Schmetterlinge, waren durch die kleinen rothen Ameisen stark beschädiget worden; wir retteten sie bloß dadurch, daß wir sie dick mit Schnupftabak überstreuten. Am 25. Jänner verließen wir Ponte do Gentio, und kehrten nach der Wohnung der Senhora Isabella zurück. Da fanden wir die Bewohner mit der Bereitung des Mandiocca-Mehles beschäftiget. Ein zahm erzogener Tucan (Ramphastos dicolorus, *Linn.*) zog hier unsere Aufmerksamkeit auf sich. Seine possierlichen Bewegungen bey der ungeschickten Gestalt und dem sonderbaren großen Schnabel belustigten uns sehr. Äußerst gefräßig verschluckte er alles Eßbare, das ihm vorkam, selbst auch Fleisch. Man both ihn uns zum Geschenke an; allein da dieser Vogel unser Clima nicht verträgt, so trugen wir Bedenken ihn anzunehmen. Man zieht hier viel Honig von stachellosen gelben Bienen. Zu diesem Ende hängt man Abschnitte von ausgehöhlten Baumästen unter dem Dache auf, die an den Enden mit Lehm zugestrichen sind, und in deren Mitte sich ein kleines rundes Flugloch befindet. Dieser Honig ist sehr aromatisch; allein nicht ganz so süß als unser Europäischer. Aus Honig mit Wasser vermischt bereitet man hier ein sehr angenehmes kühlendes Getränk.

Am folgenden Tage ritten wir nach Pindoba zurück, und langten am Abende in Caravellas wieder an. Nach einem Auf-

enthalte von zwey Tagen waren auch hier unsere Geschäfte abgethan, und wir schifften uns wieder nach Viçoza ein. Eine schöne, mondhelle Nacht begünstigte diese Fahrt. An den Gebüschen der Ufer flogen tausend leuchtende Fünkchen (Lampyris, Elater und vielleicht noch andere leuchtende Insecten) umher. Als wir in Viçoza in das Haus der Camara eintraten, hauseten hier noch die sämmtlichen Botocudos des Ouvidors. Noch beschwerlicher als diese unangenehme Gesellschaft, wurde uns das ununterbrochene Geheul eines Hundes, der von einer giftigen Schlange gebissen worden war. Man gab ihm den ausgepreßten Saft des Cardo Santo (Argenome mexicana) einer gelbblühenden Distel, die überall gemein ist *); allein er starb. Man hält gewöhnlich irriger Weise die Zahl der Brasilianischen Giftschlangen für größer als sie wirklich ist. Selbst die Bewohner des Landes geben die meisten Schlangenarten für schädlich aus; nur von einigen wenigen, und nahmentlich von den großen Arten der Boa, wissen sie das Gegentheil. Es gibt indessen allerdings einige schädliche Arten, zum Beyspiel die grüne Viper **) und die Jararacca, beyde

*) Dieser Pflanze gedenkt ohne Zweifel Azara, wenn er in seinen Voyages etc. Vol. I. p. 132 von Heilung des Fiebers redet.

**) Cophias bilineatus; eine neue schöne bis jetzt noch unbeschriebene Art. Das Exemplar, welches ich erhielt, ist 22 Zoll 8 Linien lang, wovon der Schwanz 3 Zoll 3 Linien wegnimmt, also etwa 1/4 der ganzen Länge des Thieres. Bauchschilde: 210, Schwanzschuppen-Paare: 66. Gestalt schlank, Kopf herzförmig mit zwey großen Augenbraunschildern, übrigens wie der Körper mit kleinen, schmalen, länglich zugespitzten, gekielten Schuppen bedeckt. Zunächst an der Seite der Bauchschilde läuft eine Reihe von größeren rhomboidalen Schuppen; diese sind beynahe glatt, und zeigen nur an ihrem oberen Rande eine kleine Vertiefung; After einfach, mit einer halbmondförmigen ungetheilten Schuppe bedeckt; Schwanz am Ende mit einer 1 Linie langen rothbraunen Hornspitze. Alle oberen Theile sanft bläulich-hellgrün, in jeder Seite mit einer blaß strohgelben Linie bezeichnet, welche von der Reihe der größeren Randschuppen des Bauches gebildet wird; auf der Höhe des Rückens stehen in zwey Reihen abwechselnd kleine rostgelbe oft gepaarte Fleckchen, welche stets fein schwarz eingefaßt sind. Vom Auge, dessen Stern eine senkrechte Längsspalte ist, zieht längs der Seite des Kopfes ein rostgelber schwarz eingefaßter und gefleckter Streif; zwey ähnliche Striche stehen auf dem Hinterkopfe; Kieferränder mit lebhaft grüngelben Tafeln belegt, deren Ränder schwarz sind; Untertheile des Kopfes und Kehle lebhaft hellgelb; Unterhals hell-grüngelb; Bauch und Unterseite des Schwanzes weißgelblich, an der Wurzel der Bauchschilde etwas blaugrünlich; Kopf und Vorderkörper auf der Oberseite auf dem grünen

aus dem Geschlechte Trigonocephalus, allein bey weitem die gefährlichsten sind die Klapperschlange (Crotalus horridus) und der Curucucú (Lachesis mutus, *Daudin*), oder Crotalus mutus, *Linn.*); besonders die letztere, welche 7 bis 8 Fuß lang wird, ist überall in Brasilien zu Hause. Die Klapperschlange, welche die Portugiesen Cocra Cascavella nennen, hält sich nur in den hohen trockenen Gegenden auf; in Minas Geraës zum Beyspiel und im Innern der Capitania von Bahia ist sie ziemlich häufig.

Wir kehrten von Viçoza nach dem Mucuri zurück, hielten uns aber in der Villa nicht lange auf, da der Ouvidor sich schon auf der Stelle befand, wo man sich mit Anlegung der neuen Fazenda zu Morro d'Arara beschäftigte. Herr Freyreiß hatte beschlossen, von hier nach Capitania zu unserer Tropa zurück zu reisen; ich zog es vor, den Mucuri hinauf zu der Arbeit im Walde zu schiffen, um dort in jenen Wäldern einige Monathe zuzubringen. Wir richteten unser Gepäck ein, und brachten noch ein Paar Tage in Mucuri zu. Von hier aus unternahmen wir gemeinschaftlich noch einige Spazierritte, und besichtigten unter andern den Anfang der neuen Straße, welche Capitam Bento Lourenzo mit seinen Mineiros und andern Arbeitern schon begonnen und etwa drey Legoas weit fortgesetzt hatte. Diese Straße fängt unmittelbar hinter den Häusern von Port' Alegre an, und durchschneidet anfangs sumpfige Wiesen und offene Gegenden (Campos) mit hartem rohrartigem Grase, in welchen man von Zweigen Knüttelbrücken erbaut hatte; weiter hin hatte man sich schon durch Gebüsche und dichte Waldung durchgearbeitet. Sie war bis jetzt noch roh, nur eine Picade und nicht besonders breit; auch lagen hier und da noch ungeheure Stämme. Man hatte mit einer Linie die Entfernung der Legoas gemessen, und sie an Baumstämmen, die an ihrer Vorderseite angehauen, geschält und geebnet waren, angeschrieben. An verschiedenen Stellen fanden wir im Walde noch die Hütten, wo die Truppe der Mineiros übernachtet hatte.

Bey der letzten Pflanzung am Flusse Mucuri, welche dem Herrn João Antonio gehört, näherte sich die Straße der Mineiros dem Ufer und den daran erbauten Wohnungen. Wir kamen daselbst in Begleitung des Herrn Padre Vigario Mendes und des Escrivam von Mucuri an, und fanden da den Capitam Bento Lourenzo, der uns auf einer Höhe, wo das Wohn-

---

Grunde sehr fein schwarz punctirt und marmorirt; über den Schwanz läuft ein bläulich-blasser Streif. In Brasilien Cobra verde oder Curucucú de Pattioba genannt.

haus sich befindet, mit allen seinen Leuten ein Ehrenfeuer zum Empfange brachte. Es ist nähmlich in Brasilien die Gewohnheit bewaffneter Trupps, oder der Soldaten, in den innern Wildnissen, besonders auf den Militär-Quartelen, wenn Fremde sie besuchen, ein Freudenfeuer zu machen, wozu man die Gewehre sehr stark ladet. Wir brachten bey dem biedern Capitam und dem ebenfalls wohlwollenden Besitzer der Fazenda, Herrn Joâo Antonio, einige Stunden recht vergnügt hin, und kehrten dann auf dem Flusse zur Villa zurück. Am 3. Februar Morgens reiseten wir nach unseren verschiedenen Bestimmungsorten ab. Herr Freyreiß ließ sich über den Mucuri setzen, um nach Capitania zurück zu kehren, und ich schiffte mit zwey andern Canoen den Fluß hinauf. Wir begrüßten uns wechselseitig durch ein Gewehr- und Pistolenfeuer noch ein Mahl aus der Ferne, und verschwanden einander schnell aus den Augen.

Die für die Fazenda und das Holzsägewerk des Ministers Conde da Barca ausgewählte Stelle liegt etwa anderthalb Tagereisen aufwärts am Mucuri, und führt von den vielen daselbst vorgefundenen Araras (Psittacus Macao, *Linn.*) den Nahmen Morro d'Arara (Arara-Berg). Dahin begab ich mich jetzt in Gesellschaft des Escrivam von Belmonte, Capitam Simpliçio da Silveira, eines Mannes, der besonders mit gebraucht worden war, als man am Belmonte mit den Botocudos einen Vertrag zu schließen suchte. Er und ein junger Meniân-Indier *), der ihn begleitete, redeten die Sprache jener Wilden.

Die Ufer des Mucuri, überall von dichtem Walde eingefaßt, biethen bey den wiederhohlten Krümmungen des im Ganzen schmalen Flusses mannigfaltige, mahlerische Waldansichten dar. Wir mußten unser Canoe gegen den jetzt hohen, reißenden Strom mühsam aufwärts schieben; eine Arbeit, die uns um so beschwerlicher wurde, da die Mittagssonne glühende Strahlen auf unsere Scheitel herab sendete, und das Holz des Canoes so erhitzte, daß man es kaum anzufassen vermochte. Der grüne rostbauchige Eisvogel (Alcedo bicolor, *Lath.*) und die schöne weißgrüne Schwalbe (Hirundo leucoptera) waren hier sehr häufig; die letztere sitzt auf niedern Ästen und dürren Bäumen im Wasser, oder schwebt über demselben umher; auf dem Lande trifft man sie nur in der Nähe der Flußufer an. An alten über das Wasser hinaus hängenden Stämmen und an Felsen sahen wir in Menge eine Art graufarbiger Fleder-

*) Die Meniân's, welche in Belmonte wohnen, sind ein ausgearteter Überrest der Camacan-Indier. Es wird weiter unten mehr von ihnen gesprochen werden.

mäuse *) sitzen, die hier in der Kühlung den Tag hinbringen; sie zeichnen sich durch ihre hervortretende Nase aus. Von einem am Ufer stehenden Baume schossen wir die schöne Taube herab, welche an einem Theile der Ostküste den Nahmen Pomba Trocaës trägt, und bey Bahia Pomba verdadeira genannt wird; sie ist die Columba speciosa **) der Naturforscher. Nachmittags kamen wir bey der dem Herrn João Antonio zugehörigen letzten Pflanzung vorbey, wo uns vor wenigen Tagen Capitam Bento Lourenzo mit einem Gewehrfeuer begrüßt hatte; jetzt befand er sich mit seinen Leuten schon weiter vorwärts in den Wäldern. Als die Abenddämmerung eintrat, stiegen wir im finstern Walde an's Land, und zündeten unsere Feuer an. Die Nacht war sehr warm und schön, aber wie es in heißen Ländern gewöhnlich ist, äußerst feucht. Viele Stimmen von Vögeln, die des Caburé, der Choralua, des Bacurau (Caprimulgus) und der Capueira (Perdix guianensis), lassen sich nur in der Dämmerung hören, und beleben alsdann diese schauerlichen weiten Wildnisse. Das Caburé besonders kam uns sehr nahe; seine schwirrende Stimme schallte vom nächsten Baume am Feuer herab, welches der Vogel aus Neugierde zu betrachten schien. Unsere abgehärteten halbnackten Canoeführer, die Indier, legten sich ohne Bedeckung, und zum Theile entfernt vom Feuer, sogleich auf die feuchte Erde nieder, und schliefen sehr sanft; wir hingegen verbargen uns unter starken wollenen Decken auf einem aus Zweigen und Cocosblättern gebildeten Lager.

Während am kommenden Morgen das Frühstück zubereitet wurde, ließ sich nahe bey uns ein Schwarm Araras mit lautem Geschreye nieder. Einer unserer Leute, Mariano, sprang sogleich auf, ergriff die Flinte, und schlich sich an die Vögel hin; der Schuß schallte majestätisch durch die einsame Wildniß, und der Jäger kehrte frohlockend mit dem ersten jener prachtvollen Thiere zurück, das wir auf dieser Reise erlegt hatten.

Nach der Mittags-Mahlzeit schifften wir weiter, und landeten Abends an einer Sandbank, auf welcher wir Feuer anzündeten.

---

*) Vespertilio Naso, eine neue Art, mit stark verlängerter, beynahe rüsselartiger Nase, welche um eine starke Linie über den Oberkiefer vortritt. Ganze Länge des Thieres 2 Zoll 4 Linien; Flughaut stark behaart; äußeres Ohr schmal und stark zugespitzt; Haar am Oberleibe dunkelgelblich-graubraun, an den Untertheilen blässer gelblich-grau.

**) Siehe *Temminck* histoire naturelle des Pigeons et des Gallinacées. Vol. I. p. 208.

Als wir hier beschäftiget waren, unsern Arara für die Sammlung zu präpariren, sahen wir ein großes Canoe voll Menschen zu uns heraufrudern. Es war der Engländer Charles Frazer mit seiner Begleitung, der zu Comechatibá an der Küste unweit Porto Seguro eine Niederlassung besaß; er hatte jetzt mit uns gleichen Reiseplan; wir übernachteten hier, und brachen am folgenden Morgen mit einander auf. Gegen Mittag erreichten wir am nördlichen Ufer des Mucuri den Eingang eines engen, schattenreichen Canals von etwa 10 bis 12 Schritt Breite. Dieser natürliche, früherhin dicht verwachsene Canal war vor einigen Tagen auf Befehl des Ouvidors aufgeräumt und die überhängenden Gebüsche weggehauen worden; er ist der Eingang in einen schönen, ziemlich ansehnlichen See, die Lagoa d'Arara, welche rundum von Waldbergen eingeschlossen ist. Etwa eine Viertelstunde an der Lagoa hinauf hatte der Ouvidor jetzt die Niederlassung des Ministers zu Morro d'Arara zu gründen angefangen; man hatte daselbst schon Holz ausgehauen und einige Hütten erbaut. Der Ouvidor empfing uns höflich, und ich machte sogleich meine Einrichtung, mich ein Paar Monathe in dieser einsamen Wildniß aufzuhalten.

Inhalt des ersten Bandes.

Zwisch

mit